image
not
available

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

Digitized by Google

Dash. Montépin. Cobb.

Neuestes belletristisches

Lese-Cabinet

der besten und interessantesten Romane aller Nationen
in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 104, 105, 106.

Dumas. Berthet.

Madame Bovary,

oder:

Eine Französin in der Provinz.

Maquet. Duplessis.

Aus dem Französischen
des
Gustav Flaubert.

Foudras. Jewsbury.

Deutsch
von
Dr. Legné.

Bulwer. Delisle.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Sand. Paul de Kock. Reade.

Digitized by Google

Madame Bovary,

oder:

Eine Französin in der Provinz.

Aus dem Französischen

des

Gustav Flaubert.

Deutsch

von

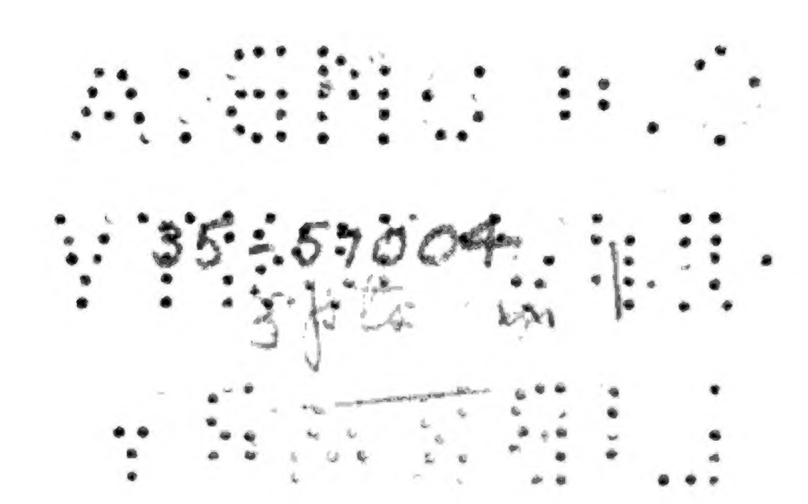
Dr. Legné.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google



844F61
T3
pt.1-3

Digitized by Google

I.

Wir waren eben im Lehrzimmer, als der Vicedirector des Instituts eintrat und einen neuen Zögling hereinführte, der noch nicht die Uniform des Collegiums, sondern einen gewöhnlichen Anzug trug; ein Schuldiener, ein großes Pult auf dem Rücken schleppend, folgte ihnen auf dem Fuße nach. Die Knaben, die während des Unterrichts eingenickt waren, fuhren aus ihrem Halbschlummer empor und thaten, als wenn sie durch die neue Erscheinung in ihrer Arbeit gestört worden wären.

Der Vicedirector gab das gewöhnliche Zeichen, das uns zum ruhigen Sitzen anwies, dann wendete er sich an den Classenlehrer und sagte mit halblauter Stimme:

»Herr Roger, ich empfehle Ihnen diesen Zögling ganz besonders; wir werden ihn einstweilen in die fünfte Classe setzen. Sollte er sich durch Fleiß und Aufführung hervorthun, so darf er in die Abtheilung der größern Schüler übergehen, wohin er auch seinem Alter nach gehört.«

Der neue Zögling hatte sich mittlerweile in einen Winkel an der Thür gedrückt und dort so wenig Raum als möglich eingenommen. Seinem ganzen Wesen nach war er ein erst vom Lande nach der Stadt gekommener Junge, etwa fünfzehn Jahre alt und höher gewachsen, als irgend ein anderer Knabe

Digitized by Google

im Institut. Man hatte ihm die Haare so zugestutzt. wie sie Dorfküster zu tragen pflegen; außerdem sah er recht gesetzt, aber auch sehr verlegen aus. Obwohl er um die Schultern herum nicht sehr breit war, so mußte ihn doch die grüntuchene Jacke mit den schwarzen Knöpfen sehr geniren; die Aermel reichten nicht bis an die Knöchel der Vorderarme; die Hände waren roth und mochten nur selten in innigere Berührung mit Handschuhen gekommen seyn. Die Beinkleider trug er hoch hinaufgezogen, wodurch sich die blauen Strümpfe, in denen seine Beine staken, ganz sonderbar und in übermäßiger Längenausdehnung präsentirten; die großen rindsledernen Schuhe waren schlecht gewichst, hatten aber dafür sehr dicke, mit großen Nägeln beschlagene Sohlen.

Der Unterricht, der einen Augenblick lang unterbrochen worden war, wurde nun wieder aufgenommen. Der fremde Ankömmling hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; er sah dabei so andächtig aus, als wenn er auf eine Predigt gehorcht hätte; er wagte es weder die Schenkel übereinander zu legen, noch sich auf die Ellbogen zu stützen. Als die Schulstunde geendigt war, mußte ihn der Lehrer mahnen, von seinem Sitze aufzustehen und sich mit uns in Reih' und Glied zu stellen.

Weil er noch ganz fremd war, wurde er für diesmal in der Erholungsstunde unbehelligt gelassen; bei der Rückkehr in das Classenzimmer sollten jedoch die Neckereien einen ziemlich empfindlichen Anfang nehmen.

Wir hatten allesammt die Gewohnheit, beim Eintritt in das erwähnte Classenzimmer unsere Kappen auf den Boden zu werfen, um die Hände frei zu haben; einem von uns eingeführten Brauche gemäß mußte Jeder schon von der Thürschwelle aus die Kappe dergestalt unter die Bank werfen, daß

Digitized by Google

sie an die Mauer streifte und recht viel Staub machte; wer sich in diesem Manöver durch besondere Gewandtheit auszeichnete, durfte der allgemeinen Anerkennung sicher seyn.

Der fremde Knabe hatte jedoch das Manöver entweder übersehen oder die Ausführung des bubenhaften Kunststückes nicht gewagt, und so kam es, daß das gewöhnliche Gebet bereits zu Ende war, als er die Kappe noch immer auf den Knien hielt. Dieses Muster von Kopfbedeckung war ein ganz eigenthümliches Kunststück, das die Elemente der Pelzmütze, des Tschakos, des niedern Hutes und der Schlafhaube in sich vereinigte, ein Ding, das in seiner Häßlichkeit nicht minder ausdrucksvoll als das Gesicht eines ausgemachten Dummkopfes war. Die Kappe war oval und durch im Innern angebrachtes Fischbein halbkugelförmig gewölbt; am vordern Theil erblickte man etwas, das drei nebeneinander liegenden Würsten ziemlich ähnlich sah; hinter diesen Würsten prangten rothe und schwarze Sammtstreifen, denen wieder ein Besatz von Fischotterpelz als begrenzender Saum diente; von der Höhe der Wölbung herab hing eine Art von Sack, der sich in eine viereckige Ebene endigte; auf dieser erhoben sich sehr complicirte Stickereien und in ihrer Mitte war eine lange dünne Schnur angebracht, an der eine ebenfalls dünne aus Goldfäden bestehende Quaste baumelte. Die Kappe war ganz neu und der Schirm hatte noch den vollen Glanz, den er seinem spiegelnden Lack verdankte.

»Stehen Sie auf,« sagte der Vicedirector.

Er gehorchte und die Kappe fiel zu Boden; die ganze Classe fing zu lachen an.

Er bückte sich, um sie wieder aufzuheben. Sein Nebenmann warf sie mit dem Ellbogen neuerdings herab. Er hob sie mehrmals auf.

*

Digitized by Google

»Machen Sie sich doch von Ihrer Kappe los,« sagte der Lehrer, der sonst gern Witze zu machen pflegte.

Das helle Gelächter, das die Schüler nun hören ließen, brachte den armen Jungen ganz außer Fassung; er wußte nun nicht mehr, ob er die Kappe in der Hand halten, oder auf dem Boden liegen lassen, oder auf den Kopf stülpen sollte. Er setzte sich endlich wieder nieder und hielt das verhängnißvolle Stück auf seinen Knien.

»Stehen Sie auf,« ließ sich der Professor vernehmen, »und sagen Sie mir Ihren Namen.«

Der Neue stammelte mit unsicherer Stimme einen unverständlichen Namen.

»Ich habe nicht verstanden. Lassen Sie nochmals hören.«

Dasselbe, von dem Höhnen der Schüler überdeckte Stammeln wiederholte sich.

»Lauter, noch lauter!«

Der Neue faßte nun einen gewaltigen Entschluß, sperrte den Mund übermäßig weit auf und schrie aus vollem Halse, als wenn er Jemanden hätte herbeirufen wollen.

»Charbovary.«

Nun wurde der Lärm in progressiver Steigerung wahrhaft betäubend; man stampfte mit den Füßen, man heulte, bellte, grunzte und wiederholte in allen möglichen Tonarten:

»Charbovary, Charbovary!«

Bald waren es einzelne Töne, die sich in dem Stimmenchaos hören ließen, bald wieder ein voller, gellender Chor, der momentan wohl abnehmen zu wollen schien, um dann lauffeuerartig neuerdings zu beginnen und den Zwerchfellen in wahrhaft drohender Weise gefährlich zu werden; halberstick-

Digitized by Google

tes Kichern oder auch helles, lautes Lachen waren Töne, die einige Abwechslung in das allgemeine Getöse brachten.

Nach und nach wurde jedoch die Ordnung wieder hergestellt und die Arbeit an den einzelnen Aufgaben und Uebungen zur Hand genommen; der Lehrer hatte aus Charbovary den Namen Charles Bovary herausgebracht, nachdem er sich ihn dictiren, vorbuchstabiren und aufschreiben gelassen hatte; der bedauernswerthe Träger des Namens, der einen solchen Aufruhr unter der muthwilligen Heerde veranlaßt hatte, wurde angewiesen, sich auf die Bank der Faulen, dem Catheder zunächst zu setzen. Er wollte der Weisung nachkommen und stand von seinem Sitze auf, hielt jedoch plötzlich inne.

»Was suchen Sie denn?« fragte der Lehrer.

»Meine Ka— Ka—,« sagte der Neue schüchternen Tones, indem er mit Blicken voll Unruhe und Besorgniß um sich schaute.

»Fünfhundert Verse werden als Strafaufgabe abgeschrieben!« donnerte der Professor, der nun endlich auch zornig geworden war und machte so, mit einem imponirenden Quos ego dem neuerdings sich erhebenden Sturme ein schnelles Ende.

»Jetzt soll Ruhe seyn,« fuhr er voll Entrüstung fort und trocknete sich den Schweiß von der Stirn mit einem Schnupftuch, das er aus seinem Barret nahm.

»Was Sie anbelangt,« sagte er, indem er sich an den Neuen wendete, »so werden Sie das Zeitwort ridiculus sum zwanzigmal abwandeln. — Uebrigens,« fügte er in sanfterem Tone hinzu, »werden Sie Ihre Kappe schon wieder bekommen; auf keinen Fall wird sie gestohlen seyn.«

Jetzt trat definitiv Ruhe ein. Die Köpfe bückten sich über ihre Aufgaben und der Neue verharrte zwei Stunden

Digitized by Google

lang in einer exemplarischen Haltung, obwohl ihm von Zeit zu Zeit, wenn der Professor eben zur Seite blickte, mehr als eine in Tinte getauchte Papierkugel ins Gesicht geworfen wurde. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und blieb unbeweglich, ohne den Blick vom Boden emporzurichten.

Am Abend brachte er Bücher und Papiere in Ordnung, packte seine wenigen Habseligkeiten aus und legte sie an den ihm hierzu angewiesenen Platz und beschäftigte sich sodann angelegentlich damit sein Papier zu liniren und Alles für den nächsten Tag in Bereitschaft zu setzen. Wir hatten längst zu arbeiten aufgehört, als wir ihn noch immer sorgfältig arbeiten, alle ihm unbekannten Worte im Dictionär nachschlagen und sich sehr viele Mühe geben sahen. Seinem Arbeitseifer verdankte er es auch, daß er in keine untere Classe versetzt wurde, da er, obwohl in den Regeln ziemlich bewandert, doch noch gar keine Gewandtheit in der Ausdrucksform besaß und keine zierlichen Wendungen anzubringen verstand. Sein Lehrer im Lateinischen war der Pfarrer seines Dorfes gewesen, da ihn seine Eltern aus Sparsamkeit so spät als möglich in die Erziehungsanstalt zu schicken beschlossen hatten.

Sein Vater, Herr Charles-Denis-Bartholomé Bovary, ein ehemaliger Militärarzt, hatte sich im Jahre 1812 in Conscriptionssachen compromittirt; gezwungen, den Dienst zu jener Zeit zu verlassen, hatte er seine körperlichen Vorzüge benützt, um Herr einer Mitgift im Betrage von sechzigtausend Francs zu werden, die sich ihm in der Persönlichkeit der Tochter eines Strumpfwirkerwaarenhändlers darbot, da dem Mädchen, von seiner äußern Erscheinung der Kopf verdreht worden war. Er war groß und stark, besaß ein tüchtiges Mundwerk, wußte rechtzeitig sehr laut mit den Sporen zu klirren, gab seinem Schnurbart eine Ausdehnung, daß er bis

zum Backenbart reichte, trug alle Finger voll Ringe, war immer in schreiende Farbe gekleidet und hatte das Aussehen eines wackeren Militärs, erhöht und angenehmer gemacht durch die Gewandtheit eines Weinreisenden.

Nach seiner Verehelichung lebte er von dem Gelde seiner Frau in den Tag hinein, ließ seinen Tisch stets reichlich besetzen, stand spät auf, rauchte fleißig aus langen Pfeifen und kehrte am Abend nie nach Hause zurück, ohne zuvor im Theater gewesen zu seyn oder im Kaffehhause gespielt zu haben. Nach dem Tode des Schwiegervaters blieb weit weniger zurück, als er erwartet hatte; darüber entrüstet, verlegte er sich auf Fabricationsversuche, setzte dabei einiges Geld zu und zog sich dann aufs Land zurück, um Oekonomie zu treiben. Da er jedoch von der Landwirthschaft nicht mehr als von der Kattunfabrication verstand, seine Pferde lieber selbst ritt, als damit ackerte, seinen Cider aus Flaschen trank, anstatt ihn in Fässern zu verkaufen, das beste Geflügel seines Hühnerhofes selbst aß und seine Schuhe mit dem selbsterzeugten Speck seiner Schweine schmierte, so wurde er mit der Zeit endlich inne, daß das Aufgeben jeder Speculation für ihn die beste Speculation seyn müsse.

Demnach suchte und fand er für zweihundert Francs in einem Dorfe in der Picardie eine Art Wohnhaus, das allenfalls nothgedrungen auch für eine Art von Pachthof gelten konnte; der Welt überdrüssig, voll Aerger und Bitterkeit, das Schicksal der Ungerechtigkeit anklagend und voll Eifersucht und Neid gegen alle Welt zog er sich, kaum fünfundvierzig Jahre alt, in jenes Asyl zurück, um wie er sagte, dort seine Tage in Frieden und Ruhe beschließen zu können.

Seine Frau war in früheren Jahren thöricht in ihn verliebt gewesen, und hatte ihm diese Liebe in so serviler Weise bezeigt, daß sie ihn dadurch völlig von sich abstieß. So liebe-

voll und heiteren Temperamentes sie aber auch früher gewesen war, so hatte es mit ihrem Charakter später dieselbe Bewandtniß gehabt, wie mit verdorbenem, zu Essig gewordenem Weine; sie war übellaunig, nervös geworden und pflegte ohne Unterlaß im weinerlichen Tone Klage über alle kleinen Einzelnheiten ihres Lebensloses zu führen. Lange Zeit hatte sie es geduldig ertragen, daß ihr Mann allen Schürzen im Dorfe nachlief, alle schlechten Orte frequentirte und am Abende übersatt nach Hause zurückkehrte; endlich hatte sich aber auch ihr Stolz empört. Dabei war sie still und stumm geblieben, und hatte in einer Art von Stoicismus ihren Gram bis zu ihrem Tode in der eigenen Brust bewahrt. Dabei war sie ohne Unterlaß im höchsten Grade in und außer dem Hause beschäftigt gewesen. Sie war es, die zu den Sachwaltern und Gerichtsvorständen gehen, an die Verfallzeit der ausgestellten Schuldscheine denken und Aufschub erwirken mußte; im Hause wusch, nähte, strickte und glättete sie, überwachte dabei die Arbeiter, zahlte die Rechnungen aus, während ihr Herr Gemal, ohne sich je um etwas zu kümmern, in einer schmollenden Schläfrigkeit verharrte, aus der er sich nur ermannte, um ihr beleidigende Worte zu sagen, zu trinken, oder an der Caminecke zu rauchen und ins Feuer zu spucken.

Als sie ein Kind bekommen hatte, ließ sie dasselbe im ersten Lebensjahre außer dem Hause erziehen. Als der Kleine später in's väterliche Haus zurückgebracht wurde, war er zwar sehr robust, wurde aber nichtsdestoweniger im höchsten Grade verzärtelt. Seine Mutter stopfte ihm den Mund buchstäblich voll Näschereien; sein Vater ließ ihn barfuß herumlaufen, und sagte sogar, um den Philosophen zu spielen, er könne eben so gut ganz nackt gehen, wie die Jungen der

Thiere. Im Gegensatze zu den mütterlichen Zärtlichkeiten hatte er sich ein gewisses Ideal von männlicher Erziehung entworfen, nach welchem er sein Söhnlein heranbilden wollte; das Kind sollte wie ein Spartaner abgehärtet werden, um rüstig und kräftig heranzuwachsen. Demnach mußte der Knabe im kalten Zimmer schlafen, frühzeitig Branntwein trinken und — worauf das Muster von einem Vater ganz besonderes Gewicht legte — die Processionen verhöhnen. Das friedfertige Naturell des Knaben wollte sich jedoch zu dergleichen Monstruositäten nicht hergeben und er hing um so mehr an seiner Mutter, die ihm Bilder ausschnitt, Geschichten erzählte und immer Gespräche zu führen wußte, deren halb scherzhafter, halb melancholischer Ton ihn jederzeit fesselte. Das vom Gatten vernachlässigte und in ihm so gröblich getäuschte Weib übertrug nicht nur ihre Liebe, sondern sogar ihre Eitelkeit auf das Haupt des Kindes. Ihre Einbildungskraft sah ihn in künftigen hohen Lebensstellungen; sie dachte sich ihn groß, schön, geistreich gut versorgt und zwar am liebsten in der Wirksamkeit eines Ingenieurs oder eines Justizbeamten. Sie lehrte ihn lesen und sogar auf einem alten Clavier einige Romanzen spielen und dazu singen.

Herr Bovary, den der Unterricht seines Kindes nur sehr wenig interessirte, meinte zu Allem dem, daß es nicht die darauf gewendete Mühe lohnen werde, da sie Beide doch nie die Mittel aufbringen würden, um den Kleinen studieren oder ihm ein Geschäft einrichten lassen zu können; ein Mann, meinte er, brauche nur ein günstiges Aeußere zu haben und keck vorzugehen, um seinen Weg im Leben zu machen. Bei solchen Reden pflegte sich Madame Bovary in die Lippen zu beißen, welche Pausen das Kind benutzte, um im Dorfe herumzuvagabundiren.

Der Knabe begleitete die Ackerknechte auf das Feld, um dort mit Erdschollen nach den Raben zu werfen und sie aufzuscheuchen. Er naschte von den Früchten der Maulbeerbäume am Rande der Gräben, hütete die wälschen Hühner, die er mit einer Gerte vor sich hertrieb, half beim Mähen und Einheimsen der Ernte, trieb sich in den Waldungen herum, spielte an Regentagen mit seinen Cameraden unter der Wölbung des Kirchenportals und erbat sich an Festtagen vom Kirchendiener die Vergünstigung, die Glocken zu läuten, um sich an den Glockenstrick zu hängen und hin- und herschwingen zu lassen.

Er schoß gleich einem gesunden jungen Baume in die Höhe, wurde kräftig und stark, hatte blühende Farben und sehnige Arme und Beine.

Als er zwölf Jahre alt war, erwirkte seine Mutter, daß man ihn endlich seine Studien beginnen ließ, mit deren Einleitung und Durchführung vorerst der Pfarrer betraut wurde. Die Lectionen waren jedoch so kurz und wurden so unregelmäßig fortgesetzt, daß sie keine sonderlichen Resultate herbeiführen konnten. Sie wurden nur in ganz freien Stunden ertheilt, in der Sacristei etwa, in flüchtiger Eile, zwischen einer Taufe und einem Leichenbegängnisse; bisweilen ließ der Pfarrer seinen Zögling auch nach dem Abendgebete holen, wenn er sonst nicht auszugehen hatte. Die Beiden begaben sich in das Zimmer des geistlichen Herrn; man installirte sich; die Nachtfalter und Mücken flatterten um die Kerzenflamme herum. War es heiß, so schlief das Kind ein; der alte Herr, der die Hände über dem Bauche gekreuzt hielt, that desgleichen und schnarchte mit weit offenem Munde.

Ein andermal geschah es wohl auch, daß der Pfarrer, wenn er eben von einem Kranken zurückkehrte, den er mit den Tröstungen der Religion versehen hatte, den sich auf den

Feldern herumtreibenden Charles von weitem erblickte; in solchen Fällen pflegte er ihn herbeizurufen, ihm eine Viertelstunde lang eine Strafpredigt zu halten und ihn allenfalls sogleich ein Zeitwort abwandeln zu lassen. In den meisten Fällen wurde die Lection dann durch einen des Weges kommenden Bekannten oder auch durch einen Regenguß unterbrochen. Im Uebrigen war der Pfarrer mit seinem Zöglinge sehr zufrieden und meinte sogar, daß der junge Mensch sehr talentirt sey und besonders ein ganz ausgezeichnetes Gedächtniß habe.

Auf die Länge konnte es jedoch mit der Erziehung des Knaben nicht in solcher Weise fortgehen; seine Mutter trat sehr energisch auf, der Vater schämte sich oder wurde ihres Zuredens überdrüssig, jedenfalls gab er ohne weiteren Widerstand nach und man wartete noch ein Jahr, bis der Junge nur erst einmal zur Communion gegangen seyn würde.

Dann ließ man wieder sechs Monate vorübergehen; endlich wurde Charles in das Institut zu Rouen geschickt, wohin ihn sein Vater zur Zeit des Jahrmarktes gegen Ende October selbst brachte.

Keiner von uns wußte nunmehr viel von ihm zu erzählen. Er war ein junger Mensch von sehr ruhigem Temperamente, der in der Recreationszeit spielte, in der Classe fleißig arbeitete, des Nachts sehr ruhig schlief und bei Tische sehr viel aß. Der Correspondent seines Vaters war ein Galanteriewaarenhändler, der ihn einmal im Monate aus der Anstalt abholte, und zwar immer des Sonntags, wenn sein Laden bereits geschlossen war; er schickte ihn dann an den Hafen, wo er die Schiffe nach Muße betrachten konnte; um sieben Uhr noch vor der Abendmahlzeit hatte er ihn dann immer wieder getreulich in's Institut zurückgebracht. Am Donnerstag Abend, der den Zöglingen immer zur freien Disposition gegeben war,

schrieb Charles immer seiner Mutter lange Briefe mit rother Tinte, die er mit drei Oblaten siegelte; dann wiederholte er seine Aufgaben, oder las ein altes Exemplar der Reise des jungen Anacharsis in Griechenland, das sich im Schlafzimmer der Zöglinge vorgefunden hatte. Beim Spazirengehen plauderte er vorzugsweise mit dem Diener, der gleich ihm vom Lande war.

Durch fortgesetzten Fleiß brachte er es dahin, sich so ziemlich in Mitten der Classe zu erhalten; einmal erhielt er sogar eine Auszeichnung in der Naturgeschichte. Nachdem er jedoch die nothwendigsten Studien zurückgelegt hatte, nahmen ihn seine Eltern aus dem Institute, um ihn Medicin studiren zu lassen; sie glaubten überzeugt seyn zu dürfen, daß er die für die Vorstudien nöthigen Wissenschaften aus eigener Kraft und ohne fremde Beihilfe zu erlernen im Stande seyn würde.

Seine Mutter miethete ihm ein Kämmerchen in einem vierten Stocke bei einem Färber ihrer Bekanntschaft; er wurde dort in vollständige Verköstigung eingemiethet; außerdem versah ihn die Mutter mit dem nöthigen Hausrath, das heißt, mit einem Tische, zwei Stühlen, einer alten Bettstätte, und einem gußeisernen kleinen Ofen und der nöthigen Quantität Holz, um ihr Kind vor dem Frieren zu bewahren. Sie verweilte eine ganze Woche bei ihm und verließ ihn sodann unter tausend Anempfehlungen sich gut aufzuführen, da er jetzt ganz sich selbst überlassen seyn werde.

Als er daran war, Medicin zu studiren, betäubte ihn das Verzeichniß der im Programme angegebenen Vorlesungen; da gab es Curse über Anatomie, Pathologie, Physiologie, Pharmacie, Chemie und Botanik; dazu kamen noch die verschiedenen Kliniken, die gerichtliche Medicin, die Hygienik und Diätetik, und noch eine Unzahl Dinge, deren etymologischer Sinn

ihm völlig fremd war und die ihm wie eben so viele geheimnißvolle Eingänge zu mysteriösen Heiligthümern erschienen.

Er begriff nicht, wie er solche Studien durchmachen und bezwingen sollte, er erfaßte die Möglichkeit dazu nicht. Nichtsdestoweniger arbeitete er wacker darauf los, hielt seine Hefte in Ordnung, besuchte die Vorlesungen mit großem Fleiße und versäumte auch nicht eine einzige Stunde. Er legte täglich ein Stück Wegs zurück, machte täglich ein Stück Aufgabe und glich in seinem Thun und Lassen so ziemlich dem Arbeitspferde, das sich mit verbundenen Augen im Kreise herumdreht, ohne eine Ahnung von der Arbeit zu haben, die es verrichtet.

Um ihm Ausgaben zu ersparen, schickte ihm seine Mutter wöchentlich durch den Dorfboten ein Stück gebratenes Kalbfleisch, wovon er Vormittag frühstückte, nachdem er im Spitale die Kliniken besucht und sich durch rasche Muskelbewegung zu erwärmen gesucht hatte. Dann machte er eilfertigen Schrittes wieder die Runde in die verschiedenen Vorlesungen, in das anatomische Amphitheater, ins Spital und dann nach Hause. Dort verzehrte er ein mageres Mahl in Gemeinschaft mit seinem Hausherrn, stieg wieder in sein Kämmerchen hinauf und setzte sich zur Arbeit, oft in noch feuchten Kleidern, die dann vor dem bis zum Rothglühen geheizten Ofen rauchten und dampften.

An schönen Sommerabenden, in den Stunden, in denen die lauten Gassen menschenleer sind und die Mägde Fangball vor den Hausthoren spielen, pflegte er sein Fenster zu öffnen und hinauszuschauen. Die Aussicht ging auf die Seine hinab, die aus jenem Stadtviertel von Rouen eine Art von schmutzigem kleinen Venedig macht und ihre trüben, grauen Gewässer zwischen Brücken und Gittern dahinwälzt. Am Ufer kauernde Arbeiter wuschen ihre Hände und Arme in den Flu-

ten. Aus den Dachböden ragten lange Stangen, an denen Wäsche und frischgefärbte Stoffe zum Trocknen hingen. Ueber den Dächern wölbte sich der reine Himmel, den die untergehende Sonne röthlich färbte. Wie gut und angenehm mochte es jenseits dieser Dächer und Häuserreihe seyn! Wie frisch und kühl mußte nicht der Spazirgang unter schattigen Buchen und Linden sich gestalten!

Unwillkürlich suchte er Lüfte und Düfte des offenen Landes einzuathmen, obwohl sie unmöglich bis zu ihm gelangen konnten.

Er wurde dürre und mager; sein Gesicht nahm einen leidenden Ausdruck an, der es fast interessant gestaltete.

Nach und nach in einer ihm natürlichen Lässigkeit kam er von all den schönen Entschlüssen ab, die er im Beginne des Schuljahres gefaßt hatte. So versäumte er einmal den klinischen Besuch, ein andermal eine Vorlesung, fand Behagen an der Trägheit und wendete den Studien endlich im eigentlichen Sinne des Wortes den Rücken zu.

Er gewöhnte sich ans Wirthshausleben und wurde ein eifriger Dominospieler. Allabendliches Verweilen in einer schmutzigen Kneipe, um auf einer Marmorplatte die mit schwarzen Punkten markirten Knöchelchen aufzusetzen, erschien ihm als ein kostbarer Gebrauch seiner Freiheit, der ihm höhere Achtung vor sich selbst einflößte. Es war dies eine Art von Einweihung in die Freuden der Welt und ihre verbotenen Genüsse; wenn er die Hand auf die Thürklinke legte, so geschah es mit einer fast sinnlichen Freude und eine Unzahl bis dahin unterdrückt gewesener Empfindungen machten sich in ihm Luft; er lernte Lieder auswendig, die er sehr gern singend vortrug, schwärmte für Beranger, verstand sich aufs Punschbrauen und lernte endlich auch die Liebe kennen.

Die Folge solcher Lebensweise war eine ganz natürliche: er konnte sein Examen als Chirurg nicht bestehen. Am selben Tage, an welchem die Professoren ihn als untüchtig erklärten, erwartete man ihn im elterlichen Hause, wo seine Rückkehr gefeiert werden sollte.

Er verließ Rouen zu Fuß und blieb außerhalb seines Heimatdorfes, wohin er seine Mutter rufen ließ, um ihr Alles zu erzählen. Sie entschuldigte ihn, schob die Schuld auf die Ungerechtigkeit der Examinatoren, richtete seinen gesunkenen Muth auf und nahm es auf sich, Alles wieder ins Geleis zu bringen. Ihr Mann wurde von dem eigentlichen Sachverhalt erst fünf Jahre später in Kenntniß gesetzt; er nahm ihn als eine vollendete Thatsache um so leichter hin, als er nicht glauben konnte und wollte, daß sein Sprößling ein Dummkopf seyn könne.

Charles machte sich daher neuerdings an die Arbeit und bereitete sich zum Examen vor; er arbeitete dabei weit mehr mit dem Gedächtniß als mit dem Kopfe und lernte Alles buchstäblich auswendig. Diesmal war die Prüfung glücklich und er erhielt eine ziemlich gute Note. Seine Mutter war überglücklich und gab eine große Mahlzeit zum Besten.

Es handelte sich nun um die Wahl des Ortes, in dem er seine Praxis ausüben sollte. Man entschied sich für Tostes, wo nur ein einziger alter Arzt practicirte. Madame Bovary wartete seit langer Zeit auf dessen Tod, der nicht sobald erfolgt war, als sich auch Charles bereits an seiner Stelle als Nachfolger im Aeskulap installirt hatte.

Madame Bovary glaubte noch nicht genug gethan zu haben, daß sie den Sohn erzogen, ihn die Heilkunde lernen lassen und Tostes für seine Praxis entdeckt hatte; sie bedurfte auch einer Frau für ihn. Bald hatte sie eine solche für

ihn gefunden, die Witwe eines Gerichtsbeamten von Dieppe, die fünfundvierzig Jahre alt war und zwölfhundert Francs Renten hatte.

Sie war zwar häßlich wie eine Vogelscheuche, dürr wie ein Besen und voll Blüthen im Gesicht wie der Frühling; nichtsdestoweniger fehlte es nicht an Bewerbern um ihre Hand. Um zum Ziele zu gelangen, sah sich Madame Bovary genöthigt, ein Heer von Concurrenten zu besiegen; es gelang ihr und sie triumphirte sogar über die Intriguen eines Fleischselchers, dem der Schulmeister das Wort redete.

Charles hatte durch die Ehe zu einer angenehmen Lebensweise zu gelangen gehofft und gemeint, als verheiratheter Mann freier und ungehinderter über seine Person und sein Geld verfügen zu können. Dem war jedoch nicht so und seine Frau führte das Scepter im Hause. Er mußte nach ihrem Gutdünken reden oder schweigen; am Freitag fasten, sich kleiden, wie sie es wollte und auf ihren Befehl die Kunden anklagen und vor Gericht fordern, die säumig im Zahlen waren. Sie erbrach seine Briefe, spähte seinen Schritten nach und horchte hinter einem Breterverschlag, wenn er weiblichen Patienten in seinem Zimmer ordinirte.

Sie wollte nichts Anderes als Chocolade frühstücken und war in ihren Ansprüchen unersättlich. Dabei klagte sie ohne Unterlaß über körperliche Leiden; bald sollte ihre Brust krank seyn, bald wollte sie an den Nerven leiden oder eine schlechte Verdauung haben. Einmal konnte sie selbst das leiseste Geräusch nicht vertragen; ließ man sie dann allein, so wurde ihr die Einsamkeit unerträglich; kehrte man dann wieder zu ihr zurück, so geschah dies nur, wie sie behauptete, um sie sterben zu sehen.

Wenn Charles der Abends heimkam, so streckte sie ihm

die langen magern Arme aus dem Bette entgegen, schlang sie um seinen Hals, hieß ihn sich auf den Rand ihres Bettes setzen und erzählte ihm von ihren Kümmernissen; sie warf ihm vor, daß er ihrer vergäße und eine Andere liebe, man habe ihr von jeher vorhergesagt, daß sie unglücklich seyn werde.

Das Ende solcher Gespräche war immer das Verlangen nach irgend einem Arzneimittel für ihre Leiden, und — nach ein wenig mehr Liebe.

II.

Eines Nachts wurde das Ehepaar gegen eilf Uhr durch das Geräusch von Hufschlägen erweckt; ein Reiter hielt vor ihrer Hausthür. Die Magd, die in einem Bodenzimmer schlief, öffnete ein Dachfenster und parlamentirte mit dem vor dem Hause befindlichen Manne. Der Fremde war gekommen, um den Arzt zu holen, für den er einen Brief mitbrachte. Nastasie, so hieß die Magd, ging zähneklappernd vor Kälte die Treppe hinab, zog die Riegel zurück und sperrte die Thür auf. Der Mann ließ sein Pferd auf der Straße, folgte der Magd auf dem Fuße nach und trat mit ihr zugleich in das Schlafzimmer der Eheleute. Er zog aus seiner Wollmütze, von der eine graue Troddel herabhing, einen in einen Lappen gewickelten Brief, den er Charles überreichte.

Charles setzte sich im Bette auf, um lesen zu können; Nastasia hielt das Licht, die schamhafte Gattin hatte das Gesicht der Wand zugekehrt und zeigte dem Fremden ihren Rücken.

In dem Schreiben, das zierlich mit blauem Siegellack gesiegelt war, wurde Herr Bovary inständigst gebeten, sich sofort nach dem Pachthofe des Herrn Bertaux zu begeben, wo Jemand den Fuß gebrochen haben sollte. Von Tostes nach Bertaux führt ein sechs Stunden langer Feldweg über Longueville und Saint-Victor. Die Nacht war sehr finster und die junge Gattin fürchtete, es könne ihrem Gatten ein Unfall begegnen. Es wurde daher beschlossen, den Boten, einen Stallknecht, voranzuschicken; Charles sollte erst nach drei Stunden, wenn der Mond aufgegangen seyn würde, nachfolgen; vom Pachthofe aus sollte ihm ein Knabe entgegenkommen, um ihm den Weg zu zeigen und die Einfriedungen an der Straße zu öffnen.

Gegen vier Uhr Morgens hüllte sich Charles dicht in seinen Mantel und machte sich auf den Weg nach dem Pachthofe. Schlaftrunken wie er war, ließ er sich von dem sanften Trab seines Pferdes in eine Art von Halbschlummer wiegen. Wenn das Thier von selbst vor jenen mit Dornen umgebenen Löchern stehen blieb, die man am Rande der Furchen auszuhöhlen pflegt, erwachte Charles, gedachte des gebrochenen Beines, das er zusammenfügen sollte, und suchte sich an alle ihm bekannten Arten von Beinbrüchen zu erinnern. Es regnete nicht mehr, der Morgen dämmerte bereits; auf den noch unbelaubten Zweigen der Aepfelbäume standen die kleinen Vögel unbeweglich und sträubten der kalten Morgenluft halber ihre Federn pelzartig in die Höhe. Die flache Gegend schien sich endlos auszudehnen; die Baumgruppen bei den Pachthöfen glichen violetten dunklen Flecken auf der grauen Fläche der Erde und am düstern Gewölbe des Himmels. Von Zeit zu Zeit öffnete Charles die Augen; bald aber übermannte ihn der Schlaf von Neuem und er versank in eine Art von

Betäubung, in der neuerliche Empfindungen sich mit Erinnerungen einer frühern Zeit mengten; er sah sich selbst als Doppelwesen, noch als Student und doch schon verheirathet, im Bette liegend, wie noch vor wenigen Stunden und doch auf- und abwandelnd in einer chirurgischen Klinik, wie vor Jahren. Der warme Dunst der Kataplasmen mischte sich mit dem frischen Duft des Thaues; er hörte die tiefen Athemzüge seiner Frau und das Klirren der eisernen Ringe der Vorhänge an den Stäben der Spitalbetten.

Als er durch das Dorf Bassonville kam, gewahrte er am Rande eines Grabens einen jungen auf dem Grase sitzenden Burschen.

»Sie sind der Doctor?« fragte der Kleine.

Charles beantwortete die Frage bejahend; der Knabe nahm sofort seine Holzschuhe in die Hand und lief barfüßig vor dem Pferde einher.

Aus den Reden des kleinen Führers entnahm der Arzt, daß Herr Rouault ein sehr vermöglicher Landmann seyn müsse. Am Abend zuvor hatte er sich im Nachhausegehen von einem Besuche, den er bei einem Nachbarn abgestattet hatte, das Bein gebrochen. Seine Frau war schon seit zwei Jahren todt. Er hatte Niemanden bei sich, als seine Mamsell Tochter, die ihm in der Haushaltung behilflich war.

Die Geleise und Löcher auf der Straße wurden immer tiefer und unwegsamer. Man war dem Pachthofe näher gekommen. Der kleine Junge schlüpfte durch ein Loch in eine Hecke, verschwand und kam auf einer andern Seite wieder zum Vorschein, um eine Barriere zu öffnen. Das Pferd strauchelte auf dem feuchten Grase. Charles bückte sich, um unter den Zweigen durch zu gelangen. Die Wachhunde kamen bellend aus ihren Hütten hervor und rasselten mit ihren

Ketten. Als Charles in den Hof ritt, scheute sein Pferd und machte einen gewaltigen Seitensprung.

Das ganze Aussehen zeigte von Wohlstand. Die Thüren der Ställe waren offen und man erblickte in denselben starke Ackerpferde, die ruhig und behaglich aus neuen Krippen fraßen. Längs der Gebäude lagen hohe Düngerhaufen, aus denen ein feuchter Dampf aufstieg und auf welchen Hühner und Truthühner mit einem halben Dutzend Pfauen, den Luxusthieren der Pachthöfe jener Gegend, um die Wette pickten und nach Körnern scharrten. Der Schafstall war sehr lang, die Scheuer hoch und ihre Mauern glatt wie die Hand. Unter dem Schupfen waren zwei große Karren und vier Pflüge; an den Wänden hingen Peitschen, Kummete und vollständige Pferdegeschirre; die blauwollenen Decken trugen die Spuren des Staubes an sich, der vom Boden herabfiel. Der Hofraum ging sanft aufwärts und war symmetrisch mit Bäumen bepflanzt; neben einer Pfütze hörte man eine Gänseheerde lustig schnattern.

Eine junge Person, in einem blauen, städtisch zugeschnittenen Merinokleide, stand auf der Schwelle des Hausthores, um Herrn Bovary zu empfangen; sie führte ihn in die Küche, wo ein helles Feuer brannte. An diesem Feuer kochte in kleinen Töpfen von ungleicher Größe das Frühstück der Hausleute. Feuchte Kleidungsstücke trockneten vor dem Camine. Die Feuerschaufel, die Zange und die Röhre des Blasbalges, sämmtlich in kolossalen Verhältnissen gemacht, glänzten und schimmerten wie aus polirtem Stahle gearbeitet, während an den Mauern blank gescheuertes Kupfer- und Zinngeschirr leuchtete, und die Flamme des Heerdes, so wie die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne wiederspiegelte.

Charles ging in das erste Stockwerk hinauf, um nach

dem Kranken zu sehen. Er fand ihn im Bette liegend, unter dicken Wolldecken schwitzend und ohne Schlafmütze, die er ungeduldig weggeworfen hatte. Der Mann mochte fünfzig Jahre alt seyn, war dick und klein, hatte einen sehr weißen Teint und blaue Augen, einen kahlen Vorderkopf und Ohrgehänge in den Ohrläppchen. Auf einem Stuhle neben seinem Bette stand eine große Branntweinflasche, aus der er sich von Zeit zu Zeit einschenkte, um sich, wie er sagte, Courage zu machen; sobald er jedoch des Arztes ansichtig wurde, schwand seine bisherige Aufregung in nichts dahin; anstatt zu fluchen, was er seit zwölf Stunden unablässig gethan hatte, fing er zu ächzen und zu wimmern an.

Die Verletzung war ein einfacher Bruch ohne weitere Complicationen. Charles hätte sich keinen leichtern Fall wünschen können. Er rief sich das Benehmen ins Gedächtniß zurück, das seine Lehrer und Meister am Krankenbette anzunehmen für gut befunden hatten, ermuthigte den Patienten mit verschiedenen Späßen, den herkömmlichen wundärztlichen Liebkosungen, die sich füglich mit dem Oele vergleichen lassen, mit dem man die schneidenden Instrumente einsalbt.

Das Bein sollte geschient werden; zu diesem Behufe wurde ein Packet Schindeln aus der Scheuer herbeigebracht. Charles wählte die passenden Stücke aus, schnitt die nöthigen Theile zurecht und glättete sie mit einem Glasscherben, während die Magd ein Leintuch in Streifen zerriß, um Verbandstücke daraus zu machen, und Mamsell Emma kleine Kissen zurecht zu nähen bemüht war. Sie hatte lang gebraucht, ehe sie ihr Nähzeug gefunden hatte; ihr Vater machte seiner Ungeduld in ziemlich lebhaften Ausdrücken Luft; sie antwortete nichts darauf, stach sich aber beim Nähen in die Finger und führte diese an den Mund, um das Blut auszusaugen.

Charles war nicht wenig über die Weiße ihrer Nägel und Finger erstaunt. Die Nägel glänzten, liefen fein gespitzt zu, waren glätter als Elfenbein und mandelförmig zugeschnitten. Die Hand selbst war nicht schön, etwas zu farblos und vielleicht auch zu mager, außerdem war sie auch zu lang und die Contouren nicht weich. Ihr schönster Schmuck waren ihre Augen; obwohl sie braun waren, so schienen sie der langen Wimpern halber fast schwarz zu seyn; der Blick war kühn und doch zugleich einigermaßen kindlich.

Als der Verband angelegt war, wurde der Arzt von Herrn Rouault selbst aufgefordert, einen Imbiß vor dem Aufbruch zu nehmen.

Charles ging in den ebenerdigen Saal hinab. Auf einem kleinen Tisch, am Fußende eines großen Bettes, waren zwei Gedecke; anstatt der Gläser hatte man silberne Becher aufgestellt; das Bett war mit einer bunten Decke überzogen, in welche Figuren, vorzugsweise Türken darstellend, eingewebt waren. Man roch Lavendelduft und den Geruch feuchter Wäsche, der aus einem großen, aus Eichenholz gefertigten Schranke drang, der dem Fenster gegenüber stand. Auf dem Boden, in den Winkeln waren Getreidesäcke aufgestapelt, welche die Ueberfülle repräsentirten, die im Speicher nicht mehr Platz gefunden hatte. Zur Zierde des Gemaches hatte man an einem Nagel, dessen Eisen unter der Salpeterincrustation grünlich geworden war, einen mit Kohle gezeichneten Minervakopf aufgehangen, der im goldenen Rahmen in gothischen Buchstaben die Unterschrift trug:

»Meinem lieben Papa.«

Die Frühstückenden sprachen zuerst vom Kranken, dann vom Wetter, von der großen Kälte und von den Wölfen, die sich bei Nacht noch immer in den Wäldern sehen ließen.

Mamsell Rouault amüsirte sich nicht sonderlich auf dem Lande, namentlich seitdem die Sorge für die Hauswirthschaft auf ihr ganz allein lastete. Der Saal war kalt wie ein Keller, sie klapperte während des Essens mit den Zähnen, und man konnte dabei ihre fleischigen Lippen bewundern, die sie von Zeit zu Zeit zwischen die Zähne zu klemmen pflegte.

Ihr Hals ragte aus einem weißen umgeschlagenen Kragen hervor. Ihr schwarzes Haar war so glatt gestrichen, daß es wie aus einem Stücke zu bestehen schien; rückwärts war es in einen so dichten Zopf zusammengewickelt, daß Charles unwillkürlich die Fülle des Haares anstaunen mußte. Ihre Wangen waren rosig; aus dem Ausschnitt ihres Leibchens ragte der Griff eines Lorgnons in die Höhe.

Charles ging nochmals in den ersten Stock hinauf, um dem alten Rouault Lebewohl zu sagen; als er in den ebenerdigen Saal zurückkehrte, stand sie aufrecht am Fenster und blickte durch dasselbe in den Garten, in welchem der Wind die Bohnenstangen umgeworfen hatte. Sie hörte ihn kommen und drehte sich um.

»Suchen Sie etwas?« fragte sie ihn.

»Meine Reitpeitsche,« lautete die Antwort.

Er stöberte unter dem Bette, hinter den Thüren, unter den Stühlen herum. Die Reitpeitsche war zwischen den Säcken und der Wand auf den Boden gefallen. Mamsell Emma erblickte sie und bückte sich über die Getreidesäcke. Voll Galanterie eilte Charles an dieselbe Stelle und als er seinen Arm ausstreckte, berührte er mit der Brust den Rücken des jungen, vor ihm gebückten Mädchens. Erröthend und wie mit Blut übergossen richtete sie sich empor, sah ihn über die Schulter an und reichte ihm die Reitpeitsche.

Anstatt erst nach drei Tagen, wie er versprochen hatte,

nach dem Pachthofe zurückzukehren, kam er schon am nächsten Tage und dann regelmäßig zweimal in der Woche, ohne die unerwarteten Besuche zu zählen, die er von Zeit zu Zeit machte.

Die Cur ging übrigens nach Wunsch von Statten, die Heilung des Bruches trat ganz regelmäßig ein; als nach Verlauf von sechsundvierzig Tagen der alte Rouault versuchsweise allein zu gehen im Stande war, wurde Herr Bovary als ein außerordentlich geschickter Mann angesehen. Papa Rouault behauptete, die ersten Aerzte von Yvetot und selbst von Rouen hätten ihn nicht besser behandeln können.

Charles legte sich keine Rechenschaft über den eigentlichen Grund des Vergnügens ab, das er bei seinen Besuchen auf dem Pachthofe empfand. Hätte er darüber nachgedacht, so würde er seinen Eifer ohne Zweifel der Schwierigkeit des Falles, vielleicht auch dem in Aussicht stehenden Honorare zugeschrieben haben. Im Grunde mochten aber diese Besuche in seinem ärmlichen, eintönigen Leben eine Art leuchtender Punkte seyn. An dem Tage, an welchem er den Pachthof zu besuchen gedachte, stand er früh auf, verließ das Haus im Galoppschritt seines Pferdes, brachte aber, sobald er in die Nähe des Pachthofes gelangt, seinen Anzug in Ordnung und zog schwarze Handschuhe an. Er fühlte eine unsägliche Behaglichkeit, sobald er in den Hof trat, das Hausthor in seinen Angeln knarren, den Haushahn krähen und die Begrüßungen der Ackerknechte hörte. Er liebte die Scheuer und die Ställe, er liebte den Vater Rouault, der ihm derb die Hand schüttelte und ihn seinen Retter nannte; er liebte es, die kleinen Holzschuhe der Mamsell Emma auf den sauber gewaschenen Steinplatten der Küche klappern zu hören und sie dabei, da

die Absätze sehr hoch waren. in stattlicher Größe vor sich einherschreiten zu sehen.

Wenn er Abschied nahm. begleitete sie ihn immer bis an die erste Stufe der Freitreppe; hatte man sein Pferd noch nicht vorgeführt, so leistete sie ihm eine Weile Gesellschaft. Dann sagte man einander Lebewohl und Charles konnte sehen, wie der Wind die Haare des hübschen Mädchens im Nacken emporhob und die Schnüre der Schürze auf ihren Hüften hin- und herbewegte.

Einmal, es war eben Thauwetter, sickerte es aus der Rinde der im Hofe stehenden Bäume und der Schnee begann auf dem Dache zu schmelzen. Mamsell stand auf der Schwelle des Thores, kehrte aber ins Haus zurück. holte ihren Sonnenschirm und spannte ihn aus. Die Sonnenstrahlen fielen auf das buntseidene Schirmdach und spielten in Schlaglichtern auf der weißer Haut ihres Angesichtes. Sie lächelte freundlich, als sie die Tropfen auf das Seidendach fallen hörte.

Während der ersten Wochen. in denen Charles nach dem Pachthofe ritt. erkundigte sich Madame Bovary öfter nach dem Befinden des Kranken und notirte die Zahl der Besuche fleißig in das von ihr sorgfältig geführte Buch. Als sie aber erfuhr, daß der Pächter Rouault eine Tochter habe, zog sie weitere Erkundigungen ein und mußte zu ihrem großen Mißvergnügen vernehmen, daß die im Ursulinerkloster erzogene Mamsell eine sogenannte schöne Erziehung erhalten habe und daher tanzen, zeichnen, sticken und clavierspielen könne und sich auch auf Geschichte und Geographie verstünde.

Ihre Verzweiflung kannte keine Grenzen.

»Deswegen also,« sagte sie zu sich selbst, »sieht er so glücklich aus. wenn er nach dem Pachthofe reitet, und zieht

sein neues Gilet auf die Gefahr hin an, es im Regen zu ruiniren? Oh, jenes Mädchen wird noch mein Unglück seyn!«

Instinctmäßig empfand sie bereits tiefen Abscheu vor jenem Mädchen. Im Beginne machte sie ihrem Kummer durch Anspielungen Luft; Charles verstand deren Sinn nicht; später machte sie Bemerkungen, die Charles ohne Entgegnung ließ, da er ein Ungewitter hervorzurufen fürchtete; endlich ging sie zu directen Herausforderungen über, die Charles nicht zu beantworten verstand.

So fragte sie, woher es denn komme, daß er so oft nach dem Pachthofe reite, da doch Herr Rouault schon geheilt sey und seine Schuld noch nicht abgetragen habe? Freilich gebe es dort eine Person, Jemanden, der hübsch zu sprechen und noch schöner zu sticken verstünde. Dergleichen wäre ihm ganz recht, ihm thäten Damen aus der Stadt noth.

Ein andermal sagte sie wieder:

»Ist denn die Tochter des Pächters Rouault wirklich ein Stadtmädchen? Ich kann es nicht glauben; der Großvater war Gemeindehirt und ein Vetter wäre bald eines Raufhandels und seiner Folgen halber vor die Assisen gekommen. Wer solche Verwandte hat, der darf nicht so viel Aufhebens von sich machen und braucht des Sonntags nicht wie eine Gräfin in einem Seidenkleide in der Kirche zu erscheinen. Uebrigens habe ich mit dem Pächter aufrichtiges Mitleiden; wenn der Rübssamen im vorigen Jahre nicht gut aufgegangen wäre, hätte er seinen Pachtzins nicht zahlen können.

Um den häuslichen Scenen ein Ende zu machen, stellte Charles seine Besuche bei den Bertaux ein. Er hatte seiner Heloise, seiner Frau nemlich, auf das Evangelium schwören müssen, nachdem sie ihn in einem heftigen Liebesparoxysmus mit Küssen überdeckt und mit Thränen überschwemmt hatte

nicht mehr dorthin zu gehen. Er hielt Wort: die geheimen Wünsche seines Herzens legten jedoch Protest gegen die Servilität seines Benehmens ein; in einer Art naiver Hypokrisie sagte er in seinem Herzen, daß das Verbot jenes Mädchen wieder zu sehen, ihm gewissermaßen ein Recht es zu lieben gebe.

Im Uebrigen wollte es der Witwe durchaus nicht gelingen, das in das Herz ihres Mannes geprägte Bild aus demselben zu verwischen. Die Witwe war mager und hatte lange, gelbe Zähne; sie trug in jeder Jahreszeit einen kleinen schwarzen Shawl, dessen Spitze zwischen den Schulterblättern endete; der dürre Leib war in schlecht zugeschnittene Kleider gezwängt, die zu kurz waren und die groben, grauen Strümpfe und derben Schuhe sehen ließen.

Charles' Mutter pflegte von Zeit zu Zeit zum Besuche zu kommen, der Schwiegertochter gelang es, die Schwiegermutter nach eigenem Sinne umzumodeln; beide glichen mit den spitzen Zügen eben so vielen Schröpfköpfen, welche den unglücklichen Wundarzt mit ihren Reflexionen und Bemerkungen scarificirten. Er sollte nicht so viel essen, nicht jedem Ankömmling ein Glas Wein anbieten und einmal seinen Eigensinn bei Seite setzen und Flanell auf dem bloßen Leibe tragen!

Im Beginne des nächsten Frühjahres begab es sich, daß ein Notar von Ingouville, bei dem das baare Vermögen der Witwe Dubuc, der Mutter Heloisens deponirt war, eines Tages unsichtbar wurde; mit ihm war auch die ihm anvertraute Habe seiner Clienten verschwunden. Heloise besaß wohl noch einen auf sechstausend Francs veranschlagten Antheil an einem Schiffe und ein Haus; von all ihrem Vermögen, von dem man so viel Aufsehens gemacht hatte, war jedoch nichts

ins Haus gekommen als einige Möbel und Nippesachen. In dieser Sache mußte man einmal ins Reine kommen. Bei der Untersuchung fand es sich, daß das Haus von Hypothekenschulden beinahe erdrückt war, das Baargeld war mit dem Notar nicht mehr vorhanden und der Antheil an der Barke war keine dreitausend Francs werth. Demnach hatte die Aussteuer vorzugsweise in Lügen bestanden!

Herr Bovary Senior zerschmetterte in seiner Entrüstung einen Stuhl, beschuldigte seine Frau, daß sie ihren Sohn durch die Verbindung mit einer solchen Mähre unglücklich gemacht, da das Geschirr, das die Frau ins Haus gebracht, nicht für ihre häßliche Haut zu entschädigen im Stande sey. Charles' Eltern kamen nach Toste. Man forderte gegenseits Erklärungen; es kam zu mehr als einem hitzigen Wortwechsel. Heloise warf sich weinend an die Brust ihres Mannes und beschwor ihn, sie gegen seine Eltern in Schutz zu nehmen; Charles wollte für sie sprechen. Die Eltern wurden böse und reisten ab.

Heloise war jedoch von einem schweren Schlag getroffen, den sie nicht zu verwinden im Stande war. Als sie acht Tage später Wäsche zum Trocknen aufhängte, wurde sie von Blutspucken befallen; am folgenden Morgen, als Charles ihr eben den Rücken zuwendete, um die Vorhänge am Fenster zurecht zu ziehen, sagte sie zu ihm:

„Charles, komm zu mir! Ach, mein Gott, wie wird mir denn?“

Sie stieß einen Seufzer aus und wurde ohnmächtig. Sie erwachte nicht mehr aus dieser Ohnmacht! Ihre Agonie hatte nur wenige Minuten gedauert.

Als Charles sie zur Erde bestattet hatte, kehrte er allein in seine Wohnung zurück. In den ebenerdigen Zimmern war

keine menschliche Seele; er stieg in den ersten Stock hinauf und ging in das Schlafzimmer, wo ihr Kleid noch an einem Nagel im Alkoven hing; er setzte sich in seinen Lehnstuhl und blieb bis zum Abend in schmerzlichem Brüten versunken. Er gedachte, daß sie ihn ja doch herzlich geliebt hatte.

III.

Eines Morgens brachte der Pächter Rouault Charles das für die Heilung seines gebrochenen Beines fällige Honorar, fünfundsiebenzig Francs in Vierzigsousstücken und ein wälsches Huhn. Er hatte von dem Unglück seines Arztes gehört und kam, um ihm sein Beileid zu bezeigen.

»Ich weiß,« sagte er, indem er ihm auf die Schulter klopfte, »was es mit so etwas auf sich hat; ich bin in demselben Falle gewesen. Als ich meine arme Selige verlor, ging ich auf's Feld hinaus, um ganz allein zu seyn, warf mich dort am Fuß eines Baumes nieder und weinte; ich rief nach dem lieben Gott, ich fragte ihn, warum er mir denn das brave Weib genommen, ich bat ihn, mich ebenfalls von der Erde abzurufen. Wenn ich dann später gedachte, wie gut es Andere hätten, die jetzt ihre lieben Weibchen an die Brust drücken könnten, schlug ich mit meinem Stock wild gegen den Boden, ich war halb verrückt und wollte nicht mehr essen; der Gedanke, in ein Kaffeh- oder Wirthshaus zu gehen, ekelte mich an. Nichtsdestoweniger ging ein Tag nach dem andern und ein Jahr auf's andere hin; nach dem Winter kam der Frühling und nach dem Sommer der Herbst; mein Schmerz wurde gelinder und weniger; er bröckelte so zu sagen, ab und ging in die Weite, obwohl etwas noch immer davon zurück-

geblieben ist und sich mir bisweilen noch recht schwer auf die Brust legt. Das ist aber nun einmal unser Aller Loos; deswegen darf man sich noch nicht umkommen lassen wollen; die Andern sind gestorben und endlich werden wir auch sterben. Sie müssen sich aufraffen, mein lieber Herr Bovary, Ihr Gemüth wird sich nach und nach beruhigen. Besuchen Sie uns, meine Tochter denkt ohnedies öfter an Sie und meint, daß Sie sie in ganz unverantwortlicher Weise vernachlässigen. Der Frühling rückt mit Macht heran; wir werden Kaninchen schießen und das wird Sie auch ein wenig zerstreuen.«

Charles befolgte den ihm gegebenen Rath. Er machte wieder Besuche in Bertaux und fand dort Alles, wie es vor fünf Monaten gewesen war; außerdem standen die Birnbäume bereits in Blüthe; der alte Rouault, der sich jetzt wieder nach Herzenslust rühren und regen konnte, tummelte sich wacker herum, was nicht wenig zur Belebung des Pachthofes beitrug.

Der wackere Pächter hielt es für seine Pflicht dem Arzt, weil dieser sich jetzt in einer so schmerzlichen Lage befand, alle nur erdenklichen Höflichkeiten zu erweisen; er bat ihn, den Hut auf dem Kopfe zu behalten, sprach immer in gedämpftem Tone, als wenn Charles krank gewesen wäre, und stellte sich an, in Zorn gerathen zu seyn, weil man für den Gast nicht leichtere Speisen, als für die Uebrigen, etwa gekochtes Obst oder dergleichen vorbereitet hatte. Er bemühte sich, ihn zu unterhalten und erzählte allerlei Geschichtchen. Charles mußte unwillkürlich lachen und war darüber selbst erstaunt; plötzlich tauchte jedoch die Erinnerung an seine Frau wieder in ihm auf und stimmte ihn neuerdings sehr düster; als aber die Mahlzeit beendigt war und der Kaffeh gebracht wurde, dachte er nicht mehr an seinen Schmerz.

Ueberhaupt wurde der Schmerz in dem Maße geringer, in welchem er sich an's Alleinseyn gewöhnte. Die für ihn neue Annehmlichkeit der Unabhängigkeit ließ ihm die Einsamkeit viel erträglicher erscheinen. Er konnte nun nach Gutdünken die Stunden seiner Mahlzeiten bestimmen, ausgehen und heimkehren, ohne einen Grund dafür anzugeben und sich, wenn er müde war, nach Gutdünken ins Bett legen und nach seiner ganzen Länge ausstrecken. Er pflegte sich, that sich fleißig eine sogenannte Güte an und nahm die Tröstungen entgegen, mit denen man so freigebig gegen ihn war. Andererseits hatte ihm der Tod seiner Frau in seinem Geschäfte gute Dienste geleistet, da wochenlang hindurch in der ganzen Umgegend gesagt worden war: Der arme junge Mann! den hat doch das Unglück recht schwer heimgesucht! Sein Name verbreitete sich; seine Kundschaft nahm zu und nach Bertaux konnte er gehen, so oft ihn die Lust dazu anwandelte. Er hegte Hoffnungen, über die er mit sich selbst noch nicht ganz im Reinen war; er sah ein künftiges Glück in dämmernden Umrissen gezeichnet; er fand sich hübscher als zuvor, wenn er sich vor dem Spiegel den Bart zurecht kämmte.

Eines Tages kam er gegen drei Uhr Nachmittags nach dem Pachthofe; er begab sich in die Küche, wo er Emma nicht gleich fand; die Läden an den Fenstern waren zugelehnt. Durch die Holzspalten fielen Sonnenstrahlen herein, die in wundersamen Reflexen auf dem Boden spielten und einen Theil der Möbel und des Plafonds vergoldeten. Mücken spielten mit den Sonnenstäubchen um die Wette, summten ganz lustig darauf los und starben einen heitern Tod in den Resten des Aepfelweines, der in einigen Gläsern stehen geblieben war. Das durch den Camin einfallende Tageslicht gab selbst dem Ruß und der Asche ein heiteres Aussehen; Emma

saß am Fenster und nähte; sie hatte kein Halstuch um; auf ihren entblößten Schultern perlten kleine Schweißtröpfchen.

Nach Landessitte bot sie ihm ein Glas Cider zur Erfrischung an. Er lehnte es ab. Sie bestand darauf und forderte ihn endlich lachend auf, ein Glas Liqueur mit ihr zu trinken. Sie holte eine Flasche Curaçao aus einem Schranke, langte zwei Gläschen aus demselben, füllte das eine bis zum Rande, goß kaum einige Tröpfchen in das andere, stieß mit dem Gaste an und führte es an den Mund; da es fast leer war, so mußte sie sich weit zurücklehnen, um nur etwas in den Mund zu bekommen; sie legte den Kopf zurück, schob die Lippen vor, streckte den Hals aus, lachte, daß sie nichts in den Mund bekam, während die Spitze ihrer Zunge zwischen den feinen Zähnen sichtbar wurde und den Grund des Glases leckte.

Sie setzte sich dann nieder und nahm ihre Arbeit wieder zur Hand, die aus einem weißen baumwollenen Strumpfe bestand, den sie ausbesserte; sie neigte das Haupt zu ihrer Beschäftigung herab und sprach nicht mehr; auch Charles war ebenfalls schweigsam geworden. Der durch eine Thürspalte eindringende Luftzug wehte etwas Staub auf den Quadern in die Höhe; er blickte auf die kleinen Staubwirbel und hörte dabei nichts als das Pochen der Adern in seinem Kopfe und das ferne Gackern einer Henne, die im Hofe Eier legte. Emma's Wangen glühten; sie kühlte sich die Hände an den Fensterscheiben und legte sie sodann an's Gesicht.

Sie beklagte sich darüber, daß sie seit dem Beginne des Frühlings am Schwindel leide; sie fragte, ob ihr Seebäder nützlich seyn würden; sie erzählte sodann von dem Kloster, in dem sie erzogen worden war, Charles that Gleiches von dem Institut, in dem er studirt hatte; so kamen sie ins Plaudern und gingen zusammen in die Wohnstube hinauf. Dort zeigte

sie ihm ihre alten Noten, die Bücher, die sie als Prämien erhalten hatte, und die Eichenkränze, die ihr gespendet worden waren und jetzt halb vergessen in einem Schrank lagen. Dann sprach sie von ihrer Mutter, vom Kirchhof und zeigte ihm vom Fenster aus die Beete, von denen sie an jedem ersten Freitag eines Monats Blumen holte, um Kränze für das Kreuz auf dem Grabe der Verstorbenen zu winden. Der Gärtner, fuhr sie fort, verstände sich aber nicht gut auf die Blumenzucht; man sey in dieser Hinsicht auf dem Dorfe recht schlecht daran. Sie wäre gern, wenigstens den Winter über, in der Stadt, obwohl die Sommertage, gerade ihrer Länge halber, auf dem Lande vielleicht noch langweiliger wären.

Je nach dem Inhalt ihrer Worte war der Ton ihrer Stimme bald hell und klar, bald schmachtend und fast flüsternd, als wenn sie mit sich selbst gesprochen hätte; dann sah sie mit einem Male wieder ganz heiter und lustig aus und blickte munter und naiv um sich her; einige Momente später hielt sie die Augenlider wieder halb geschlossen und schien mit Blick und Gedanken in die Ferne zu schweifen.

Als Charles am Abend zurückkehrte, wiederholte er sich die von ihr gehörten Sätze und Worte, suchte sich dieselben zurückzurufen und ihren Sinn zu vervollständigen, um sich die Lebensweise auszumalen, die sie in der Zeit geführt hatte, in der sie von ihm noch nicht gekannt worden war. Es war ihm jedoch nicht möglich, sich sie anders zu denken, als so, wie er sie zum ersten Mal gesehen oder vor Kurzem verlassen hatte. Dann fragte er sich, was denn wohl weiter aus ihr werden, ob und an wen sie sich verheirathen würde? Ach, der alte Rouault war so reich und sie gar so schön!

Bei allen diesen Betrachtungen tauchte aber das Bild

Emma's stets neuerdings vor seinen Augen auf und eine Stimme ließ sich ohne Unterlaß vernehmen: »Wie wäre es, wenn Du wieder heirathen würdest!«

In der Nacht konnte er nicht schlafen; der Hals war ihm wie zugeschnürt, er hatte Durst, er mußte aufstehen, Wasser trinken und das Fenster öffnen; der Himmel war voll funkelnder Sterne, ein warmer Wind strich über sein Angesicht hin; aus der Ferne hörte man Hundegebell; er wendete sich der Gegend zu, in welcher der Pachthof der Bertaux lag.

Er nahm sich endlich vor, als Bewerber um die Hand des Mädchens aufzutreten und bedachte, daß die Gefahr eines Korbes nicht wahrscheinlich sey; er wartete auf eine günstige Gelegenheit, sie bot sich mehrmals dar; so oft dies aber der Fall war, entging ihm der Muth, sie zu benützen; die Furcht, sich nicht der geeigneten Worte bedienen zu können, schloß ihm den Mund.

Der Pächter wäre gar nicht böse gewesen, die Tochter, die ihm im Grunde im Hause nicht sonderlich nützte, los werden zu können. Im Herzen entschuldigte er sie, bedenkend, daß sie für die Landwirthschaft eine zu gelehrte Erziehung erhalten habe, und daß die Landwirthschaft überhaupt ein schlechtes Geschäft sey, bei dem man nie Millionär werden könne. Er selbst hatte nicht nur kein Glück dabei gemacht, sondern sogar noch alljährlich Geld zugesetzt, da er, obwohl sehr klug und gewandt auf den Märkten, wo er jede nur erdenkliche List anzuwenden verstand, doch kein rechtes Behagen an der eigentlichen Verwaltung eines Pachthofes finden konnte. Dabei hielt er große Stücke auf Behaglichkeit und scheute keine Ausgabe, wenn es sich um seinen Tisch, um Beheizung und Lager handelte. Er trank nur sehr starken Ci-

der, aß nur saftige Schöpskeulen und trank nach dem Essen regelmäßig zum schwarzen Kaffeh einen sehr guten Liqueur. Er pflegte seine Mahlzeiten in der Küche, dem Feuer gegenüber, ganz allein an einem kleinen Tische einzunehmen, den man ihm wie auf dem Theater ganz servirt bringen mußte.

Als er bemerkte, daß Charles in der Nähe seiner Tochter immer das Blut in die Wangen stieg, was für den Pächter ein sicheres Vorzeichen einer baldigen Bewerbung war, überdachte er die ganze Angelegenheit im Vorhinein. Charles kam ihm wohl ein wenig leichtfertig vor und war eigentlich nicht ein Schwiegersohn, wie er sich ihn gedacht und gewünscht hatte; nichtsdestoweniger galt der junge Mann für unterrichtet und sparsam; außerdem konnte man im Vorhinein erwarten, daß er nicht zu hartnäckig auf einer großen Mitgift bestehen werde. Da nun der Pächter ohnedies genöthigt war, zweiundzwanzig Morgen Landes zu verkaufen, weil er dem Maurer und Böttcher viel schuldete, und auch die Ciderpresse einer Ausbesserung bedurfte, so sagte er zu sich selbst:

»Wenn er sie begehrt, so soll er sie haben.«

Im Beginne des Herbstes hatte Charles drei Tage im Pachthofe zugebracht, und noch am letzten derselben hatte er die auf seinen Lippen schwebende Bewerbung von Viertelstunde zu Viertelstunde hinaus geschoben. Er brach endlich auf, ohne anders als wie gewöhnlich Abschied genommen zu haben.

Der Pächter begleitete ihn ein Stück Weges; sie kamen in einen Hohlweg, an dessen Ausgang sie einander verlassen sollten. Jetzt war der geeignete Augenblick gekommen. Charles gönnte sich noch Frist bis an die letzten Zweige einer Hecke; als man über diese hinaus gekommen war, sagte er:

*

»Herr Rouault, ich möchte Ihnen etwas sagen.«

Sie blieben stehen. Charles schwieg neuerdings.

»So erzählen Sie mir doch Ihre Geschichte! Weiß ich doch schon bereits Alles!« sagte Rouault, indem er vergnügt leise vor sich lachte.

»Vater Rouault! — Vater Rouault!« stammelte Charles.

»Ich bin ja ganz einverstanden,« ließ sich der Pächter vernehmen. »Wenn aber auch die Kleine, wie ich denke, ganz derselben Ansicht seyn wird, so müssen wir sie doch auch um ihre Meinung fragen. Gehen Sie jetzt nur Ihres Weges; ich werde nach Hause zurückkehren. Wenn sie Ja sagt, so brauchen Sie deswegen nicht alsogleich zurückzukommen; es würde ein Gerede unter den Leuten geben und auch das Mädchen selbst gar zu angegriffen seyn. Damit Sie mir aber vor Ungeduld nicht ganz vergehen, werde ich den Fensterladen gegen die Wand lehnen, was Sie von hier aus sehen können, wenn Sie sich über die Hecke bücken.

Nach diesen Worten entfernte er sich.

Charles band sein Pferd an einen Baum, stellte sich an die Hecke und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Eine halbe Stunde verging und dann noch volle neunzehn Minuten. Plötzlich wurde ein Geräusch gehört, wie wenn Holz auf Stein aufschlägt der Laden war geöffnet worden.

Am folgenden Tage war Charles schon um neun Uhr Früh im Pachthofe. Emma erröthete, als sie seiner ansichtig wurde und versuchte zu lachen, um sich eine Art von Contenance zu geben. Papa Rouault umarmte den künftigen Schwiegersohn. Das Gespräch ging dann auf Geldfragen und ähnliche Angelegenheiten über; man hatte übrigens Zeit, alles dies mit Muße zu besprechen, da die Hochzeit schicklicher

Weise nicht vor Ende des Trauerjahres, also erst im künftigen Frühling stattfinden konnte.

Der Winter ging in der Erwartung dieses Frühlings hin. Mamsell Rouault beschäftigte sich mit ihrer Ausstattung. Ein Theil derselben wurde in Rouen bestellt; sie verfertigte Hemden und Hauben nach Zeichnungen und Modebildern, die sie von Freunden entlehnte. Bei den Besuchen, die Charles im Pachthofe machte, sprach man von den Vorbereitungen zur Hochzeit und fragte sich, in welchem Zimmer das Hochzeitsmahl stattfinden sollte; auch berechnete man die nothwendige Menge der Schüsseln und machte Pläne über die nöthige Mannigfaltigkeit der Zwischengerichte.

Emma wünschte, die Trauung solle um Mitternacht bei Kerzenlicht stattfinden; ihr Vater wollte jedoch hiervon nichts wissen. Demnach kam es zu einer Hochzeit nach Landessitte, zu der dreiundvierzig Personen kamen, bei welcher man sechzehn Stunden zu Tische saß, am nächsten Tage wieder von vorne anfing, und auch in den nächsten Tagen die Tafelfreuden noch ein wenig fortsetzte.

IV.

Die Gäste hatten sich frühzeitig in Fuhrwerken aller Art eingefunden; man sah da vierrädrige und zweirädrige Wagen, Zwei- und Einspänner, Char-à-bancs, alte Cabriolete, Kutschen mit Ledervorhängen und endlich sogar Karren und Leiterwagen voll junger Leute, die sich an den Stangen und Riemen festhalten mußten, um nicht herausgeschleudert zu werden; sie standen nemlich größtentheils aufrecht und waren dabei auf den schlechten Wegen meistens im scharfen Trabe gefahren. Die Gäste waren von allen Seiten her, wohl von zehn Meilen in der Runde gekommen. Man hatte alle Verwandten beider Familien eingeladen, sich mit Freunden, mit denen man in Zerwürfniß gerathen war, wieder ausgesöhnt und Bekannte eingeladen, die man seit lange aus den Augen verloren hatte.

Von Zeit zu Zeit wurde Peitschengeknall hinter der Hecke her vernommen; dann öffnete ein eigens hierzu aufgestellter Junge die Barriere, um die Wagen durchfahren zu lassen. Der Kutscher machte dann immer das Kunststück, im Galopp bis an die erste Stufe der Freitreppe zu fahren und dann plötzlich anzuhalten; die in dem Fuhrwerk sitzenden Leute stiegen dann von beiden Seiten aus, rieben sich die Knie und reckten und dehnten die Glieder. Die Damen trugen Hauben, gleichzeitig aber städtisch zugeschnittene Kleider, goldene Uhrketten, Krägen, deren vorn übereinandergekreuzte Enden im Gürtel

befestigt waren, oder kleine bunte Tücher, die am Rücken mit Stecknadeln befestigt, den Hals rückwärts entblößt ließen.

Die kleinen Jungen hatten Anzüge vom selben Schnitt, wie ihn die Röcke und Beinkleider ihrer Papa's hatten; die neuen Kleider schienen sie zu belästigen; viele von ihnen trugen sogar an diesem Tage zum ersten Male in ihrem Leben Stiefel.

Neben ihnen producirten sich ihre Schwestern, vierzehn- bis sechszehnjährige Mädchen, in steifer Haltung und in weißen Kleidern, die sie bei ihrer Communion zum ersten Male getragen hatten und von denen bei diesem feierlichen Anlasse der Saum herabgelassen war; sie sprachen kein Wort, waren blutroth im Gesichte, hatten die Haare übermäßig reichlich mit Rosenpomade besalbt und waren ungemein für ihre weißen Handschuhe besorgt.

Da nicht Stallknechte genug vorhanden waren, um alle Pferde auszuspannen, so schürzten die Herren ihre Aermel auf und gingen selbst an's Werk. Je nach ihrer verschiedenen socialen Position trugen sie entweder Fracks oder lange Röcke, oder auch kurzweg blos Jacken.

Die Fracks waren Gegenstände, denen die Beachtung der ganzen Familie zu Theil wurde und die nur bei besonders feierlichen Anlässen die Verborgenheit der Schränke verließen; die Ueberröcke waren mit großen, breiten Schößen, cylindrisch geschnittenen Krägen und Taschen versehen, die man füglich Säcke nennen konnte; die Jacken waren sehr kurz, meistens aus grobem Tuche, im Rücken mit zwei nahe aneinanderstehenden Knöpfen, die ein paar Augen zu seyn schienen und deren Schöße wie mit dem Beil des Zimmermanns abgehackt zu seyn schienen. Einige endlich trugen Kappen und Blousen, die freilich recht nett zugeschnitten und eigens für diese Gelegenheit

gemacht waren, deren Träger aber dennoch den untersten Platz am Hochzeitstische einnehmen mußten.

Sämmtliche Hemden waren steif gestärkt und auf der Brust wie Kürasse gewölbt. Alle erwachsenen männlichen Gäste waren glatt rasirt, den Knaben hatte man die Haare geschnitten und zugestutzt; einige Männer, die sich früh Morgens in der Dämmerung rasirt hatten, wiesen sogar Schmarren auf der Nase oder an den Kinnbacken auf; die Wunden waren durch den Einfluß der Luft und der Sonnenstrahlen erhitzt, und so zeigten sich große rothe Flecken und Streifen auf den derben, dicken Gesichtern.

Nachdem die Trauung in der Kirche vollzogen worden war, begab man sich nach der eine halbe Stunde vom Pachthofe entfernten Mairie, um die jungen Leute auch bürgerlich trauen zu lassen. Der im Beginne des Weges zuerst streng geordnete Zug bewegte sich eine Zeitlang schlangenartig auf dem Fußpfade zwischen den Getreidefeldern fort, sonderte sich aber später in Gruppen, von denen mehre sich ins Plaudern vertieften und aus den Vordersten zu Nachzüglern wurden. An der Spitze des Zuges erblickte man einen stattlichen Geiger; die Geige war mit rothen Bändern und Schleifen aufgeputzt; hinter ihm kamen die Brautleute, dann die Verwandten und Freunde, endlich die Kinder, die im Gehen nach Herzenslust spielten und Getreidehalme ausrissen, weil Niemand auf sie schaute und sie daher nach Gutdünken thun und lassen konnten, was sie wollten.

Emma's Kleid war zu lang und schleppte rückwärts ein wenig nach; von Zeit zu Zeit blieb daher die Braut einige Augenblicke stehen und nahm mit der fein behandschuhten Hand die Gräser und die kleinen Stacheln der Disteln mit zartem Griffe von dem glänzenden weichen Stoffe weg; Charles,

dessen Hände frei und unbeschäftigt waren, wartete dann, bis sie fertig war. Der alte Rouault, dessen Haupt mit einem neuen Seidenhute geziert war und dem die weiten Aermel des schwarzen Frackes bis über die Fingerspitzen ragten, reichte Madame Bovary seinen Arm. Der alte Bovary, der in seinem gewöhnlichen Stolze verächtlich auf alle diese Leute herabblickte, trug einen einfachen militärisch zugeschnittenen Ueberrock mit einer Reihe Knöpfe; er überhäufte eine junge Bäuerin mit Galanterien, die nach der Kneipe rochen. Das arme Mädchen knixte, erröthete und wußte nicht, was sie erwiedern sollte.

Die andern Gäste plauderten von ihren Geschäften oder sonstigen Angelegenheiten und trieben dabei Possen ohne Ende, während der Geiger seinem Instrumente ohne Unterlaß schrillende Töne entlockte. Blieb das Gefolge allzuweit hinter ihm zurück, so blieb er stehen und ruhte ein wenig, um wieder zu Athem zu kommen; er bestrich dann den Fidelbogen mit einer reichlichen Dosis Colophonium, um stärkere Töne hervorzubringen, setzte sich dann wieder in Bewegung und hob und senkte den Griff der Geige abwechselnd, um für sich selbst den Tact gehörig zu markiren. Die kleinen Vögel ergriffen die Flucht vor seinem Instrumente. Die Hochzeitstafel war in der großen Scheuer gedeckt. Die Hauptstücke waren vier gewaltige Lendenbraten, sechs Hühnerfricasséees, große Kalbsbraten, drei Schöpsenkeulen und ein ganzes Schwein. Zwischen den Schüsseln prangten Branntweinflaschen. In den Krügen schäumte süßer Obstwein und alle Gläser waren im Vorhinein bis an den Rand voll gefüllt. Große Schüsseln waren mit gelbem Rahm gefüllt, der auf seiner glatten Oberfläche die kunstreich verschlungenen Namenschiffre der Neuvermälten zeigte. Zur Bereitung großer und kleiner Torten hatte man aus Yvetot

einen Pastetenbäcker herbeikommen lassen. Er war noch neu und unbekannt in der Gegend und hatte sich daher ganz besondere Mühe gegeben, namentlich beim Dessert rückte er mit einem Meisterstück hervor, das allgemeinen Beifall erntete. Aus blauem Pappendeckel war ein Tempel mit Stufen, gewölbten Bogengängen, Colonnaden geschnitzt; in Nischen, ausgeklebt mit sternförmig ausgeschnittenem Goldpapier, standen kleine Gypsstatuen; die Thürme des Tempels waren aus Biscuitteig; ringsum erhoben sich zierliche Verschanzungen aus Mandeln, Korinthen und Orangenschnitten geformt; die oberste Plattform stellte eine grüne Wiese dar mit Felsen und Seen aus Zuckerwerk und kleine Schiffchen aus Nußschalen, ein kleiner Amor schwebte in einer Schaukel aus Chocolade, die Pfeiler, an denen die Schaukel befestigt war, trugen als Kronen zwei natürliche Rosenknospen.

Man blieb bis zu Abend bei Tische; als man des Sitzens endlich müde geworden war, ging man im Hofraum auf und ab oder spielte allerlei ergötzliche Spiele am Bachufer, dann kehrte man zur Tafel zurück, an welcher Einige endlich in sitzender Stellung einschliefen und laut schnarchten. Beim Kaffeh wurde jedoch wieder Alles lebendig und lustig; man stimmte Lieder an, machte Kunststücke und Kraftübungen, hob schwere Gewichte in die Höhe, versuchte Karren auf seine Schultern zu laden, gab derbe Witze zum Besten und umarmte die Damen. Als man aufbrechen wollte, konnte man den mit Hafer vollgepfropften Pferden kaum die Geschirre anlegen; sie schlugen aus, bäumten sich und zerrissen die Stränge; ihre Herren fluchten und lachten; die ganze Nacht hindurch, im Mondschein, auf allen Straßen der Umgebung rollten Wagen, von galoppirenden Pferden gezogen, die Thiere scheuten bei

allen Hindernissen, blieben an jedem Strauch hängen und drohten die Wagen umzuwerfen.

Die in Bertaux Zurückgebliebenen tranken die Nacht hindurch, die Kinder schliefen unter den Bänken ein.

Die Neuvermälten hatte ihren Vater gebeten, sie mit den herkömmlichen Scherzen verschonen zu wollen. Ein Vetter jedoch, der als Hochzeitgeschenk einen schönen Fisch mitgebracht hatte, fing an durch das Schlüsselloch Wasser aus dem Munde zu spritzen, als der alte Rouault noch rechtzeitig dazukam, um ihn daran zu verhindern und ihm zu erklären, wie sich die sociale Stellung des Schwiegersohnes mit derlei Scherzen nicht vertrüge. Der Cousin fügte sich diesen Gründen, jedoch erst nach längerem Widerstreben. Im Herzen klagte er den alten Rouault des Stolzes an und machte in einem Winkel Chorus mit vier bis fünf Gästen, die zufällig aus mehren Schüsseln schlecht bedient worden waren und daher steif und fest behaupteten, daß man sie schlecht empfangen habe; sie zischelten unter einander und sagten ihrem Wirthe alles nur erdenkliche Schlechte nach.

Charles' Mutter hatte den ganzen Tag keine zehn Worte gesprochen. Man hatte sie weder über die neue Toilette ihrer Schwiegertochter noch über die Anordnung des Hochzeitfestes zu Rathe gezogen; sie entfernte sich frühzeitig. Ihr Gemal folgte ihr nicht, sondern ließ Cigarren holen und schmauchte die ganze Nacht hindurch, wobei er fortwährend Grog in einer Zusammensetzung braute, die der Gesellschaft ein Geheimniß war und ihm daher in ihren Augen noch höhere Beachtung verschaffte. Charles hatte nie verstanden, sich bei großen Gastmahlen spaßhaft zu zeigen und hatte daher bei der Hochzeit nicht sonderlich geglänzt. Die verschiedenen Witze, Anspielungen, Zweideutigkeiten und Wortspiele, deren Zielscheibe er von

Anbeginn der Mahlzeit gewesen war, waren von ihm nur sehr matt beantwortet worden.

Dagegen schien er am nächstfolgenden Tage wie umgewandelt zu seyn. Während er gestern fast jungfräulich war, hatte die Braut sich dagegen so benommen, daß auch die spitzigste und gewandteste Zunge keine schwache Seite an ihr zu entdecken im Stande war. Heute benahm sich Charles als Ehemann im eigentlichsten Sinne des Wortes. Er nannte Emma fortwährend »Weibchen«, dutzte sie, sprach mit Jedermann von ihr, suchte sie überall auf und führte sie zu wieholten Malen in den Hof oder in den Garten, wo man die Beiden von Weitem zwischen den Bäumen wandeln sah; er hatte dabei den Arm um ihren Leib geschlungen und das Haupt so sehr zu ihr hinabgebeugt, daß seine Lippen in häufige Berührung mit ihrem Munde oder ihrem Busentuche kamen.

Zwei Tage nach der Hochzeit verließen die Neuvermälten den Pachthof; Charles konnte seiner Kranken halber nicht länger vom Hause wegbleiben. Papa Rouault ließ sie in seiner Kutsche fahren und begleitete sie selbst bis in's nächste Dorf. Dort umarmte er seine Tochter noch einmal, stieg aus dem Wagen und schlug den Rückweg ein. Er mochte ungefähr hundert Schritte weit gegangen seyn, als er stehen blieb, dem davonrollenden Wagen nachblickte und einen lautschallenden Seufzer ausstieß. Er erinnerte sich an seine eigene Hochzeit, an seine früheren Jahre, an die erste Schwangerschaft seiner Frau; er war auch recht lustig gewesen, als er das Weibchen zum ersten Male aus dem väterlichen Hause fortführte, hinter sich auf die Croupe seines Pferdes nahm und über die Schneedecke forttrabte; es war nemlich um Weihnachten herum und die Landschaft mit einer weißen Decke überzogen gewesen; mit einem Arme hatte sie an ihm festgehalten,

am andern hing ihr Korb; der Wind ließ die langen Bänder ihrer Haube hin- und herflattern und wenn er den Kopf wendete, so sah er ganz in seiner Nähe, auf seiner Schulter, das rosige Gesichtchen, das fortwährend freundlich lächelte. Wenn ihre Finger starr vor Kälte wurden, so legte sie sie von Zeit zu Zeit an seine Brust und zwar unterhalb des Rockes.

Wie weit lag nun all' das hinter ihm! Wenn sein erstes Kind, ein Sohn, am Leben geblieben wäre, so würde er jetzt dreißig Jahre alt gewesen seyn!

Nochmals sah er sich um; es war nichts mehr auf der Straße zu sehen. In seinem Innern war es leer und öde, wie in einer unmöblirten Wohnung; zärtliche Erinnerungen und düstere Gedanken tauchten in dem von den Weindünsten des Hochzeitmahles eingenommenen Gehirn auf; es wandelte ihn einen Augenblick lang die Lust an, einen Gang in die Kirche zu machen. Er fürchtete sich jedoch, daß ihn dieser Anblick noch trauriger machen könne und kehrte direct in seine Wohnung zurück.

Herr und Frau Charles kamen gegen sechs Uhr Abend in Tostes an. Die Nachbarn kamen an die Fenster, um die neue Frau ihres Arztes zu sehen.

Die alte Bonne machte ihre Aufwartung, knixte und erschöpfte sich in Complimenten, entschuldigte sich, daß das Essen noch nicht fertig sey, und forderte die junge Hausfrau auf, mittlerweile das Haus besichtigen zu wollen.

V.

Die Fronte des aus Ziegelsteinen aufgebauren Hauses ging gegen die Gasse oder vielmehr gegen die Straße. Hinter dem Hausthore hing ein Mantel mit einem kleinen Krägelchen, ein Zügel, eine Kappe aus schwarzem Leder; auf dem Boden lagen Kamaschen, die noch von dem darauf getrockneten Kothe starrten. Rechts vom Eingange war der Saal, das heißt, der Raum, in dem gespeist wurde und in dem man sich gewöhnlich aufhielt. Ein canariengelbes Papier, in der Höhe mit einer Guirlande von blassen Blumen verziert, diente als Tapete, stand aber an den meisten Orten von der Wand weg; Vorhänge aus weißem Kattun, mit einer rothen Tresse eingesäumt, kreuzten sich vor den Fenstern; auf der Caminplatte glänzte eine Stockuhr mit einem Hippokrateskopfe unter einem Glassturze zwischen zwei Leuchtern aus Neusilber. An der entgegengesetzten Seite des Corridors war Charles' Consultations-Cabinet, ein etwa sechs Schritte breiter Raum, in dem sich ein Tisch, drei Stühle und ein Lehnsessel befanden. Sämmtliche Bände des »Dictionnärs der medicinischen Wissenschaften«, noch unaufgeschnitten, aber an dem Pappeinband stark beschädigt und die Spuren der verschiedenen Verkäufe zeigend, deren Gegenstand sie gewesen waren, nahmen die Fächer eines aus Fichtenholz gearbeiteten Bücherschrankes ein. Der Geruch der mit brauner Butter bereiteten Speisen trat während der Consultationen in das ärztliche Heiligthum, während man

andererseits wieder in der Küche die Kranken husten und ihre Leidensgeschichte erzählen hören konnte. Noch ein großes Zimmer, in welches man vom Hofraume, in dem auch der Stall war, gelangte, diente als Holzmagazin, Keller, Rumpelkammer und war voll von altem Eisenwerk, leeren Fässern, unbrauchbar gewordenen Ackerwerkzeugen und noch vielen anderen mit einer dichten Staubschichte bedeckten Dingen, deren Gebrauch sich unmöglich errathen ließ.

Der Garten war mehr lang als breit und zog sich zwischen zwei Lehmmauern hin, an denen an Spalieren Aprikosenbäume bis zu einer Hecke gezogen wurden, jenseits welcher die Felder begannen. Auf einem aufgemauerten Piedestal erhob sich in Mitten des Gartens eine Sonnenuhr; vier magere Blumenbeete umrahmten symmetrisch ein sehr nützliches mit Küchengewächsen bepflanztes Viereck. Ganz im Hintergrunde unter Fichtenbäumen war eine gypserne Statue, einen Einsiedler darstellend, der sein Brevier las.

Emma stieg nun zu den Zimmern im ersten Stockwerke hinauf. Im ersten waren gar keine Möbel, im zweiten, dem ehelichen Schlafzimmer, war ein Bett aus Mahagonyholz in einer mit rother Draperie verzierten Alcove. Auf einem Commodekasten prangte eine Büchse aus Muscheln zusammengesetzt; auf dem Schreibtische am Fenster stak in einer Flasche ein Strauß aus Orangenblüthen, mit weißen Atlaßbändern zusammengebunden. Es war der Strauß einer Neuvermälten, der Strauß der Andern! Sie betrachtete ihn nachdenklicher Weise. Charles bemerkte es, nahm ihn und trug ihn auf den Boden, während Emma, deren Ausstattungsgegenstände heraufgebracht wurden, in einem Lehnstuhle saß, an ihr eigenes, in einer Schachtel verwahrtes Bouquet dachte und sich

träumerisch fragte, was denn damit geschehen würde, falls sie sterben sollte.

Die ersten Tage hindurch beschäftigte sie sich damit, über die im Hause vorzunehmenden Veränderungen nachzudenken. Sie beseitigte den Glassturz der Pendeluhr, ließ die Zimmerwände mit frischem Papier bekleben, die Treppenwände malen und im Garten bei der Sonnenuhr Bänke aufstellen; sie fragte sich sogar, ob es nicht möglich wäre, ein kleines Bassin mit Springbrunnen und Fischen anzubringen. Ihr Mann, welcher wußte, daß sie viel Behagen an Wagenpromenaden hatte, kaufte ein Wägelchen, das neue Laternen und ein Spritzleder hatte und beinahe einem Tilbury gleich sah.

Was ihn anbelangte, so fühlte er sich ganz glücklich und ließ sich keinen Kummer beikommen. Das Speisen im Tête-à-Tête, ein Spazirgang am Abend, eine Handbewegung, mit der sie ihre Flechten zurechtstrich, der Anblick ihres am Fenster aufgehängten Strohhutes und noch viele andere Dinge, an denen Charles sonst kein Vergnügen gefunden haben würde, machten ihn jetzt fortwährend glücklich. Am Morgen ergötzte es ihn, sie im Halbschlafe zu betrachten und das Sonnenlicht mit ihren blonden Haaren spielen zu sehen; wenn sie im Erwachen die Augenlider mehrmal nach einander öffnete, schienen ihm ihre Augen größer und dunkler als sonst zu seyn und es machte ihm eine ganz eigenthümliche Freude, sich in ihren schönen Tiefen im Spiegelbilde verkleinert zu sehen. Er stand früher als sie auf und wenn er das Haus verließ, trat sie in dem weiten Pudermantel ans Fenster, um ihm zwischen den Geraniumtöpfen nachzublicken. Charles schnallte sich am Eckstein auf der Straße seine Sporen fest; sie sprach dabei mit ihm vom Fenster aus und pflückte dabei von Zeit zu Zeit mit dem Munde ein Blatt oder eine Blüthe ab, die sie ihm

zublies und welche in der Luft wirbelten und Kreise beschrieben, ehe sie ganz hinabfielen und an den schlecht gekämmten Haaren der alten Stute hängen blieben, die unbeweglich am Hausthore stand.

Hatte sich dann Charles aufs Pferd gesetzt, so warf er ihr noch einen Kuß zu, den sie mit einer freundlichen Geberde erwiederte, ehe sie das Fenster schloß. Er setzte dann seinen Weg fort und dachte auf den langen, staubigen Straßen, in den engen Hohlwegen, über welche die Bäume eine Art von Laubdach wölbten, auf Pfaden zwischen Getreidefeldern, deren Halme ihm bis an die Knie reichten, während ihm die Sonne den Rücken wärmte und er die frische Morgenluft einathmete, über die Wonnen der Nacht nach; sein Geist war ruhig, sein körperliches Befinden vollkommen gut und er schwelgte in der Erinnerung gleich Jenen, denen der Trüffelgeschmack nach einem Lukullischen Diner im Munde zurückgeblieben ist.

Früher hatte er ja eigentlich nie ein rechtes Lebensglück genossen. In der Pension war er zwischen hohen Mauern eingeschlossen gewesen, hatte sich in Mitten der Cameraden, die reicher oder in ihren Studien weiter vorgerückt waren, allein gefühlt und war von ihnen seiner Aussprache und seiner Kleidung halber verlacht worden, während sie von ihren Müttern besucht, geliebkost und mit Näschereien aller Art überhäuft wurden. Später, als er Medicin studirte, hatte er nie Geld genug gehabt, um irgend eine Grisette, die seine Geliebte geworden war, zum Tanze führen zu können. Dann hatte er vierzehn Monate lang mit der Witwe gelebt, deren Füße im Bett kalt wie Eisschollen blieben.

Jetzt aber besaß er ein Weib, das er anbetete, für's ganze Leben. Seine Welt war nicht größer als der Kreis,

den ihr Unterrock beschrieb; er machte sich Vorwürfe darüber, daß er sie nicht noch inniger liebte, als er es ohnedies that; er sehnte sich nach dem Wiedersehen, kehrte so rasch zurück, als seine Geschäfte es nur immer erlauben wollten, und eilte dann mit hochschlagendem Herzen die Treppe hinauf. Emma war dann gewöhnlich in ihrem Zimmer mit ihrer Toilette beschäftigt; er schlich mit unhörbaren Schritten heran, küßte sie auf den Rücken und erschreckte sie damit so sehr, daß sie einen lauten Schrei ausstieß.

Er konnte sich nicht enthalten, beständig ihren Kamm, ihre Ringe, ihr Halstuch zu berühren; bisweilen küßte er sie laut und tönend auf die Wangen oder drückte eine Reihe von Küssen auf ihren entblößten Arm von den Fingerspitzen an bis zur Schulter hinauf; sie stieß ihn von sich, halb lächelnd und halb verdrießlich, wie man etwa ein Kind von sich weist, dessen Anhänglichkeit uns langweilt.

Vor ihrer Vermälung hatte sie zu lieben geglaubt; da aber das Glück, das aus dieser Liebe hervorgehen sollte, nicht gekommen war, so meinte sie, daß sie sich wohl getäuscht haben müßte. Sie dachte nun recht häufig darüber nach, was man denn im Leben eigentlich unter den Worten Glück, Leidenschaft, Wonnetrunkenheit, die ihr in den Büchern so schön vorgekommen waren, verstehen mochte.

VI.

Emma hatte Paul und Virginie gelesen und für die Hütte aus Bambusrohr, den Neger Domingo, den getreuen Hund, aber vor Allem für die süße Freundschaft irgend eines Brüderchens geschwärmt, das rothe Früchte von Bäumen holte, die höher als Kirchthürme waren und mit nackten Füßen über den heißen Sand lief, um Vogelnester herbeizuschaffen.

Sie war dreizehn Jahre alt gewesen, als ihr Vater sie selbst in das Kloster in der Stadt zur Erziehung und Ausbildung gebracht hatte. Sie waren damals in einem Gasthofe abgestiegen, wo sie aus Tellern speisten, auf denen die Geschichte der Mademoiselle Lavallière in Bildchen dargestellt war. Unter den Bildchen waren kurze, durch die Berührung der Eßbestecke bereits vielfach beschädigte erklärende Inschriften, in welchen die Religiosität, die Zartheit der Empfindungen und der Pomp des Hofes gepriesen wurde.

In der ersten Zeit hatte sich Emma im Kloster nicht nur nicht gelangweilt, sondern sogar viel Vergnügen an der Gesellschaft der guten Schwestern gefunden, die ihr die schönen Bilder in der Kirche erklärten, in die man aus dem Refectorium durch einen langen Corridor gelangte. In den Erholungsstunden spielte sie sehr wenig, verstand den Katechismus sehr gut und war immer diejenige, welche die schwierigen Fragen des Herrn Vicars bestens zu beantworten wußte. In

der lauen Klosteratmosphäre fast fortwährend in Mitte der Frauen mit dem weißen Teint und den Rosenkränzen verweilend fand sie sich ungemein behaglich, wenn sie die Wohlgerüche des Weihrauchs einathmete, das kühle Wasser im Weihkessel berührte und sich am Strahlenglanz der Kerzen ergötzte. Bei der Messe hörte sie nicht aufmerksam zu, sondern betrachtete während derselben die in ihrem Gebetbuch befindlichen, blau eingesäumten Heiligenbildchen; sie liebte das fromme Lämmchen, das heilige, von spitzen Pfeilen durchbohrte Herz und den Heiland, der unter der Bürde des Kreuzes zusammensinkt. Sie wollte sich kasteien und fastete einmal einen ganzen Tag hindurch. Sie sann über irgend ein Gelübde nach, das sie sich auflegen und erfüllen wollte.

Wenn sie zur Beichte ging, erfand sie kleine Sünden, um längere Zeit mit gefaltenen Händen im Schatten knien, das Gesicht an das Gitter drücken und den Priester flüstern hören zu können. Die Vergleiche mit dem himmlischen Bräutigam, dem Gatten, dem göttlichen Geliebten und der ewigen Verbindung, die sich in den Predigten immer wiederholten, erregten in ihrem Herzen unendlich süße Genüsse.

Vor dem Abendgebete wurde im allgemeinen Versammlungszimmer irgend ein Lesestück religiösen Inhalts vorgelesen. Die ersten Male pflegte Emma voll der gespanntesten Aufmerksamkeit eine Lectüre zu verfolgen, in der Weltliches und Ewiges in rührenden und ergreifenden Tönen geschildert und gemalt wurde; hätte sie ihre Kindheit im dunkeln Hinterstübchen irgend eines Ladens in einem handeltreibenden Stadtviertel zugebracht, so würde sich ihre Seele damals vielleicht den lyrischen Einflüssen der Natur geöffnet haben, die uns gewöhnlich nur durch die schönen Worte der Schriftsteller zugänglich gemacht werden. Ihr war aber das Land nichts

Neues; sie kannte das Blöcken der Heerden, den Geschmack der Milchspeisen und das Knarren der Pflugschar. Gewöhnt an derartige Gegenstände, die gewissermaßen den Stempel der Ruhe an sich tragen, suchte ihr Gemüth Aufregung und Ungewöhnliches. Sie liebte das Meer nur seiner Stürme halber und das Grüne nur dann, wenn es zwischen Ruinen emporkeimte. Ihr that es noth, aus allen Dingen irgend einen persönlichen Nutzen ziehen zu können; was nicht dem augenblicklichen Nutzen ihres Herzens entsprach, wurde von ihr als unnütz verworfen, weil ihr Naturell mehr sentimental als artistisch war und so zu sagen nur Aufregung in der Landschaft und nicht die Landschaft selbst suchte.

Im Kloster pflegte sich allmonatlich eine alte Jungfer einzustellen und acht Tage daselbst zu verweilen, um beim Ausbessern der Wäsche behilflich zu seyn. Sie genoß die Protection des Erzbischofes weil sie einer altadeligen, in der Revolution zu Grunde gegangenen Familie angehörte; sie speiste daher im Refectorium mit den Schwestern und durfte nach dem Essen ein wenig mit ihnen plaudern ehe sie sich zur Arbeit begab. Die Zöglinge entschlüpften bisweilen aus der Classe, um sie zu sehen und mit ihr zu sprecheu. Sie wußte die im vorigen Jahrhundert in der Mode gewesenen galanten Lieder auswendig und sang sie beim Nähen halblaut vor sich hin. Sie erzählte Geschichten, brachte Neuigkeiten mit, verrichtete Commissionen und lieh den größern Mädchen versteckter Weise Romane, von denen sie immer ein Exemplar in der Schürzentasche hatte und aus denen sie in den Arbeitspausen gierigen Blickes die einzelnen Capitel verschlangen. Diese Romane wimmelten von Liebe, Liebenden und Liebesverhältnissen, von verfolgten Damen, die in einsamen Pavillons ohnmächtig wurden, von Postillonen, die man auf jeder Station

umbrachte, von Pferden, die auf jeder Seite des Buches zu Tode geritten wurden, von düstern Wäldern, Liebesgram, furchtbaren Eiden, Thränen, Schluchzen und Küssen, von Wasserpartien im Mondschein, Nachtigallen in duftigen Gebüschen, schönen Herren voll Löwenmuth, die dabei sanftmüthig wie die Lämmer waren und tugendhaft, wie man es gar nicht zu seyn im Stande ist, jederzeit schön gekleidet und Thränen wie aus einer Urne vergießend. Emma war fünfzehn Jahre alt, als sie sich ein halbes Jahr lang mit diesem Staub der Leihbibliotheken sättigte. Später ging sie zu den Werken Walter Scott's über und nun begann sie leidenschaftlich für historische Gegenstände, alte Schränke, Knappensäle und Minnesänger eingenommen zu seyn. Sie hätte in irgend einem alten Schlosse leben und eine jener Schloßfrauen mit spitz zulaufendem Leibchen seyn mögen, die an den Spitzbogenfenstern ihren Tag damit hinbrachten, daß sie den Kopf in die hohle Hand legten und hinauslugten, ob sich denn nicht bald ein Reiter auf schwarzem Rosse mit weißer, wogender Feder auf dem Sammtbarrete zeigen würde. Maria Stuart wurde in jener Zeit abgöttisch von ihr verehrt und allen berühmten oder unglücklichen Frauen zollte sie enthusiastische Anbetung. Die Jungfrau von Orleans, Heloise, Agnes Sorel und noch viele Andere tauchten wie Kometen aus der dunkeln Unermeßlichkeit der Geschichte vor ihren Augen entweder hellglänzend auf oder schimmerten, wenn auch mehr vereinzelt und ohne Wechselbeziehung zu einander; so der heil. Ludwig mit seiner Eiche, der sterbende Bayard, die Grausamkeit Ludwigs XI., die Schrecknisse der Pariser Bluthochzeit, der Federbusch Heinrichs IV., vor Allem aber die Erinnerung an die bemalten Teller, auf denen Ludwig XIV. verherrlicht wurde.

Beim Musikunterricht und in den Romanzen, welche sie

sang, war von nichts die Rede, als von kleinen Engeln mit goldumsäumten Flügeln, von Madonnen, Gondolieren und Lagunen. Diese im Allgemeinen sehr unschuldigen Compositionen ließen jedoch troß der Albernheit der Worte und der Einförmigkeit der Harmonie die anziehende Phantasmagorie sentimentaler Wirklichkeit durchschimmern. Einige Cameradinnen hatten englische Taschenbücher, die ihnen an Namens- und Geburtstagen geschenkt worden waren mit ins Kloster gebracht. Diese mußten versteckt gehalten werden, was keine leichte Aufgabe war; im Schlafzimmer wurde daraus gelesen. Emma behandelte die Atlaseinbände mit der zartesten Sorgfalt und starrte mit entzückten Blicken auf den Namen unbekannter Verfasser, meistens Grafen oder Lords, von denen die einzelnen Inhaltsstücke unterzeichnet waren.

Wenn sie das Seidenpapier, das die Kupferstiche bedeckte, in die Höhe blies, so bebte sie am ganzen Leibe, während die dünne Hülle sich umbog und umlegte. Da zeigte sich dann, an die Balustrade eines Balkens gelehnt, ein junger Mann in kurzem Mantel, der ein junges, weißgekleidetes Mädchen mit einer Bügeltasche am Gürtel in seine Arme schloß; ein andermal waren es wieder die anonymen Porträts englischer Ladies mit blonden Locken, breitkrämpigen, runden Strohhüten und großen hellen Augen. Diese Damen waren in offenen Kutschen mehr liegend als sitzend dargestellt, wie sie durch die Parks fuhren, während ein Windhund einhersprang vor vier der vorgespannten muthigen Rosse, auf denen zwei kleine Postillone in weißledernen Beinkleidern saßen. Andere Ladies lagen auf Ruhebetten, sinnend und träumend, den Mond durch das offene, von einem schwarzen Vorhange nur zur Hälfte verhüllte Fenster betrachtend, während auf einem Tischchen neben ihnen entsiegelt bedeutungsvoll ein halb offenes Billet lag.

Auf den Wangen sentimentaler Jungfrauen perlte mitunter wohl auch eine Thräne, während naive Mädchen sich mit einer Turteltaube durch die Gitterstäbe eines Käfigs schnäbelten oder, den Kopf lächelnd auf die Schulter gelegt, ein Gänseblümchen mit den spitzen Fingern entblätterten. Auch Großtürken mit langen Pfeifen waren dargestellt, gemächlich in Lauben sitzend und tanzenden Bajaderen schmunzelnd zulächelnd, dann wieder Giaurs mit türkischen Säbeln und griechischen Mützen, oder fabelhaften, dithyrambischen Ländern angehörenden Landschaften, in denen Fichten neben Palmen stehen, Tiger zur Rechten und Löwen zur Linken gelagert sind, tartarische Minarets am Horizont auftauchen, im Vordergrunde römische Ruinen liegen, hinter denen Kamehle gelagert sind, während das Ganze von einem sauber geputzten Urwald umgeben und von einem senkrecht herabfallenden Sonnenstrahl beleuchtet wird, der sich im Wasser spiegelt, auf dem die unvermeidlichen Schwäne nicht fehlen dürfen.

Der Schein der Nachtlampe, die an der Wand über Emma's Haupt befestigt war, fiel hell auf diese Bilder, die sie gierig betrachtete, während im Schlafzimmer tiefe Stille herrschte und aus der Ferne das Rollen der Räder irgend eines verspäteten Fiakers gehört wurde.

Als ihre Mutter starb, weinte sie einige Tage lang hindurch recht herzlich und bitterlich. Sie ließ sich eine Zeichnung des Grabes entwerfen, die sie mit Haaren der Verstorbenen umkränzte; in einem Briefe, den sie an ihren Vater nach Bertaux schrieb, stellte sie melancholische Reflexionen über die Vergänglichkeit des Lebens an, und verlangte später in dieselbe Gruft gelegt zu werden. Ihr Vater glaubte, sie sey krank und kam nach der Stadt, um sie zu besuchen.

Emma freute sich im Herzen, so schnell und wie mit

einem Schlage sich zur Höhe jener abgeblaßten Existenzen erhoben zu haben, zu der gewöhnliche Gemüther nie zu gelangen vermögen. Sie erging sich daher mit inniger Behaglichkeit in Lamartinschen Mäandern, horchte im Geiste den Harfenklängen auf den Seen, den Gesängen der sterbenden Schwäne, dem Rauschen fallender Blätter, den Gebeten reiner, zum Himmel emporschwebender Jungfrauen und der Stimme des Ewigen, die in den Thälern gehört wurde. Dabei langweilte sie sich aber, obschon sie es nicht eingestehen wollte, setzte die Lebensweise aus Eitelkeit und dann aus Gewohnheit fort und war endlich erstaunt, sich ruhiger zu fühlen und eben so wenig Trauer im Herzen zu empfinden als Runzeln auf ihrer Stirn zu zählen.

Die guten Nonnen, die einen hohen innern Beruf in ihr vorausgesetzt hatten, waren nicht erstaunt, als sie gewahrten, wie Mademoiselle Rouault ihre Bemühungen und Hoffnungen zu nichte zu machen dachte. Sie hatten sie so viele Andachtsübungen mitmachen lassen und sie mit heilsamen Rathschlägen so sehr überhäuft, daß sie es endlich wie jene Pferde machte, die man unversehens am Zügel zurückzieht, sie blieb plötzlich stehen, so daß das Gebiß seine Wirksamkeit verlor. Ihr Geist war mitten in enthusiastischen Verzückungen positiv geblieben, sie hatte die Kirche eigentlich nur ihrer Ausschmückung und der Blumen halber geliebt, für Musik nur wegen des Textes der Romanzen geschwärmt, Literatur nur wegen leidenschaftlicher Aufregungen getrieben. sie lehnte sich gegen die strenge Klosterdisciplin auf, die ihrem Naturell im höchsten Grade widerstrebend war. Als daher ihr Vater sie aus der Pension wegnahm, war man dort über ihre Entfernung gar nicht ungehalten. Die Oberin fand sogar, daß sie sich in letzter Zeit unehrerbietig gegen die Regeln des Hauses benommen hatte.

Im väterlichen Hause fand Emma in der ersten Zeit Behagen daran, den Befehl über die Dienerschaft des Hauses übernehmen zu können; bald aber wurde ihr das Landleben lästig und sie bedauerte nicht mehr im Kloster zu seyn. Als Charles zum ersten Male nach Bertaux kam, meinte sie, über alle Täuschungen des Lebens bereits hinweg zu seyn und hielt sich für fest überzengt, daß ihr nichts mehr Neues im Leben zu erlernen oder zu empfinden übrig sey.

Die aus einer neuen Lebenslage hervorgehende Bangigkeit, vielleicht auch die durch die Gegenwart des fremden Mannes veranlaßte Aufregung hatte hingereicht, in ihr den Glauben zu erwecken, daß endlich die wundersame Leidenschaft in ihr zum Durchbruche gekommen, die bis jetzt gleich einem rosigen Phönix im Aetherglanz eines poetischen Himmels geschwebt hatte; nichtsdestoweniger konnte sie sich nicht überreden, daß die Ruhe, die sie jetzt genoß, das Glück sey, von dem sie geträumt hatte.

VII.

Bisweilen dachte sie, daß sie jetzt die schönsten Tage ihres Lebens lebe, den sogenannten Honigmond, wie man sich auszudrücken pflegt. Um dessen Süßigkeit ganz zu genießen, müßte man, wie sie meinte, nothwendig jene Länder mit den wohlklingenden Namen besuchen, in denen die Tage, die der Trauung nachfolgen, voll süßer Trägheit sind, müßte man in Postchaisen, hinter blauseidenen Vorhängen steile Straßen im Schritte hinanfahren, den Gesängen, des Postillons horchen, auf die Glöcklein an den Hälsen weidender Ziegen lauschen, das dumpfe Getöse stürzender Wasserfälle vernehmen und sich süßen Träumereien hingeben. In Italien, dachte sie, könnte

sie jetzt nach Sonnenuntergang am Strand der Golfe die Düfte der Orangenhaine einathmen, am Abend dann auf den flachen Dächern der Villas, allein, die Hände in den Schooß gelegt, die Gestirne betrachten und Pläne machen. Es schien ihr, als wenn gewisse Orte auf der Erde Glück hervorbringen müßten, als wenn das Glück eine von gewissen Bodenverhältnissen abhängende und an unrechter Stelle verkümmernde Pflanze seyn müßte. Warum — fragte sie sich — kann ich jetzt nicht in einer Schweizerhütte weilen, oder meine Melancholie nicht in einer schottischen Hütte einschließen, warum trägt mein Mann nicht einen Sammtrock mit Basken, hohe Reiterstiefel, einen spitz zulaufenden Hut und Manschetten?

Es gab Stunden, in denen sie sich nach einem Vertrauten sehnte; in welcher Weise hätte sie aber ihr unfaßbares, die mannigfaltigsten Formen und Gestalten annehmendes Mißbehagen ausdrücken sollen, ein Mißbehagen, flüchtig gleich den Wolken, wechselnd gleich den Winden? Dazu hätten ihr, selbst wenn die Gelegenheit dazu vorhanden gewesen wäre, die Worte und auch die Kühnheit gefehlt.

Hätte es Charles jedoch gewollt, hätte er es nur geahnt, wäre sein Blick ihren Gedanken auch nur ein einziges Mal entgegengekommen, so würde, wie sie glaubte, eine plötzliche Ueberfülle aus ihrem Herzen gequollen seyn, gleich dem Schatz üppiger reifer Früchte, der von den Bäumen an einem Spaliere fällt, wenn man auch nur die Hand daran legt. In dem Maße aber, in welchem die Intimität ihres äußern Lebens zunahm, fühlte sie, wie sich im Innern die Bande, die zwischen ihnen bestanden, immer mehr und mehr lockerten.

Charles' Gespräche waren flach wie Straßenpflaster, Alltagsideen zeigten sich darin in gewöhnlichem Gewande,

ohne je Aufregung, Heiterkeit oder Melancholie zu erregen. Er sagte ihr, daß er während seines Aufenthaltes in Rouen nie neugierig gewesen sey, die Pariser Schauspieler im Theater zu sehen. Er konnte weder schwimmen, noch fechten, noch schießen; eines Tages war ihr in einem Roman ein Reitausdruck vorgekommen, den er ihr nicht zu erklären im Stande gewesen war.

Ein Mann sollte aber nach ihren Begriffen um Alles wissen, sich in vielfacher Thätigkeit hervorthun, das Weib in die Geheimnisse der Leidenschaft einweihen, mit den Raffinements des Lebens und allen seinen Mysterien bekannt machen. Der Mann aber lehrte sie nichts, er wußte nichts, er wünschte nichts. Er hielt sie für glücklich, sie zürnte ihm seiner gemächlichen Ruhe halber, und nahm ihm sogar die Momente der Annehmlichkeit übel, die er ihr bisweilen verschaffte.

Wenn sie mitunter zeichnete, machte es Charles großes Vergnügen, neben ihrem Stuhle zu stehen, sie über das Papier geneigt zu betrachten, wie sie mit den Augen blinzelte, um ihre Arbeit besser zu betrachten, oder Brotkugeln formte, mit denen sie unrichtige Striche wegwischte.

Beim Clavierspiel war es besonders das rasche Tempo, das seine Verwunderung, ja sein lebhaftes Staunen rege machte. Sie spielte mit vieler Sicherheit und bewegte sich in Doppelläufen über alle Octaven, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Dergestalt von ihr behandelt ertönte das alte Instrument, wenn die Fenster offen waren, bis an das Ende des Dorfes; wenn der Gerichtsschreiber barhäuptig und mit Pantoffeln an den Füßen vorüber kam, pflegte er, Papierrollen in der Hand und unter den Armen

haltend, vor dem Fenster stehen zu bleiben und den Melodien zu horchen.

Andererseits verstand sich Emma ganz tüchtig auf die Hauswirthschaft. Sie war es, die den Kranken die Rechnung für die von ihrem Manne gemachten Visiten in allerliebst geschriebenen Briefchen und in sehr ansprechender, durchaus nicht verletzender Weise zusandte. Wenn sie am Sonntag irgend einen Nachbarn zu Tische hatten, so war sie immer auf Mittel bedacht, irgend eine lockend und appetitlich aussehende Schüssel in petto zu haben, Früchte in schönen Pyramiden auf Weinblättern zu serviren und mit schmackhaften Confituren aufzuwarten; bisweilen sprach sie sogar davon, Gläser zum Ausspülen des Mundes beim Nachtisch aufzustellen. Alle diese feinen Nuancen wirkten vortheilhaft auf die Beachtung, der sich Bovary in seiner ärztlichen Stellung bei den Nachbarn erfreuen sollte.

Charles that sich nicht wenig auf den Besitz einer solchen Frau zu gute und begann eine höhere Meinung von sich selbst zu hegen. Sie hatte Crayon-Zeichnungen gemacht, in breite Rahmen fassen lassen und diese an langen, grünen Schnüren aufgehängt. Charles wußte sich vor Behaglichkeit nicht zu fassen, wenn er die besuchenden Nachbarn auf diese Kunstwerke aufmerksam machen oder sich ihnen in den schönen von seiner Frau gestickten Pantoffeln zeigen konnte.

Von seinen Krankenbesuchen pflegte er immer spät, gewöhnlich um zehn Uhr Abends, bisweilen auch erst um Mitternacht nach Hause zu kommen. Wenn er dann essen wollte, besorgte ihm Emma den Tisch, da die Magd bereits im Bette lag. Dann machte er sich es bequem, speiste in Hemdärmeln, erzählte von den Leuten, die ihm begegnet waren und den Dörfern, durch die sein Weg ihn geführt, von den Recepten,

die er den Leuten vorgeschrieben hatte; im höchsten Grade mit sich selbst zufrieden, schmauste er mit großer Behaglichkeit, verzehrte einen nicht sehr wohlriechenden Käse zum Dessert, zu dem er noch eine erkleckliche Anzahl Aepfel hinzuzufügen pflegte, trank ein halbes Dutzend Gläser Wasser, legte sich dann ins Bett, schlief sofort ein und schnarchte, daß die Fensterscheiben dröhnten.

In früherer Zeit hatte er immer eine baumwollene Schlafmütze getragen, jetzt mußte er sich statt derselben eines Seidenfoulards bedienen, der nicht immer festsitzen wollte; darum hingen ihm auch des Morgens die Haare in wirrer Unordnung über die Stirn herab und waren voll Flaumfedern aus den Pölstern, deren Schnüre in der Nacht sich loslösten. Er trug immer schwere, plump gearbeitete, den Fuß sehr häßlich erscheinen lassende Stiefel und meinte, daß für's Land alles gut genug wäre.

Seine Mutter stimmte seinen ökonomischen Ansichten bei, weil sie ihn nach wie vor besuchte, so oft es in ihrem Hause wieder einmal stürmisch hergegangen war; gegen die Schwiegertochter hatte jedoch Madame Bovary immer Einiges einzuwenden. Sie meinte, die junge Frau thue für ihr Vermögen viel zu vornehm und gehe mit Holz, Zucker und Kerzen so verschwenderisch um, wie dies nur in einem großen Hause der Fall seyn dürfe; mit der Glut, die man in der Küche unnütz verkommen lasse, könnten fünfundzwanzig Schüsseln gar gemacht werden!

Madame Bovary unterrichtete Emma, wie man die Wäsche ordnen und den Fleischerknecht, der den täglichen Fleischbedarf ins Haus brachte, überwachen müsse; Emma ließ sich diesen Unterricht gefallen; Madame Bovary wollte ihn jedoch noch weiter ausdehnen; dann kam es zwischen

Schwiegermutter und Schwiegertochter zu häufigen Wortwechseln, die von einem leisen Beben der Lippen begleitet waren; oft war es nicht sowohl die Worte, als der Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen wurden, wodurch die Kluft noch mehr erweitert wurde.

Zur Zeit der ersten Frau ihres Sohnes hatte Madame Bovary deutlich gefühlt, daß er sie der ihres Vermögens halber angeheiratheten Witwe vorziehe; die Liebe, die Charles für Emma bekundete, erschien ihr aber wie eine Desertion von der ihr selbst gebotenen Zärtlichkeitspflicht, wie ein Eingriff in ein ihr eigenthümlich gehörendes Gebiet; sie betrachtete das Glück ihres Sohnes mit melancholischem Schweigen, wie Jemand, der ruinirt ist und durch die Scheiben nach Leuten sieht, die es sich in dem Hause, das ihm ehemals eigenthümlich gehörte, bequem machen. Sie ließ es sich daher angelegen seyn, ihm alle Mühen und Opfer ins Gedächtniß zurückzurufen, um sie mit Emma's Nachlässigkeiten zu vergleichen, und auf diesem Wege zu dem Schlusse zu gelangen, daß er nicht recht daran thue, seine Frau in gar so ausschließlicher Weise zu lieben.

Charles wußte nicht, was er hierauf antworten sollte; er zollte seiner Mutter unbedingte Ehrfurcht, seiner Frau eben so unbedingte Liebe; er fand das Urtheil der Einen unfehlbar und nichtsdestoweniger das Benehmen der Andern vollkommen untadelhaft. Wenn Madame Bovary sich entfernte, so versuchte er schüchternen Tones, aber in den von seiner Mutter gebrauchten Ausdrücken, einige Bemerkungen derselben vorzubringen; Emma überzeugte ihn dann mit einem Worte, daß er sich irre und hieß ihn nach seinen Kranken sehen.

Nichtsdestoweniger wollte sie nach den von ihr als richtig anerkannten Theorien sich Liebe verschaffen. Sie ging im

Mondenschein mit Charles auf und ab, declamirte ihm leidenschaftlich geschriebene Gedichte oder sang seufzend melancholische Adagios; ihr Gemüth blieb jedoch nach solchen Experimenten vollkommen ruhig, und Charles war weder inniger noch aufgeregter geworden.

Wenn sie dergestalt vergebliche Versuche gemacht hatte, Feuerfunken aus seinem Herzen zu schlagen, überredete sie sich, er sey eben keiner größeren Wärme fähig. Der Schluß war übrigens dadurch gerechtfertigt, daß seine Zärtlichkeit gewissermaßen so ziemlich nach der Uhr regulirt war und er seine Frau sogar nur zu gewissen Stunden zu umarmen pflegte. Er war nun einmal ein Gewohnheitsmensch und sein Naturell machte sich auch auf dem Gebiete der Liebe sieghaft geltend.

Ein Forsthüter, den Charles von einer Lungenentzündung geheilt hatte, hatte ihr einen kleinen Windhund zum Geschenk gemacht; das Thierchen wurde ihr Begleiter auf einsamen Spazirgängen, die sie ziemlich weit auszudehnen pflegte.

Wenn sie an den oft von ihr besuchten Orten so allein dahinwandelte, so blickte sie in Ermangelung anderer Beschäftigung vorerst sorgsam umher, ob sich denn nichts seit ihrem letzten Vorüberkommen geändert habe. Die einzelnen Pflanzen, so wie die Gebüsche standen aber immer am nemlichen Orte, und Moose wucherten nach wie vor an den Außenwänden des alten, halbverfallenen Pavillons, dessen beständig geschlossene Fensterladen zwischen den sie haltenden Eisenriegeln verfaulten. Ihre Gedanken schweiften regellos umher gleich ihrem Windhunde, der weite Kreise beschrieb, nach den gelben Schmetterlingen schnappte, die Vögel aufjagte und in die am Saume der Getreidefelder emporschießenden Klatschrosen biß.

Nach und nach fixirten sich ihre Ideen, wenn sie sich auf den Rasen setzte, in den sie mit der Spitze ihres Sonnen-

schirmes wühlte. Sie pflegte sich dann zu wiederholten Malen zu fragen:

»Du lieber Himmel, warum habe ich mich denn eigentlich verheirathet?«

Dann dachte sie nach, ob es denn nicht möglich gewesen wäre, mittelst anderer Combinationen des Zufalls einem andern Manne zu begegnen; sie ging mit sich selbst zu Rathe, welcher Natur denn diese Ereignisse hätten seyn können und wie dann diese so ganz andere Lebensweise und jener unbekannte Gatte beschaffen gewesen wären. Es hätten doch nicht alle Männer dem ihrigen gleichen und es hätte sich ein Mann finden können, der schön, geistreich, ausgezeichnet, sympathisch gewesen wäre, ein Mann, wie er sicherlich irgend einer ihrer Cameradinnen aus dem Kloster zu Theil geworden. Was mochten diese Cameradinnen überhaupt jetzt machen? Wahrscheinlich führten sie in der Stadt, im Geräusch eines aufgeregten Lebens, in den Herrlichkeiten der Theater, im Glanz der Bälle eine köstliche Existenz, in der Herz und Sinn gleich reich betheiligt waren. Ihr Leben aber war kalt, gleich der Luft einer Dachkammer, deren Fenster nach Norden geht; die Langweile, eine schweigsame Spinne, spann ihr Gewebe im Düstern in jedem Winkel ihres Herzens.

Sie rief sich die Tage zurück, an denen in der Pension Preise ausgetheilt worden waren, und gedachte der Momente, in denen sie auf die Estrade gestiegen war, um ihren Kleinen Kränze zu holen. Sie hatte mit ihren in Zöpfen geflochtenen Haaren, ihrem weißen Kleide und den weit ausgeschnittenen Prunelleschuhen ganz allerliebst ausgesehen; wenn sie an den Herren vorüberkam, hatten diese sich immer vorgebückt, um ihr Complimente zu machen; der Hofraum war voll von Wa-

gen, die Wegfahrenden winkten ihr freundlich grüßend zu und der Tanzmeister hatte immer gar so wohlwollend genickt, wenn er mit der Geige unter dem Arm an ihr vorüberschritt. Ach, wie weit, wie unendlich weit lag das Alles nun hinter ihr!

In solchen Momenten rief sie nach dem Hündchen, das Djali hieß, nahm es zwischen die Knie, streichelte seinen fein geformten Kopf und sagte:

»Komm, küsse deine Gebieterin; Du hast doch wenigstens keinen Kummer!«

Wenn sie dann den melancholischen Blick des schlanken, häufig und langsam gähnenden Thieres betrachtete, so empfand sie eine Art von Rührung, stellte Vergleiche zwischen sich und dem Hunde an und richtete lange Reden an ihn, als wenn sie ihn trösten und seine Betrübniß erleichtern gewollt hätte.

Bisweilen kamen dann heftige Windstöße, Seebrisen, die sich weithin erstreckten und den frischen Salzduft des Meeres über die flache Landschaft wehten. Die Binsen zischten dann, wenn ihre Häupter den Boden berührten, das Laub der Buchen rauschte und schien sich geheimnißvolle Worte zuzuflüstern, während die hin- und herschaukelnden Wipfel bedeutsam nickten und sich neigten. Emma zog dann den Shawl enger um die Schultern und stand auf.

In den Waldalleen war ein grünes Halblicht; der Fuß trat auf weiche, leise knisternde Moose. Die Sonne ging unter, rothe Wolken schimmerten durch die Zweige; die geradlinig gepflanzten Bäume glichen einer braunen Säulenreihe, die sich scharf gegen den Goldgrund abhob. Emma fühlte sich von leiser Angst erfaßt, sie rief nach dem Hunde und kehrte rasch nach Tostes auf der Hauptstraße zurück, ließ sich heimgekehrt in einen

Lehnstuhl sinken und brachte den ganzen Abend kein Wort über die Lippen.

Gegen Ende September trat etwas Ungewöhnliches und Außerordentliches in ihr Leben; sie wurde auf Schloß Vaubyessard geladen zum Marquis d'Andervilliers.

Der Marquis hatte zur Zeit der Restauration einen Ministerposten bekleidet; er sehnte sich darnach, wieder in das politische Leben zurückzukehren und traf allgemach Vorbereitungen zur Candidatur für die Kammerwahl. Im Winter ließ er fleißig Holzbündel vertheilen; in den Berathungen des Generalconsuls begehrte er in emphatischen Declamationen Straßenbauten für den von ihm vertretenen Bezirke.

Während der großen Hitze hatte er einen Absceß im Munde gehabt; Charles hatte durch einen rechtzeitig angewendeten Lancettestich eine Art sogenannter Wundercur an ihm verrichtet. Der Marquis schickte seinen Verwalter nach Tostes, um die Operation zu bezahlen und erzählte am Abend nach seiner Rückkehr, daß er in dem Gärtchen des Arztes sehr schöne Kirschen gesehen habe. Da es nun mit den Kirschen in den zum Schloß Vaubyessard gehörenden Gärten schlecht stand, so begehrte der Marquis von Bovary einige Impfzweigchen; er erhielt sie, wollte seinen Dank persönlich abstatten, erblickte Emma, fand sie hübsch gewachsen und ihre Manieren durchaus nicht dörfisch; in Folge dessen glaubte man im Schlosse nicht über die Grenzen der Herablassung hinauszugehen, und sich auch keiner Unschicklichkeit schuldig zu machen, wenn man dem jungen Paare eine Einladung zukommen ließ.

Es war an einem Mittwoch, um drei Uhr Nachmittags, als Herr und Frau Bovary in ihr Wägelchen stiegen, um nach Schloß Vaubyessard zu fahren; ein großer Koffer wurde rückwärts, eine Hutschachtel am vordern Theile des Wagens

aufgebunden. Charles hatte außerdem noch eine Pappschachtel zwischen den Füßen.

Sie kamen mit Einbruch der Nacht an ihrem Bestimmungsort an, als eben Lampen im Park aufgesteckt wurden, um die Wagen leichter den Weg finden zu lassen.

VIII.

Das Schloß, von moderner italienischer Bauart, hatte zwei Seitenflügel und drei Freitreppen und stand am untern Ende einer immensen Rasenfläche, auf der zwischen zerstreut stehenden Baumgruppen einige Kühe weideten. Blumengebüsche rahmten in geschmackvoller Anordnung den Rasen längst der sich hinschlängelnden, mit feinem Kiessand bestreuten Wege ein. Eine hübsche Brücke führte über ein Flüßchen; in der Ferne am obern Ende der Wiese bemerkte man Häuschen mit Strohdächern und noch weiter erhoben sich zwei dicht bewaldete Hügel; parallel mit den Seitenwänden der Schloßflügel standen Remisen und Stallungen, Reste des ehemaligen alten jetzt demolirten Schlosses.

Charles' Wägelchen hielt vor der mittleren Freitreppe. Bediente eilten herbei, der Marquis kam zum Vorschein, bot der Frau des Arztes den Arm und führte sie in die große Schloßhalle.

Sie war mit Marmorquadern gepflastert und sehr hoch, das Geräusch der Schritte wiederhallte wie unter den Wölbungen einer gothischen Kirche. Dem Eingang gegenüber führte eine Treppe in die obern Räume; links gelangte man durch eine Gallerie in den Schloßgarten und den Billardsaal, aus dem man den Anstoß der gegen einander anprallenden Ku-

geln hörte. Als Emma durch den Billardsaal geführt wurde, um in den Salon zu gelangen, sah sie rund um das Billard her Männer mit ernsten Gesichtern, deren Kinn in hohen Cravaten stak, die sämmtlich decorirt waren und sehr bedeutungsvoll lächelten, wenn sie die Billardstöcke handhabten. An dem dunklen Wandgetäfel hingen große Bilder in goldenen Rahmen, an deren Leisten Inschriften in schwarzen Buchstaben zu sehen waren. Eine lautete: Jean-Antoine d'Andervilliers d'Yverbonville, Graf von Vaubyessard und Baron von Fresnaye, gefallen in der Schlacht bei Coutras am 20. October 1587 — Auf einem andern Rahmen hieß es wieder: Jean-Antoine-Henry-Guy d'Andervilliers de la Vaubyessard, Admiral von Frankreich und Ritter des St. Michael-Ordens, verwundet in der Schlacht bei la Hougue Saint-Vaast am 29. Mai 1692, gestorben auf dem Schlosse Vaubyessard am 23. Jänner 1693.

Die nächstfolgenden Inschriften waren kaum mehr leserlich und zwar um so weniger, als das von Schirmen gedeckte Lampenlicht vorzugsweise auf das Billard fiel und den übrigen Raum im Halbdunkel ließ. Nur hier und da fiel ein Lichtstrahl auf die Goldrahmen oder auf eine bleiche Stirn, zwei starrblickende Augen, Allongeperrücken, deren Locken über rothe Röcke herabfielen, oder Schnallen und Strumpfbänder oberhalb praller Waden.

Der Marquis öffnete die Thüre des Salons; eine Dame (die Marquise selbst) erhob sich von ihrem Sitze, ging Emma entgegen, ließ sie neben sich auf's Canapé setzen und fing sogleich an recht freundschaftlich wie mit einer alten Bekannten zu plaudern. Sie war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte sehr schöne volle Schultern und eine Stumpfnase, sprach in schleppendem Tone und trug an diesem Abend auf ihren kastanien-

braunen Haaren ein einfaches, rückwärts in Zipfeln herabfallendes Kopftüchelchen. Neben ihr saß ein junges, blondes Mädchen in einem Fauteuil; Herren, die jeder eine Blume im Knopfloche trugen, plauderten mit den Damen, die in einem Halbkreise um den Camin saßen.

Um sieben Uhr wurde das Diner servirt. Die Herren, die in der Majorität anwesend waren, setzten sich an den ersten Tisch, der in der Vorhalle gedeckt war; die Damen nahmen am zweiten Tische im Speisesaal mit dem Marquis und der Marquise Platz.

Emma fühlte sich beim Eintreten von einer warmen Atmosphäre umweht; es war ein Gemenge aus dem Duft der Blumen, dem Geruch frischer Wäsche, dem Aroma der Speisen und der penetranten Ausdünstung der Trüffeln. Die Kerzenflammen spiegelten sich in den silbernen, über die warmen Speisen gedeckten Halbkugeln; die von leichtem Dunste angehauchten Krystallflaschen blitzten in den regenbogenfarbigen Facetten; auf den mit breiten Goldrändern geschmückten Tellern standen Servietten in Form von Bischofsmützen zusammengelegt, aus deren oberen Oeffnung kleine ovale Brote hervorragten

Die rothen Extremitäten der Seekrebse ragten über die Schüsselränder hinaus; Blumenbouquets waren längs der ganzen Tafel aufgepflanzt, schöne Früchte in netzförmig geflochtenen Körbchen lagen zierlich auf Moos gebettet; der Haushofmeister in seidenen Strümpfen, kurzer Kniehose, weißer Cravate und Brustkrause ließ mit dem Ernste eines richterlichen Beamten die Schüsseln circuliren, wobei er jeden Gast im Auge behielt und bestens für dessen Behaglichkeit sorgte.

Auf dem großen, mit Metallstäben eingelegten Porzellanofen stand eine bis zum Kinn in Faltengewänder gehüllte Statue; sie schien unbeweglich auf die zu ihren Füßen tafelnde Menge herabzublicken.

Madame Bowary bemerkte, daß mehre Damen ihre Handschuhe nicht in die vor ihnen stehenden Weingläser gesteckt hatten.

Am obern Tafelrande, der einzige Mann unter so vielen Frauen, über den gefüllten Teller gebückt und die Serviette im Nacken wie bei einem Kinde gebunden, saß ein Greis, eifrig essend; aus seinem Munde träufelten Sauce und sonstige Flüssigkeiten die er in reichlichem Maße zu sich nahm. Seine Augen waren krankhaft roth gerändert, er trug ein kleines, mit einem schwarzen Bande umwickeltes Zöpfchen. Der alte Mann war der Schwiegervater des Marquis, der alte Herzog von Laverdière, seiner Zeit ein Günstling des Grafen von Artois, namentlich auf den Jagdpartien zu Baudreuil auf den Gütern des Marquis von Conflans, der, wie man behauptete, so wie Coigny und Lauzun in Gnaden bei der Königin Marie Antoinette gestanden hatte. Des Herzogs Leben war sehr bewegt gewesen; Orgien, Duelle, Wetten, Entführungen hatten sein Vermögen verschlungen und seine ganze Familie in Angst und Schrecken versetzt. Hinter seinem Stuhle stand ein Diener, der ihm laut die Schüsseln nennen mußte, auf die er mit zitterndem Finger zeigte und nach denen er stammelnd fragte; ohne Unterlaß und unwillkürlich mußten sich Emma's Augen dem alten Manne mit den Hängelippen zuwenden; er erschien ihr als etwas ganz Außerordentliches und Erhabenes, weil er am Hofe gelebt und in der Gunst gekrönter Häupter gestanden hatte.

Man servirte in Eis gekühlten Champagner. Emma

schauderte es, als sie die Kälte des prickelnden Getränkes im Munde fühlte. Sie hatte nie Granatäpfel gesehen, nie Ananas gegessen. Selbst der feingestoßene Zucker schien ihr weißer und schöner als anderwärts zu seyn.

Die Damen begaben sich nach der Tafel in ihre Zimmer, um Toilette für den Ball zu machen.

Emma verwendete auf ihren Anzug die ängstliche Gewissenhaftigkeit einer Schauspielerin, die zum ersten Mal debutiren soll. Sie ordnete ihr Haar nach der Anordnung des Friseurs und zog ihr auf dem Bett in Bereitschaft liegendes Barègekleid an. Charles fand, daß ihm sein Beinkleid um den Bauch herum zu eng war.

»Die Stege am Beinkleid,« sagte er, »werden mich beim Tanzen geniren.«

»Du willst tanzen?«

»Ja wohl.«

»Du bist nicht bei Troste; man würde Dich auslachen; bleibe nur ruhig an deinem Platze, was sich auch für einen Arzt viel besser schickt.«

Charles erwiederte nichts. Er ging schweigend im Zimmer auf und ab, erwartend, daß Emma mit ihrer Toilette zu Stande käme.

Er betrachtete sie von rückwärts, wie sie sich im Spiegel von zwei Flambeaus beleuchtet ausnahm. Ihre schwarzen Augen schienen noch schwärzer als gewöhnlich zu seyn. Die an den Ohren sanft gewölbten Flechten glänzten und schimmerten; sie hatte eine schöne künstliche Rose an dieselbe befestigt, auf deren Blättern Wassertropfen schimmerten. Ihr Kleid war blaß saffranfarb; drei Bouquets aus Pompon-Rosen, mit Laub gemischt, hielten den Rock an einer Seite in die Höhe.

Charles küßte sie auf die Schulter.

»Laß mich,« sagte sie, »Du zerdrückst mir das Kleid.«

Man hörte Geigenklänge und Waldhorntöne. Sie ging die Treppe hinab und mußte sich Gewalt anthun, um nicht zu laufen.

Die Quadrillen hatten bereits begonnen. Die Gäste strömten in den Salon; es entstand ein bedeutendes Gedränge; Emma stellte sich auf ein Bänkchen neben der Eingangsthüre.

Als die Quadrille vorüber war, wurde Raum für die Gruppen plaudernder Männer und die in reiche Livréen gekleideten, Präsentirbreter mit Erfrischungen tragenden Diener. Die Damen rauschten mit den gemalten Fächern, hinter den Bouquets bargen sich lächelnde Gesichter, in den halb geöffneten Händen erblickte man Flacons mit Goldstöpseln; die weißen, engen Handschuhe bezeichneten die Form der Nägel und umschlossen in klemmender Enge die Handgelenke. Spitzengarnituren, Diamantbrochen, Armbänder mit Medaillons bebten an den ausgeschnittenen Leibchen, funkelten an verrätherisch lockenden Busen, hoben sich reizend hervor auf den bloßen Armen. Auf den schön frisirten Haaren sah man Kränzchen, Bouquets und Zweigchen von Vergißmeinnicht, Jasmin, Granatblüthen, Aehren oder Kornblumen. Ruhig und steif auf ihren Plätzen, mit ernsten Gesichtern zwischen den Töchtern sitzend, prangten die Mütter in rothen Turbanen.

Emma's Herz pochte in heftigen Schlägen, als ihr Tänzer sie an den Fingerspitzen führte, sie sich in die Reihen stellte und den ersten Geigenstrich erwartete, um vom Platze zu tanzen. Ihre Aufregung legte sich jedoch bald; sie bewegte sich nach dem Rhythmus der Musik mit großer Leichtigkeit, schwebte vorwärts und war in ihren leichten Bewegungen anmuthig

anzuschauen. Bei gewissen Passagen der Tanzmusik spielte ein graziöses Lächeln um ihre Lippen; bisweilen, wenn die Musik leiser wurde, oder nur die Violine allein spielte, hörte man den hellen Klang der Goldstücke auf den Spieltischen; dann fiel das Orchester wieder in einem Tutti ein, die Klappentrompete ließ sonore Klänge vernehmen, die Füße bewegten sich wieder tactmäßig, die Röcke nahmen einen größern Umfang an und rauschten an einander. Hände wurden gereicht und losgelassen, Blicke getauscht und wieder abgewendet.

Eine gewisse Anzahl Männer, etwa fünfzehn oder sechzehn, zwischen dem fünfundzwanzigsten und vierzigsten Jahre, unter den Tänzern zerstreut oder an den Thüren lehnend und plaudernd, waren trotz der Verschiedenheit des Alters, der Toilette oder der Gesichtszüge doch durch eine gewisse Familienähnlichkeit bemerkbar.

Ihre Anzüge waren von besserem Schnitt und aus feinerem Stoff, ihre Haare gelockt und mit ausgesuchten Salben pomadirt. Sie hatten den Teint des Reichthumes, jenen weißen Teint, den kostbare Zugaben, wie ausgesuchte Möbel, besonders feine Seidenroben, altes Meißner oder Sèvres-Porzellan noch erhöhen und der durch den fortwährenden Genuß ausgesuchter Speisen in seiner Reinheit erhalten wird. Ihr Hals bewegte sich mit Leichtigkeit in den niederen Halsbinden; die Backenbärte streiften an umgeschlagene Halskrägen; sie wischten sich den Mund mit Schnupftüchern ab, in welche breite Chiffern gestickt waren und aus denen sich ein sehr angenehmes Aroma verbreitete. Die im Alter bereits vorgerückten hatten ein noch jugendliches Aussehen, während auf den Gesichtern der jüngern etwas Reifes lag. Aus ihren gleichgiltigen Blicken sprach die Ruhe täglich befriedigter Leidenschaften; trotz ihrer sanften Manieren ließ sich aber doch jene

eigenthümliche Brutalität erkennen, die aus der Sieghaftigkeit in verhältnißmäßig leichten Unternehmungen hervorzugehen pflegt, bei denen mehr körperliche Kraftübung nöthig ist und die Eitelkeit ihre Befriedigung findet; derlei Dinge sind vorzugsweise das Reiten auf Racepferden und der Umgang mit verworfenen Weibern.

In der Nähe Emma's plauderte ein Cavalier im blauen Fracke mit einer blassen, Perlen im Haare tragenden jungen Frau. Der Gegenstand ihres Gespräches war Italien. Sie sprachen von den riesigen Pfeilern im St. Petersdom, von Tivoli, dem Vesuv, Castellamare, den Cascine bei Florenz, den Rosen Genua's und den Coliseum bei Mondscheinbeleuchtung.

Von der entgegengesetzten Seite her hörte Emma ein Gespräch, dessen Worte ihr großentheils Räthsel waren. Mehre Herren drängten sich um einen noch ganz jungen Mann, der eine Woche zuvor Miß Arabella und Romulus geschlagen und in England zweitausend Louisd'or durch einen Sprung über einen Graben gewonnen hatte. Ein Gast führte Klage darüber, daß seine Traber zu stark würden, ein Anderer beschwerte sich über die Druckfehler, durch welche der Name seines Pferdes entstellt worden war.

Die Luft im Ballsaal war schwül und schwer; die Gäste begaben sich in das Billardzimmer zurück. Ein Diener, der auf einen Stuhl gestiegen war, hatte zwei Scheiben zerbrochen; bei dem Klirren der Scheiben wendete Madame Bovary den Kopf um und bemerkte die Gesichter der im Garten stehenden und durch die Scheiben ins Zimmer blickenden Bauern. Da erinnerte sie sich an den heimatlichen Pachthof, an Bertaux. Im Geiste sah sie das Haus wieder, die Pfütze im Hof, ihren Vater in der Blouse unter den Aepfelbäumen; sie sah

sich selbst wieder als Mädchen, wie sie in der Milchkammer die Milch abrahmte. Vor dem Glanz und Geräusch der Gegenwart schwanden jedoch die Erinnerungen aus der Vergangenheit bald so sehr in nichts dahin, daß Zweifel in ihr aufstiegen, ob sie denn wirklich je so gelebt habe, wie sie sich soeben geistig erblickt hatte.

Sie gab sich ganz dem Eindruck des Augenblicks hin; es existirte nur mehr der Ball für sie; außerhalb desselben war Alles eine dunkle, finstere Atmosphäre. Sie aß eben Vanilleeis und hielt die kostbare Porzellantasse mit der linken Hand; das Löffelchen hatte sie eben zum Munde geführt, während sie die Augen halb geschlossen hielt.

Eine neben ihr sitzende Dame ließ ihren Fächer fallen, während ein Tänzer eben vorüberkam.

»Wollten Sie nicht die Güte haben« sagte die Dame, »mir den Fächer aufzuheben; er ist hinter das Canapé gefallen.«

Der Herr verneigte sich; während er den Arm ausstreckte, sah Emma, daß die Hand der jungen Dame etwas weißes, dreieckig Zusammengelegtes in seinen Hut fallen ließ. Der Herr raffte den Fächer auf und überreichte ihn der Dame mit ehrerbietiger Geberde; sie dankte kopfnickend und roch an ihr Bouquet.

Das Souper war vorüber; man hatte viel Rheinwein und spanische Weine getrunken, viele Kraftbrühe und Mandelmilch zu sich genommen, viele Puddings à la Trafalgar, viele kalte Fleischspeisen und verschiedene Arten zitternder Gelées außerdem genossen; dann fuhren die Wagen vor und die Gäste begannen nach einander sich zu entfernen. Schob man die Musselinvorhänge zur Seite, um durch's Fenster zu blicken, so konnte man durch die Nacht die Lichter in den Wagenlaternen

blinken sehen. Es wurde leerer und räumlicher in den Sälen; auch die Reihen der Spieler lichteten sich; die Musikanten ließen von Zeit zu Zeit die müden Finger ruhen; Charles lehnte an einer Thür und war halb eingeschlummert.

Um drei Uhr Morgens begann man Cotillon zu tanzen. Emma konnte nicht walzen, während alle Welt, selbst die Marquise und selbst Fräulein d'Andervilliers walzten; außer den Wirthen war nur mehr ein Dutzend Gäste anwesend.

Ein Tänzer, den die Uebrigen ganz familiär immer nur mit »Vicomte« ansprachen und dessen weitausgeschnittenes Gilet die Formen der Brust scharf abzeichnete, hatte jedoch Madame Bovary bereits ein zweites Mal zum Tanze mit der Versicherung aufgefordert, daß er sie führen und die Sache recht gut gehen werde.

Sie fingen langsam an und drehten sich immer schneller und schneller im Kreise umher. Vor ihren Augen schien Alles von rasendem Wirbel erfaßt zu seyn; Lampen, Möbel, Getäfel und Parketten schwangen sich wie eine Drehscheibe auf einem Zapfen. Einmal, als sie der Salonthüre nahe waren, blieb Emma's Kleid am untern Theil an des Tänzers Beinkleid hängen; ihre Beine geriethen in einander, er blickte zu ihr hinab, während sie ihre Augen zu ihm emporrichtete; Starrsucht erfaßte sie, sie mußte stehen bleiben. Bald begannen sie jedoch wieder neuerdings den Taumeltanz; in rascherem Tempo wirbelte der Vicomte mit ihr aus dem Saale bis an das Ende der Gartengallerie, wo sie keuchend beinahe umgesunken wäre und den Kopf an seine Brust lehnte. Langsam und immer langsamer die Kreise beschreibend führte er sie endlich auf ihren Platz zurück; sie lehnte sich an die Wand und hielt die Hand vor die Augen.

Als sie sie wieder aufschlug, saß eine Dame mitten im

Saale auf einem Tabouret; drei Tänzer knieten vor ihr; sie wählte den Vicomte; abermals ließ sich die Tanzmusik hören.

Man fand den Tanz der Beiden bemerkenswerth. Sie kreisten auf und ab, sie in ruhiger Haltung, das Kinn gegen die Brust gesenkt; er immer stolz aufgerichtet, den Arm in anmuthiger Rundung, kühn die Augen auf die Tänzerin richtend, die ausgezeichnet gut walzen konnte.

Sie hielten lange aus, länger als alle Uebrigen, die ermüdet hinter ihnen zurückblieben.

Man plauderte noch eine kurze Weile, sagte einander Lebewohl oder vielmehr guten Morgen, worauf die Gäste sich zur Ruhe begaben.

Charles schleppte sich mühsam fort; er vermochte kaum mehr sich aufrecht zu erhalten. Er hatte fünf Stunden lang hinter den Spieltischen gestanden und dem Whistspiele zugesehen, ohne das Geringste davon zu verstehen. Er ließ daher auch einen Seufzer sichtlicher Erleichterung hören, als er die Stiefel von den Füßen gezogen hatte.

Emma nahm einen Shawl um, öffnete das Fenster und blickte hinaus.

Es war dunkle, schwarze Nacht. Hin und wieder fielen einige Regentropfen. Gierig schlürfte sie die feuchte Luft ein, die ihre heißen Augen kühlte. Noch summte ihr die Tanzmusik in den Ohren; sie war bemüht, wach zu bleiben, um die Illusion des luxuriösen Lebens zu verlängern, dem sie so bald wieder den Rücken zuwenden sollte.

Der Morgen graute. Lange Zeit blickte sie nach den Fenstern des Schlosses und suchte die Zimmer jener Gäste zu errathen, die ihr als vorzugsweise bemerkenswerth erschienen

waren. Sie hätte für ihr Leben gern Näheres von ihnen wissen und ihre Existenz ergründen wollen.

Sie konnte es vor Kälte nicht mehr aushalten und bebte an allen Gliedern. Sie entkleidete sich, schlüpfte unter die Decke und kauerte sich dicht an den fest schlafenden Charles.

Beim Frühstücke hatten sich wieder sehr viele Gäste eingefunden; es dauerte aber kaum eine Viertelstunde und es wurden keine Liqueurs servirt, was den Arzt nicht wenig Wunder nahm. Mademoiselle d'Andervillier sammelte die liegen gebliebenen Bröckchen in einen Korb, um die stolz im Bassin umher schwimmenden Schwäne damit zu füttern, dann begab man sich in das große Treibhaus, wo seltsame Pflanzen, von Haaren starrend, pyramidenförmig in hängenden Gefäßen aufstiegen und gleich übervollen Schlangennestern lange, grüne, in einander verflochtene Schnüre herabhängen ließen. Die am äußersten Ende des Treibhauses befindliche Orangerie reichte in einem gedeckten Gange bis zu den Seitengebäuden des Schlosses.

Um die junge Frau zu unterhalten, führte sie der Marquis in die Stallungen. Ueber den korbförmigen Krippen waren Porzellanplatten, auf denen die Namen der Pferde in schwarzen Buchstaben angegeben waren. Kam man an einem Pferde vorüber, so bewegte es sich munter in seiner Abtheilung, wenn man mit der Zunge schnalzte oder seinen Namen nannte. In der Sattelkammer war der Boden so glänzend gebohnt, wie das Parkett eines Salons. Rings um zwei in der Mitte der Kammer stehende gewundene Säulen waren Wagengeschirre symmetrisch aufgerichtet; Gebisse, Peitschen, Steigbügel, Kinnketten hingen guirlandenartig an den Wänden umher.

Trotz aller dieser Herrlichkeiten bat Charles doch einen

Diener, ihm sein Wägelchen anspannen zu wollen. Man brachte es vor die Freitreppe; Packete und Koffer wurden in dasselbe gelegt, das Ehepaar empfahl sich dem Marquis und seiner Frau und reiste nach Tostes ab.

Schweigend sah Emma auf die sich drehenden Räder. Charles, am äußersten Rande des Bänkchens sitzend, kutschirte mit weit vom Leibe abstehenden Ellbogen; das kleine Roß ging im Paßgang zwischen den Stangen der für seine Gestalt viel zu breiten Gabel. Die schlaff gehaltenen Zügel klatschten auf seiner mit Schweiß und Schaum bedeckten Croupe; der rückwärts aufgeschnallte Koffer schlug in tactmäßigen Schlägen gegen den Wagenkasten.

Auf der Höhe eines Straßenzuges angelangt, wurden sie plötzlich von Reitern überholt, welche mit den Cigarren im Munde lachend und scherzend einhersprengten. Emma glaubte den Vicomte zu erkennen; sie blickte nach den Reitern, konnte aber nur mehr am Horizont die Bewegung der sich je nach dem Trab oder Galopp der Pferde hebenden und senkenden Köpfe bemerken.

Eine Viertelstunde später mußte Charles anhalten, um die beiden Enden eines zerrissenen Riemens mit einem Stricke zu befestigen.

Als Charles mit seiner Arbeit zu Stande gekommen war und sich bückte, um sie auch von unten prüfend zu betrachten, sah er etwas auf dem Boden zwischen den Beinen des Pferdes; er hob eine Cigarrentasche vom Boden auf, in der ein Namenszug und ein Wappen von Seide gestickt waren.

»Es sind,« sagte er, »sogar zwei Cigarren darin; die werden heute Abend nach dem Essen sehr gute Dienste leisten.«

»Rauchst Du denn?« fragte sie.

»Bisweilen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet.«

Er steckte den Fund in die Tasche und trieb das Pferd neuerdings an.

Als sie nach Hause kamen, war die Mahlzeit nicht fertig. Emma erzürnte sich. Nastasie gab eine kecke Antwort.

»Sie werden mein Haus verlassen,« sagte Emma. »Ihr Thun und Lassen ist ein Hohn gegen Ihre Herrschaft; Sie werden nicht länger in meinen Diensten bleiben.«

Als die Mahlzeit endlich fertig war, bestand sie aus einer Zwiebelsuppe und einem Stück Kalbfleisch mit Sauerampfer. Charles, der Emma gegenübersaß, rieb sich die Hände und sagte mit großer Behaglichkeit:

»Es geht doch nichts über den eigenen Herd.«

Man hörte Nastasie in der Küche weinen. Charles war der armen Dirne gut. In früherer Zeit, in der Einsamkeit seines Witwerstandes, hatte sie ihm viele lange Abende hindurch Gesellschaft geleistet; außerdem war sie seine erste Patientin und auch seine früheste Bekanntschaft im Orte.

»Wirst Du sie allen Ernstes wegschicken?« fragte er.

»Ja wohl,« lautete die Antwort. »Wer wird mich daran hindern?«

Sie wärmten sich in der Küche, während im Schlafzimmer Alles für die Nacht in Ordnung gebracht wurde. Charles brannte eine Cigarre an. Er rauchte mit zugespitzten Lippen, spuckte jeden Augenblick aus und fuhr immer einen Schritt zurück, so oft er eine Dampfwolke von sich blies.

»Es wird Dir noch übel werden,« sagte sie geringschätzigen Tones.

Er legte die Cigarre weg und eilte an den Brunnen, um ein Glas frisches Wasser zu trinken. Emma benützte seine

Abwesenheit, um die Cigarrentasche zu nehmen und in einen Kasten zu werfen.

Der nächste Tag kam ihr unendlich lang vor. Sie wandelte in ihrem Gärtchen herum, ging in den Alleen auf und ab, blieb vor den Blumenbeeten, den Spalieren und der einen Priester vorstellenden Gypsstatue stehen und betrachtete alle diese ihr so wohl bekannten Dinge in einer Art von Verblüfftheit. Der Ball schien weit hinter ihr zu liegen. Wer und was mochte ihn denn in so weite Ferne geschoben haben? Die Reise nach Vaubyessard hatte eine Lücke in ihr Leben gerissen, eine Lücke, die jenen Zerklüftungen glich, die das Ungewitter einer einzigen Nacht oft in Bergwände zu reißen pflegt.

Sie fügte sich jedoch und schloß die schöne Balltoilette und die Atlasschuhe, deren Sohle auf den gebohnten Parketten des Tanzsaales einen gelben Anstrich bekommen hatten, mit gewissenhafter Sorgfalt in ihren Schrank. Ihrem Herzen war es gewissermaßen wie den Sohlen der Tanzschuhe ergangen. In der Berührung mit dem Luxus des Reichthums hatte sich eine Schichte über dasselbe gelagert, die sich nicht mehr beseitigen ließ.

Die Erinnerungen an den Ball war für Emma eine Art von Beschäftigung. An jedem Mittwoch rief sie des Morgens beim Erwachen: Ach, heute sind es acht Tage — heute sind es vierzehn Tage — heute sind es drei Wochen, seitdem ich dorten war.

Nach und nach verschwammen jedoch die dort bemerkten Gesichter in ihrem Gedächtnisse; sie vergaß an die Melodien der Tänze, sie sah die Livréen und die Säle nicht mehr so klar in der Erinnerung vor sich; die Details entgingen ihr mit einem Worte, Bedauern und Sehnsucht blieben jedoch zurück.

IX.

Bisweilen, in Charles' Abwesenheit, pflegte Emma das Cigarrenetui aus dem Wandschranke zu holen, wo sie es zwischen Wäsche gelegt hatte.

Sie betrachtete es, öffnete es, roch sogar an seiner Innenseite, die nach Tabak und Eisenkraut duftete. Wem mochte es gehört haben? Sicherlich dem Vicomte. Es mochte wohl ein Geschenk der Dame seines Herzens gewesen seyn. Gewiß hatte sie die Stickerei an einem Rahmen aus Palissanderholz gefertigt, an einem niedlichen Mignonmöbel, das man leicht jeden Augenblick nach Gutdünken verbergen konnte; viele Stunden mochte sie mit dieser Arbeit zugebracht und mit den schönen Augen gespannt und aufmerksam auf den Stoff geblickt haben, oft aber auch in süße Träumereien versunken seyn. Die Fäden des Canevas waren vom Athem der Liebe berührt worden, jeder Nadelstich hatte eine Erinnerung oder eine Hoffnung befestigt; all' die verschlungenen Seidenfäden waren nur ein Ausdruck stiller verborgen gehaltener Leidenschaft. Eines Tages mochte sie wohl der Marquis endlich entführt haben. Wohin? Wohin wohl sonst als nach Paris, nach Paris, während sie, die arme Emma, in Tostes bleiben mußte. Der Vicomte war in Paris! Wie herrlich klang doch dieser Name.

Sie wiederholte ihn stundenlang, und empfand dabei geheime, räthselhafte Schauer; es klang ihr dabei in den

Ohren und flimmerte ihr vor den Augen. Sie glaubte Fackeln schimmern, Glocken läuten zu hören.

Wenn Küchengärtner des Nachts mit den schwerfälligen Karren an ihren Fenstern vorüberfuhren und sie durch das Rasseln der Räder und Gesang aufweckten, horchte sie dem Geräusche, das auf dem weichen lehmigen Boden bald wieder verhallte.

„Die fahren wohl zum Schlosse,“ sagte sie zu sich selbst. Sie folgte ihnen im Geiste nach, wie sie der Straße entlang fuhren, durch Dörfer kamen und im Sternenlichte ihren Weg suchten.

Sie kaufte sich einen Plan der Stadt Paris und machte auf demselben mit dem Finger Spazirgänge in der Hauptstadt. Sie besuchte die Boulevards, blieb an jeder Ecke stehen, verfolgte die Gassenzüge und verweilte vor den größern Vierecken, die bedeutendere Gebäude vorstellten. Wurde sie dieser Wanderungen müde, so schloß sie die Augen und sah dann im Finstern die vom Winde gepeitschten Gasflammen, Fackeln und elegante Equipagen, die vor den Eingängen der Theater hielten.

Sie abonnirte sich auf ein Modejournal und ein belletristisches Blatt. Sie las mit krankhafter Gier darin und war besonders erpicht auf die Rechenschaftsberichte über erste Vorstellungen, Wettrennen und Soiréen; die ersten Debuts einer Sängerin, die Eröffnung von Modemagazinen und dergleichen mehr hatten ganz besonderes Interesse für sie. Sie nahm Notiz von jeder neuen Mode, wußte die Adresse der in besonderem Renommée stehenden Schneider, und konnte die Tage genau bezeichnen, an denen Oper oder Bois de Boulogne war. In Eugène Sue studirte sie Möbelbeschreibungen, sie las Balzac und George Sand und suchte in diesen Büchern eine Art wil-

der imaginärer Befriedigung für ihre sinnlichen Begierden. Sie nahm ihr Buch selbst zu Tische mit und blätterte darin, während ihr Mann aß oder sprach. Während des Lesens tauchte das Bild des Vicomte stets neuerdings in ihr auf und sie suchte und fand Annäherungen zwischen ihm und den Helden ihrer Bücher. Nach und nach wurde jedoch der Kreis, dessen Mittelpunkt er war, immer weiter; der Glorienschein rückte von seinem Angesichte weg und verbreitete sich in die Ferne, um andere Träume zu beleuchten.

Paris, die Stadt, deren Bewegung und Strömung sich mit der des Oceans vergleichen läßt, spiegelte in ihren Augen in rosenrother Atmosphäre. Nichtsdestoweniger vermochte sie das daselbst gährende Leben in gesonderten Partien und Gemälde zu classificiren. Zwei oder drei davon traten besonders in den Hintergrund, ließen alle andern unscheinbar werden und repräsentirten für sich allein die ganze Menschheit. Die Welt der Gesandten wandelte auf glänzenden Parketen in Sälen, deren Wände mit Spiegeln belegt waren; sie saßen rings um ovale Tische, die mit grünen sammtenen Decken bedeckt waren, von denen goldene Fransen herabhingen. Damen finden sich dort mit Schleppkleidern ein; hinter ihrem Lächeln bergen sich tiefe Mysterien, heimliche Beängstigungen. Weiter sah sie die Gesellschaft der Herzoginnen im Geiste vor sich, dort hatte alle Welt einen blassen Teint und pflegte erst um vier Uhr Nachmittags den eigentlichen Tag zu beginnen; die Frauen, duftige Engelsgestalten, trugen englische Points an den Säumen ihrer Röcke und die Männer, verkannte Capacitäten, an denen blos die Außenseite hohl und nichtig erschien, jagten ihre Pferde auf Lustritten zu Tode, brachten die Sommersaison in Baden-Baden zu und heiratheten, wenn sie den Vierzigen nahe gerückt waren, reiche Erbinnen.

Noch eine andere Kategorie fand Platz in dem Panorama ihrer Phantasiebilder. In den Extrazimmerchen der Restaurants begab sich das buntscheckige Völkchen der Recensenten und Actricen nach Mitternacht zum Souper und lachte und scherzte beim hellen Glanz der Kerzenflammen. Die Leutchen waren freigebig wie die Könige und voll idealen Ehrgeizes und phantastischer Bestrebungen. Ihre Lebensweise war gewissermaßen auf eine höhere Region als die der Andern angewiesen; sie war erhabener und bewegte sich in Gewitterstürmen zwischen Himmel und Erde.

Der Rest der Welt war wie verloren, wie nicht existirend und ohne bestimmten Platz und Raum. Je näher ihr überhaupt die Dinge standen, je mehr wendete sich ihr Gedanke von denselben ab. Das was in ihrer nächsten Umgebung existirte, der langweilige Landaufenthalt, das beschränkte Kleinbürgerleben, die Mittelmäßigkeit ihrer ganzen Existenz, alles das kam ihr wie eine Ausnahme im Leben vor, wie ein besonderer Zufall, von dem sie eben erfaßt worden war, während sich jenseits ihres Kreises das immense Land der Wonne und Freuden unabsehbar streckte. In ihrer Sehnsucht vermengte sie die sinnlichen Genüsse des Luxus mit den Freuden des Herzens, die äußeren Freuden der Eleganz gewisser Gewohnheiten mit den zarten Süßigkeiten der Empfindungen; der Liebe, dachte sie, thäten, wie gewissen Pflanzen der heißen Zone, ein eigens vorbereitetes Erdreich noth und eine besondere Temperatur.

Seufzer im Mondenschein, lange innige stumme Umarmungen, Thränen, die auf eine Hand fallen, die man in der seinen hält, die Fieberglut des Fleisches und das Schmachten seelendurchdringender Zärtlichkeit, alles das mußte nach ihrer Ansicht organisch verbunden seyn mit dem Balcon eines

großen Schlosses voll freier, ungetrübter Muße, mit dichten schwellenden Teppichen, reichbesetzten Blumengestellen, auf einer erhöhten Estrade stehenden Betten, dem Funkeln kostbarer Edelsteine und der geschmackvollen Ausstattung moderner Livréen.

Allmorgendlich kam ein Knecht aus dem Posthause, um die Stute ihres Mannes zu striegeln und den Stall in Ordnung zu bringen; die nackten Füße des Burschen staken in groben Holzschuhen, seine Blouse war voll Löcher. Das war also der schmucke Groom in kurzer Kniehose, mit dem sie sich begnügen sollte. Wenn sein Werk gethan war, so ging er fort, um sich den Tag über nicht mehr sehen zu lassen, weil Charles, wenn er nach Hause kam, das Pferd selbst in den Stall führte, ihm den Sattel abnahm und die Halfter anlegte, während die Magd, so gut sie es eben vermochte, dem Thiere Heu in die Raufe steckte.

Um Nastasie zu ersetzen, die Tostes unter Thränenströmen verlassen hatte, nahm Emma ein vierzehnjähriges, verwaistes Mädchen mit sanfter Physiognomie ins Haus. Die junge Dienerin durfte keine baumwollenen Häubchen tragen; ferner lehrte Emma das Mädchen wie man zu zweiten und von dritten Personen sprechen, daß man ein Glas Wasser stets auf einem Teller bringen und vor dem Eintreten in ein Zimmer an die Thür pochen müsse; außerdem weihte sie sie in die Künste des Glättens und Steifens ein, ließ sich von ihr ankleiden und wollte mit einem Worte eine Kammerjungfer aus ihr machen. Die neue Bonne gehorchte ohne Murren, um nicht fortgeschickt zu werden, und da Madame gewöhnlich die Schlüssel stecken ließ, so nahm Felicite allabendlich aus dem Speiseschrank eine kleine Provision Zucker, den sie in ihrem Bette nach dem Nachtgebete verzehrte.

In den Nachmittagsstunden durfte Felicite bisweilen mit den Postillons in dem gegenüberliegenden Posthause plaudern, während Madame im Zimmer im ersten Stocke verweilte.

Emma trug einen vorn weit offenen Schlafrock, der zwischen den shawlartig geschnittenen Klappen des Leibchens ein in Fältchen gelegtes Chemisette mit drei Goldknöpfchen sehen ließ. Ihr Gürtel war eine Schnur mit großen Quasten; an ihren kleinen granatfarbenen Pantoffeln waren große Maschen, die auf den Rist des Fußes hinaufragten.

Sie hatte sich eine elegante Papeterie, einen Federnhalter und Briefcouverts gekauft, obwohl sie Niemanden wußte, an den sie hätte schreiben können; sie staubte ihre Etagère ab, betrachtete sich im Spiegel, nahm ein Buch zur Hand, ließ es in den Schooß sinken und träumte. Sie empfand die Sehnsucht, entweder zu reisen oder ins Kloster zurückzukehren. Sie wünschte in einem und demselben Moment zu sterben und in Paris wohnen zu können.

Charles trieb sich mittlerweile zu Pferde in Schnee und Regen auf schlechten, oft grundlosen Feldwegen umher. Er begnügte sich den Tag über mit einem Eierkuchen in irgend einem Bauernhause, untersuchte die schmutzigen Betten kranker Kinder, wurde mehr als einmal im Tage von dem warmen Regen des bei Aderlässen spritzenden Blutes im Gesichte getroffen, hörte das Röcheln der Agonisirenden, untersuchte den Inhalt von Nachtgeschirren und Leibstühlen und mußte sich viel mit weniger als zweideutig reinlicher Wäsche zu schaffen machen; dagegen aber fand er, wenn er am Abend heimkehrte, ein lustiges Feuer im Camin einen gedeckten Tisch, nett aussehende Möbel und eine Frau in feiner, allerliebster, duftiger Toilette; dabei wußte er nicht einmal, woher dieser Duft kam, und ob es nicht die Haut war, die dem Hemde das Aroma gab.

Sie entzückte ihn durch eine Unzahl kleiner Feinheiten; so war es einmal eine neue Manier, die Papieruntersätze an den Kerzen zu façonniren, die ihn überraschten; ein andermal hatte sie wieder die Volants an ihrem Kleide geschmackvoll abgeändert; dann hatte sie ungewöhnliche Namen für ganz gewöhnliche Speisen erfunden, von denen sie behauptete, daß die Bonne sie verdorben habe, die aber von Charles mit großem Appetit verzehrt wurden. In Rouen hatte sie gesehen, daß die Damen Brelocken an der Uhr trugen; sofort kaufte sie sich ebenfalls Breloken. Auf der Caminplatte mußte sie zwei große Vasen aus blauem Glase haben; einige Zeit später schaffte sie sich ein elfenbeinenes Necessaire mit einem Fingerhute aus Vermeil an. Je weniger Charles sich auf diese Eleganz verstand um desto verlockender erschien sie ihm, und zwar um so mehr, als sie das Vergnügen seiner Sinne erhöhte und die Annehmlichkeit seines häuslichen Herdes steigerte. Sie kam ihm wie eine Art von Goldstaub vor, der den schmalen Fußpfad seines Lebenslaufes bestreute.

Er befand sich gut; er sah gut aus; sein ärztlicher Ruf war vollständig begründet. Die Landleute liebten ihn weil er nicht stolz war. Er liebkoste die Kinder, ging nie in die Schenke und flößte durch seine Sittlichkeit aller Welt Vertrauen ein. In der Behandlung von Katarrhen und Brustkrankheiten hatte er eine Art von Berühmtheit erlangt. Fürchtend, seinen Kranken schaden zu können, verordnete Charles nur calmirende Tränke und höchstens von Zeit zu Zeit ein Brechmittel, ein Fußbad oder Blutegel. Im Uebrigen flößte ihm die Handhabung der Chirurgie keine sonderlichen Besorgnisse ein; er ließ den Leuten so reichlich zur Ader, als wenn sie Pferde gewesen wären, und was das Ausziehen von Zähnen anbelangte, so

rühmten ihm die Landleute nach, daß er ein Faustgelenke wie von Eisen besitze.

Um den Fortschritten der Arzneikunde nicht ganz fremd zu werden, abonnirte er sich auf die »medicinische Biene«, ein ärztliches Blatt, dessen Prospectus ihm ins Haus geschickt worden war. Nach dem Nachtmahl pflegte er ein wenig darin zu lesen, die Wärme des Zimmers aber vereinigte sich mit der Verdauung und machte, daß er schon nach fünf Minuten einschlief; das Kinn in beide Hände gestützt und die Haare mähnenartig über das Gesicht herabhängen lassend.

Emma betrachtete ihn dann achselzuckend. Warum war ihr Mann nicht wenigstens einer jener mit stiller Glut arbeitenden Gelehrten, welche die Nächte durch über Bücher brüten und im sechzigsten Lebensjahr, im Zeitalter der Rheumatismen, endlich einen Orden auf dem gewöhnlich schlecht gemachten schwarzen Frack tragen. Sie hätte gewünscht, daß der Name Bovary, jetzt der ihrige, berühmt geworden wäre, daß ihn die Journale nennen, alle Franzosen kennen, alle Buchhändler sich um den Verlag seiner Werke bewerben sollen. Charles hatte aber gar keinen Ehrgeiz! Er war sogar einmal und zwar erst vor Kurzem mit einem Doctor aus Yvetot in Consultation gewesen, der ihn am Krankenbette selbst in Gegenwart der versammelten Anverwandten gedemüthigt hatte. Als ihr Charles am Abend diese Anekdote erzählte, wurde sie ganz wüthend gegen den indiscreten Aeskulapsjünger. Ihre Entrüstung rührte Charles so sehr, daß er Thränen im Auge hatte, als er sie dankbar auf die Stirn küßte. Sie wußte sich aber vor Aufregung gar nicht zu fassen und es wandelte sie die Lust an, ihren Mann zu schlagen; sie mußte auf den Gang hinaus gehen, dort ein Fenster öffnen und die kalte Luft einschlürfen, um nur einigermaßen ruhig zu werden.

»Er ist doch gar zu kleinlich und arm am Geiste,« murmelte sie leise vor sich hin und biß sich ärgerlich in die Lippen.

Ihre Aufregung gegen ihn steigerte sich von Woche zu Woche. Seine Manieren wurden immer plumper und unangenehmer; beim Dessert schnitzte er an dem Stöpsel der geleerten Bouteille; nach dem Essen schnalzte er behaglich mit der Zunge; wenn er Suppe aß, schlürfte er hörbar bei jedem Löffelvoll; außerdem fing er an dick und fett zu werden; in Folge dessen erschienen seine ohnedies kleinen Augen noch kleiner, weil sie hinter den Pausbacken völlig zu verschwinden drohten.

Bisweilen ließ sich Emma dazu herbei, ihm die Klappen seines Gilets in bessere Ordnung zu bringen, die Schleife der Halsbinde zurecht zu knüpfen oder bessere Handschuhe an die Stelle der abgenützten zu legen, die er noch immer tragen wollte; alles das that sie aber nicht, wie er glaubte, seinethalben, sondern ihrer selbst halber, aus Selbstsucht und in Folge ihrer beständigen nervösen Aufregung. Mitunter sprach sie mit ihm auch über die Dinge, die sie eben gelesen hatte, über eine Stelle in irgend einem Roman, über ein neues Theaterstück, über irgend eine Anekdote aus der großen Welt, die im Feuilleton ihrer Zeitung erzählt wurde; sie erzählte ihm, weil er doch überhaupt Jemand war, immer ein offenes Ohr hatte und ihr stets seine Zustimmung schenkte. Plauderte sie doch auch mit ihrem Windhunde und erzählte ihm die Geheimnisse ihres Herzens! Sie wäre im Stande gewesen, den Holzscheiten im Camine und dem Pendel an der Wanduhr gegenüber Gleiches zu thun.

Im Grunde ihrer Seele sah sie fortwährend dem Eintreffen irgend eines Ereignisses entgegen. Gleich jenen Matrosen, die jeden Augenblick den Untergang ihres Schiffes er-

warten, blickte sie in ihrer Einsamkeit mit Augen voll Verzweiflung umher, ob nicht ein weißes Segel irgendwo am Horizonte auftauchen werde. Sie hatte keinen klaren Begriff davon, worin dieser Zufall eigentlich bestehen, welcher Wind das ersehnte Fahrzeug zu ihr bringen, an welches Ufer es sie führen, ob es eine Schaluppe oder ein Dreidecker, ob es bis an die Stückpforten mit Leid und Pein oder mit Freuden und Wonnen befrachtet seyn würde. Allmorgendlich hoffte sie aber vom Moment des Erwachens an, daß es im Laufe des Tages stattfinden werde, sie horchte auf jedes Geräusch, fuhr oft wie von einem elektrischen Schlage getroffen in die Höhe, verwunderte sich darüber, daß es noch immer nicht käme, war bei Sonnenuntergang noch trauriger als den Tag über und wünschte, daß schon der nächste Morgen heranbrechen möge.

Es war wieder Frühling geworden; die lauern Lüfte trieben ihr das Blut gegen Kopf und Herz; als die Birnbäume wieder blühten, glaubte sie ersticken zu müssen.

Vom ersten Juli an zählte sie an den Fingern ab, wieviel Wochen noch bis zum October vergehen müßten; sie erwartete nemlich, daß Marquis d'Andervilliers vielleicht wieder einen Ball geben werde. Der ganze September verging jedoch, ohne daß ein Brief oder ein Besuch vorgekommen wäre.

Nachdem der Verdruß dieser Enttäuschung vorüber war, fühlte sie neuerdings eine große Leere in ihrem Herzen und nun gingen die Tage wieder in denselben Empfindungen und Wünschen wie früher hin.

Sie fragte sich, ob es denn für alle Zeiten so fortdauern und ihr Leben unabänderlich ohne Wechsel und Mannigfaltigkeit dahin gehen sollte. Andere Leute hatten doch selbst in

der flachsten, eintönigsten Lebensweise eine Hoffnung, daß es anders werden dürfte; ein einziges Abenteuer könnte unabsehbare Folgen und eine völlige Umänderung aller Verhältnisse herbeiführen. Für sie aber sollte nun einmal dergleichen nicht vorkommen, das Schicksal schien es nicht zu wollen, die Zukunft streckte und dehnte sich wie ein finsterer Gang, an dessen äußerstem Ende sich eine fest verschlossene Thür befand.

Sie gab die Musik gänzlich auf. Warum sollte sie auch spielen? Wer hörte ihr denn zu? Wußte sie doch, daß es ihr nie gegönnt seyn würde, in sammtener Robe mit kurzen Aermeln auf einem Erard'schen Piano in einem Concerte mit leichten Fingern über die Elfenbeintasten hinzuschlüpfen und dabei gleich sanftem Frühlingswehen Murmeln des Beifalls rings umher zu vernehmen; das sollte nie eintreffen und so war es auch nicht der Mühe werth, sich weiters einzuüben.

Auch ihre Zeichnungen und Stickereien blieben vernachlässigt und unberührt liegen. Wozu sollte und konnte denn die Beschäftigung damit führen? Das Nähen langweilte sie ebenfalls und lesen wollte sie gar nicht mehr.

»Ich habe ja schon Alles gelesen!« sagte sie zu sich selbst und brachte die Zeit damit hin, die Feuerzange roth glühend zu machen oder die Regentropfen fallen zu sehen.

Wie traurig war sie am Sonntage, wenn sie die Vesperglocke läuten hörte! Sie horchte den Klängen in einer Art stumpfer Aufmerksamkeit, wie sie aus dem Schooße der gesprungenen Glocke kamen und durch die Luft vibrirten. Katzen schlichen langsam auf den Dächern einher, sonnten sich und krümmten ganz behaglich ihren Buckel. Auf der Straße wirbelte der Wind Staubwolken empor. Aus der Ferne hörte man von Zeit zu Zeit einen Hund heulen und bei allem dem

setzte die Glocke in tactmäßigem Tempo ihr eintöniges Geläute fort.

Der Gottesdienst ging zu Ende. Frauen in schwarzglänzenden Holzschuhen, Bauern in neuen Blousen, kleine Kinder, die barhäuptig vor ihnen hersprangen, alles das verließ den Tempel Gottes, um zu dem bescheidenen häuslichen Herd zurückzukehren. Fünf bis sechs Männer und zwar immer dieselben blieben bis spät in die Nacht in oder vor dem Wirthshaus, um zu spielen oder gelegentlich auch zu zanken.

Der nächste Winter war sehr kalt. Die Scheiben waren jeden Morgen mit den Rosen des Frostes überzogen; das durch dieselben wie durch mattgeschliffene Scheiben brechende weißliche Licht blieb sich oft den ganzen Tag über gleich und oft mußte man schon um vier Uhr Abend die Lampen anzünden.

An schönen Tagen ging sie in den Garten hinab. Der Reif zog sich in langen hellen Silberstreifen über die nackten Pflanzen hin. Man hörte keinen Vogelgesang; Alles schien zu schlafen; die Gartenspaliere und die Rebstöcke an der Mauer schienen krank und deswegen sorgsam in Stroh eingewickelt zu seyn; die herumhüpfenden Rothkehlchen mochten sich wohl nach ihrem Befinden erkundigen wollen. Der gypserne, in seinem Buche lesende Priester hatte das rechte Bein verloren; außerdem waren in Folge des Frostes einzelne Gypsplättchen abgefallen; der arme Mann sah ganz fleckig davon aus.

Dann stieg sie wieder in ihr Zimmer hinauf, schloß die Thüren hinter sich, spielte mit der Feuerzange an den Kohlen und fühlte bei der behaglichen Wärme die Langweile mit noch schwererer Wucht auf sich lasten. Gerne wäre sie zu ihrer Bonne hinabgegangen, um mit ihr zu plaudern; eine Art von Schamgefühl, das sie sich jedoch nicht zu erklären wußte, hielt sie davon zurück.

Alle Tage, um dieselbe Stunde öffnete der Schulmeister mit der seidenen Schlafmütze die Fensterläden an seinem Hause; eben so kam zur festgesetzten Zeit der Feldhüter vorüber, der die Säbelkuppel über die Blouse gehängt hatte. Früh und Abends wurden die Postpferde, je drei in der Reihe durch die Straße zur Tränke geführt, von Zeit zu Zeit hörte man die Klingel an der Thür irgend eines Wirthshauses; wenn eben der Wind wehte, schlugen die Messingbecken klirrend an einander, welche der Barbier an einer Eisenstange als Aushängschild vor seinen Laden zur bessern Ausschmückung desselben befestigt hatte. Die innere Verzierung bestand in einem alten, an eine Fensterscheibe geklebten Modebild und einer wächsernen Frauenbüste mit gelbem Haare. Der Perrückenmacher führte öfter Klage darüber, daß er in seiner Berufslaufbahn gehemmt worden und seine Zukunft verloren habe; sein Ideal wäre eine Boutique in irgend einer großen Stadt wie zum Beispiel Rouen in der Nähe des Hafens oder des Theaters gewesen; jetzt ging er den ganzen Tag in Erwartung der Kunden zwischen der Mairie und der düstern Kirche auf und ab; so oft Madame Bovary die Augen aufschlug, sah sie ihn immer gleich einer unvermeidlichen Schildwache in seiner griechischen Mütze und Zwilchjacke umherwandeln.

Im Laufe des Nachmittags ließ sich bisweilen ein Männerkopf auf der Straße sehen, ein sonnenverbrannter Kopf mit schwarzem Backenbarte, der weiße Zähne bei seinem sanften langsamen, melancholischen Lächeln zeigte. Der Mann hatte eine Drehorgel und sobald er zu spielen anfing, erschienen in einem kleinen Salon fingerlange Tänzer, Frauen, die rosenrothe Turbane auf den Köpfen trugen, Tyroler in kurzen Jäckchen, schwarzgekleidete Affen, Herren in Kniehosen mit Schnallen, alle diese Geschöpfe drehten sich zwischen Fauteuils

Canapé's und Pfeilertischchen umher und spiegelten sich dabei in kleine mit Goldpapierstreifen eingefaßten Spiegelstückchen. Der fremde Mann drehte unermüdlich an der Kurbel seiner Drehorgel und blickte dabei fortwährend nach allen Seiten umher. Von Zeit zu Zeit entsendete er, weil er Tabak kauete, einen Strom braunen Speichels gegen den Eckstein und hob mit dem Knie das Instrument in die Höhe, weil ihn der harte Tragriemen an der Schulter schmerzte; die Melodien waren bald klagend und langsam, bald lustig und im Allegrotacte; sie summte und brummte ganz eigenthümlich hinter einem Vorhange von Rosataffet und einem messingenen, mit Arabesken geschmückteu Gitter hervor. Es waren Melodien, die wohl auch anderwärts im Theater gespielt und in Salons gesungen wurden, nach denen am Abend unter hellleuchtenden Kronleuchtern getänzt wurde; es waren mit einem Worte Anklänge aus der Welt, die bis zu Emma gelangten. Tanzevolutionen ohne Ende rollten sich in ihrem Kopfe ab; gleich einer Bayadere auf blumigem Teppich hüpfte ihr Geist nach den Noten und wiegte sich in bald heiteren, bald melancholischen Träumen. Hatte der fremde Mann dann ein Almosen in seine Kappe geworfen erhalten, so wickelte er sich in eine alte blaue Wolldecke, hing die Drehorgel über den Rücken und entfernte sich mit schwerfälligen Schritten. Sie pflegte ihm immer lange nachzublicken.

Am unerträglichsten waren ihr die Eßstunden in dem kleinen ebenerdigen Saale, wo der Ofen rauchte, die Thür knarrte, die Wände feucht waren und das Ziegelpflaster von Nässe triefte; die ganze Bitterkeit ihrer Existenz schien ihr auf ihrem Teller zu liegen und mit den Dünsten des dampfenden, gesottenen Rindfleisches gleich andern faden Dingen in ihr Gemüth überzugehen. Charles saß gerne lange bei Tisch; sie

begnügte sich damit, einige Haselnüsse zu knacken oder stützte sich auf den Ellbogen und zog Streifen mit der Messerspitze in die Wachsleinwanddecke die auf dem Tische ausgebreitet war.

In der Haushaltung ließ sie Alles seinen Gang gehen; ihre Schwiegermutter war nicht wenig über diese Veränderung erstaunt, als sie einen Theil der Fastenzeit im Hause ihres Sohnes zubrachte. Die sonst so zartfühlende und auf ihre Toilette so sorgsam achtende junge Frau konnte jetzt tagelang in nachlässigem Negligé herumgehen, graue Baumwollstrümpfe tragen und sich mit Unschlittkerzen begnügen. Den Fragen der Schwiegermutter machte sie ein- für allemal mit der Bemerkung ein Ende, daß gespart werden müßte, weil sie nicht reich seyen, daß sie sich zufrieden und glücklich fühle und daß ihr Tostes sehr gut gefiele; durchwegs ganz ungewöhnlich und überraschend aus ihrem Munde klingende Versicherungen. Im Uebrigen schien Emma nicht mehr geneigt, auf die Rathschläge der Schwiegermutter zu hören; als diese einmal die Bemerkung gemacht hatte, es stünde den Herrenleuten zu, die Religiosität der Dienstleute zu überwachen, antwortete die Schwiegertochter mit so zornglühendem Auge und so kaltem Lächeln, daß die gute Frau kein zweites Mal mit einer solchen Erinnerung hervorzurücken wagte.

Emma wurde mürrisch und übellaunig. Sie bestellte für sich besondere Speisen, die sie dann nicht berührte. Eines Tages trank sie nur bloße Milch, ein andermal leerte sie wieder Theetassen zu Dutzenden. Bisweilen beharrte sie eigensinnig darauf, nicht ausgehen zu wollen; dann behauptete sie wieder, sie ersticke im Zimmer, öffnete alle Fenster und zog nur ganz leichte Kleider an.

Wenn sie ihre Magd derb ausgezankt hatte, machte sie

ihr Geschenke oder erlaubte ihr, Besuche in den Nachbarhäusern zu machen; bisweilen warf sie den Armen alle Silbermünzen zu, die sie in ihrer Börse hatte, obwohl sie sonst nicht sehr mitleidig und für fremde Noth tief empfindend war; es pflegt den meisten Leuten ländlichen Ursprungs so zu ergehen, und an ihrem Gemüthe scheinen einige Schwielen der väterlichen Härte haften geblieben zu seyn.

Gegen Ende Februar brachte Vater Rouault, der seiner Herstellung noch immer eingedenk war, seinem Schwiegersohn eigenhändig einen prachtvollen wälschen Hahn; er blieb drei Tage lang in Tostes, und da Charles nach seinen Kranken sehen mußte, leistete ihm Emma Gesellschaft. Der alte Mann rauchte in ihrem Zimmer, spuckte auf die Feuerhunde, sprach von seinen Aeckern, von der Kälberzucht, von Kühen, Geflügel und Municipalität; er trieb diese Dinge so weit, daß Emma, als er endlich wieder abreiste, die Hausthür mit einem eigenthümlichen Gefühl von Befriedigung schloß, das sie selbst in Erstaunen setzte.

Im Uebrigen verhehlte sie ihre Verachtung aller Welt und aller Dinge vor Niemanden mehr, ließ manchmal die seltsamsten Ansichten von der Welt hören, tadelte, was die Andern gut hießen billigte Verderbtes und Unmoralisches, worüber ihr Mann nicht wenig erstaunt war und große Augen machte.

Sollte denn dieses Elend ewig dauern? Sollte denn diese Lage immer unverändert dieselbe bleiben? Wohnte ihr denn nicht derselbe Werth inne, wie allen denen, die glücklicher als sie lebten? Sie hatte ja vornehme Damen im Schloß Vaubyessard gesehen, die nicht so schlank gewachsen und keine so feinen Manieren wie sie gehabt hatten; das Schicksal war offenbar ungerecht gegen sie, und sie lehnte den Kopf gegen die Wand, um bitterlich zu weinen; sie sehnte sich glühend

nach einer bewegten Existenz, nach Maskenbällen, nach keken, ungebundenen Vergnügungen und dem Freudenrausche, den sie verursachen mußten und von dem sie noch so garnichts wußte.

Sie verlor ihre frischen Farben und bekam Herzklopfen. Charles verordnete ihr Baldrianthee und mit Campher versetzte Bäder. Alle diese Dinge calmirten sie nicht und schienen sie im Gegentheil nur noch mehr aufzuregen.

Es gab Tage, an denen sie wie in wahrer Liebesglut geschwätzig war; auf solche Exaltation folgte dann wiedereine Periode der Erstarrung, in der sie stundenlang ohne Wort und Bewegung verharren konnte. Um sich wieder zu beleben, pflegte sie Köllnerwasser in Strömen auf ihre Arme zu schütten.

Da sie fortwährend über Tostes Klage führte, so verfiel Charles auf den Gedanken, es müsse wohl die Ursache jener Krankheit in irgend einem localen Einflusse begründet seyn; von dieser Idee ausgehend dachte er ernstlich daran, sich anderwärts niederzulassen.

Von diesem Augenblicke an trank sie öfter Essig, um noch bleicher zu werden, hüstelte und aß beinahe gar nichts mehr.

Es kostete Charles ein großes Opfer, Tostes nach vierjährigem Aufenthalte und in einem Augenblicke zu verlassen, in dem sein Renommée begründet zu werden begann. Da es jedoch seyn mußte, so fügte er sich darein. Er führte sie nach Rouen, um den Professor zu consultiren, unter dem er studirt hatte. Dieser meinte, die junge Frau leide an den Nerven und bedürfe einer Luftveränderung.

Nach längerem Ueberlegen, Fragen und Berathschlagen erfuhr Charles, daß im Arrondissement von Neufchatel ein

bedeutender Marktflecken, Namens Yonville - l'Abbaye, ohne Arzt sey, seitdem der dortige Aeskulap, ein politischer Flüchtling aus Polen, plötzlich unsichtbar geworden. Er schrieb an den Apotheker des Ortes, um Auskunft über die Bevölkerungszahl, über die Distanz, in welcher der nächste College wohnte, über den voraussichtlichen Ertrag des jährlichen Einkommens, 2c. zu holen; die Antworten fielen befriedigend aus und so entschloß er sich, mit dem Frühling zu übersiedeln, falls Emma's Befinden sich bis dahin nicht gebessert haben würde.

Als sie eines Tages Vorbereitungen zu ihrer Abreise traf und in einer Schublade Mehres ordnete, stach sie sich an irgend etwas in die Finger. Es war ein Eisendraht an ihrem Hochzeitsbouquet. Die Orangenblüthen waren bestaubt und gelb geworden, die mit einem Silbersaum eingefaßten Atlasbänder fingen an sich ausgefasert zu zeigen. Sie warf das Ganze ins Feuer. Es loderte zuerst auf wie dürres Stroh und glich dann auf der Asche liegend einem rothglühenden Dornbüschel. Sie sah ruhig zu, wie das Ganze verglimmte, wie die kleinen Stücke Pappendeckel platzten, die Drahtfäden sich drehten und wanden, die Silbertressen schmolzen und die verbrannten Papierverzierungen gleich schwarzen Schmetterlingen im Camin in die Höhe flogen und wirbelten.

Als das Ehepaar von Tostes im Monate März abreiste, war Madame Bovary schwanger.

X.

Yonville-l'Abbaye, das seinen Namen von einer alten, längst in Ruinen verfallenen Capuzinerabtei hat, ist ein Marktflecken, acht Wegstunden von Rouen entfernt; es liegt zwischen den Straßen, die von Abbeville und Beauvais führen, im Hintergrund eines Thales, das von der Rieule bewässert wird, einem kleinen Flüßchen, das einige Mühlen in Bewegung setzt und dessen Forellen als Leckerbissen gelten.

Um nach Yonville-l'Abbaye zu gelangen, verläßt man die große Straße bei Boissière und verfolgt einen Seitenweg bis Leux, von wo aus man zuerst des Thales ansichtig wird. Das Flüßchen scheidet das Thal in zwei Hälften, deren jede eine ganz verschiedene Physiognomie hat. Am linken Ufer sind Wiesen, am rechten bearbeitetes Ackerland. Die westlich gelegene Wiese zieht sich längs niederer Hügel herab und geht in das nach Bray gehörende Weideland über, während das östliche Ackerland sanft aufsteigt, sich gleichzeitig erweitert und wogende Getreidefelder in unabsehbarer Ausdehnung zeigt. Die mäandrischen Krümmungen des Flüßchens schimmern und glänzen wie geschmolzenes Silber, und so gleicht die Landschaft einem weiten ganz ausgebreiteten grünen Sammtmantel mit gelbem Kragen und Silbertressen.

Den Horizont begrenzen die Eichenforste von Argueuil und die steilabfallenden Felsen von Saint-Jean, die von oben nach unten mit langen, rothen, ungleichen Streifen gezeichnet

sind; es sind dies die Ruinen, die der Regen ausgewaschen hat, der rothe, auf der grauen Färbung scharf hervortretende Ton rührt theilweise auch von den eisenhältigen Quellen her, die in der Gegend sehr häufig vorkommen. Man befindet sich dort an den Grenzen der Normandie, Picardie und Isle de France; das Land kann als eine Art nicht characterisirter Bastardgegend angesehen werden. Dort werden die schlechtesten Neufchatelerkäse fabricirt; der Ackerbau ist dort ziemlich kostspielig, weil man viel Dünger braucht, um den bröcklichen an Sand und Kiesel überreichen Boden fruchtbringend zu machen.

Bis zum Jahre 1853 hatte man keine fahrbare Straße, um nach Yonville zu gelangen, um jene Zeit hat man jedoch einen Verbindungsweg angelegt, welcher die Straßen von Abbeville und Amiens verbindet und dessen sich bisweilen auch die von Rouen nach Flandern gehenden Frachter bedienen. Yonville-l'Abbaye ist jedoch trotz dieser Verbindungsmittel in seiner Entwicklung stationär geblieben. Man sucht dort nicht den Ackerboden zu verbessern, und legt mehr Gewicht auf die Wiesencultur, obwohl man meistens saures Gras erzeugt; der Ort hat sich nicht gegen die Ebene hin, sondern längst des Flußufers vergrößert. Von weitem nehmen sich die Häuschen wie eine Heerde am Wasser liegender weißer Kühe aus.

Die letzte, geradlinig verlaufende Parthie der bis zu den ersten Häusern des Dorfes führenden Straße ist mit jungen Espen bepflanzt. Die Häuser und alle zu ihnen gehörenden Räume sind mit Hecken umfriedigt; innerhalb derselben sieht man zerstreute Gebäude, Kelterpressen, Wagenschoppen und Stallungen; an dichten Baumgruppen lehnen hohe Leitern; an den Zweigen hängen Sensen und Sicheln in großer Anzahl. Die Strohdächer gleichen tief in die Stirn gezogenen Pelzmützen, denn sie ragen weit über die nie-

dern Fenster vor. An den mit Gyps beworfenen Mauern steht hin und wieder ein verkrüppelter Birnbaum; der ebenerdige Eingang ist von einer nur bis in die Hälfte der eigentlichen Thürhöhe reichenden in Angeln hängenden Barriere gegen die Küchlein geschützt, die ganz zahm und vertraut an die Schwelle kommen, um die in Cider getauchten Krümchen schwarzen Brotes zu genießen. Gelangt man mehr in das Innere des Dorfes, so bemerkt man, daß die Hofräume enger werden, die Häuser einander näherrücken, die Hecken verschwinden; über dem Eingange eines etwas größern Gebäudes schwingt ein Reisigbündel am Ende einer Besenstange; man gelangt zu einer Schmiedesse und zur Werkstatt eines Wagners, vor welcher zwei bis drei neue Karren stehen und beinahe die ganze Straße einnehmen. Durch eine Lichtung erblickt man ein weißes Haus jenseits einer runden Rasenfläche, in dessen Mitte die Statue eines Amors steht, der den Finger an den Mund gelegt hält; zu beiden Seiten einer Freitreppe stehen gußeiserne Vasen; Messingbeschläge glänzen an der Hausthüre; es ist das Haus des Notars, das schönste in der ganzen Gegend.

Die Kirche liegt auf der andern Seite der Gasse, zwanzig Schritte weit entfernt, dem großen Platze zunächst. Der kleine, von einer niedern Mauer umfriedigte Kirchhof ist so voll Gräber, daß er von den alten Steinen wie gepflastert ist; das zwischen derselben hervorwuchernde Gras bildet eine grüne, regelmäßig viereckige Einfassung. Die Kirche ist in den letzten Jahren der Regierung Carls X. neu gebaut worden. Die hölzerne Wölbung fängt jedoch bereits zu faulen an; in ihrem blauen Anstriche zeigen sich hier und da schwarze Flecken. Ueber der Hauptpforte, wo sonst die Orgel angebracht zu seyn pflegt, ist

ein Singchor für die Männer, die auf einer Wendeltreppe, auf der die Holzschuhe laut klappern hinaufsteigen.

Das Licht fällt durch glatte Scheiben ein und fällt in schiefer Richtung auf die quer an den Wänden stehenden Bänke; vor einigen derselben sind Strohmatten auf den Boden genagelt und über ihnen besagt in großen Buchstaben eine Inschrift: Sitz des Herrn N. N. Weiter hin, an einer Stelle, an welcher das Schiff schmäler wird, steht der Beichtstuhl, einer kleinen Marienstatue gegenüber, die ein Atlaskleid und einen silberdurchwirkten Tülleschleier trägt und grellrothe Wangen hat; ein zweites Gemälde, eine heilige Familie darstellend, hängt über dem Hauptaltar zwischen vier großen Leuchtern. Die aus Fichtenholz gearbeiteten Chorsitze sind noch ganz roh und nie angestrichen worden.

Die Markthalle, ein von etwa zwanzig Pfählen getragenes Ziegeldach, nimmt ungefähr die Hälfte des großen Platzes ein. Die nach den Plänen eines Pariser Architekten gebaute Mairie ist eine Art griechischen Tempels an der Gassenecke neben dem Hause des Apothekers aufgeführt. Dieser Tempel hat im Erdgeschosse drei jonische Säulen und im ersten Stock eine offene Gallerie; das Dach trägt einen gallischen Hahn, der sich mit einem Fuße auf die Charte stützt und mit dem andern in der Kralle die Wage der Gerechtigkeit hält.

Was aber am meisten in die Augen fällt, das ist die Angesichts des Gasthauses „zum goldenen Löwen“ befindliche Apotheke des Herrn Homais. Am Abend werden dort hellleuchtende Lampen angezündet; der helle Schein fällt auf die in der Auslage am Fenster stehenden, mit grünen und gelben Flüssigkeiten gefüllten großen Gefäße, hinter welchen silhouettenartig die Gestalt des auf den Zahltisch gestützten Apothekers sichtbar wird. Sein Haus ist von oben bis unten mit In-

schriften bemalt, man liest daselbst: Wasser von Selters, Vichy und Barrèges, blutreinigender Roob, arabischer Racahout, Pâte Regnault, Pastillen von Arc, Bruchbänder, Bäder, Gesundheitschocolade ꝛc.

Das über die ganze Breite des Hauses reichende Aushängschild zeigt in riesigen Buchstaben die Worte:

Homais, Apotheker.

Im Hintergrunde der Apotheke, hinter den großen Wagen, die auf den Zahltisch befestigt sind, erscheint das Wort Laboratorium oberhalb einer Glasthür; in der Hälfte ihrer Höhe erscheint nochmals in Goldlettern auf schwarzem Grunde der Name Homais.

Sonst gibt es in Yonville nichts weiter zu sehen. Die einen Flintenschuß lange, einige Kaufläden zeigende einzige Gasse des Ortes reicht bis zur Straße; läßt man diese rechts liegen und verfolgt einen Seitenpfad, so gelangt man zum Kirchhof.

Zur Zeit der Cholera hatte man der Vergrößerung dieser Ruhestätte halber einen Theil der Umfriedungsmauer niedergeworfen und ein anstoßendes Grundstück gekauft; dieser neue Platz ist aber beinahe ganz leer geblieben und die Gräber werden noch immer auf dem früheren Platze aufgehäuft. Der Wächter der zugleich Todtengräber und Sacristan in der Kirche ist und so mehre lucrative Aemter cumulirt, hat das leere Terain benützt, um Erdäpfel darauf zu bauen. Von Jahr zu Jahr wird jedoch sein Feld kleiner und beim Ausbruch einer Epidemie weiß er nicht, ob er sich über die Todesfälle freuen oder über die wachsende Zahl der Grabstätten betrüben soll.

»Lestiboudois,« sagte der Pfarrer eines Tages zu ihm, »Ihr lebt von den Todten.«

Diese düstere Bemerkung machte ihn nachdenklich und

hemmte ihn für einige Zeit in seiner agronomischen Thätigkeit; gegenwärtig baut er jedoch nach wie vor seine Knollen und versichert sogar mit großer Zuversicht, daß ihr Wachsthum und Gedeihen mit dem unheimlichen Dünger in den Gruben nichts gemein habe.

In Yonville hat sich überhaupt seit den Ereignissen, die wir nun erzählen werden, nichts von Belang geändert. Die tricolore Standarte aus Blech dreht sich noch immer auf der Höhe des Kirchthurms; über der Auslage des Ortsmodehändlers flattern noch immer lange Streifen von Kattun und Zitz; die in Weingeist aufbewahrten Mißgeburten in den Pocalen des Apothekers verfaulen immer mehr und mehr in den schlammig werdenden Behältern, und über dem großen Einfahrtsthor des Gasthauses zeigt der alte goldene, vom Regen zur Hälfte verwaschene Löwe den Vorübergehenden noch immer seine Pudelmähne.

An demselben Abend, an welchem das Ehepaar Bovary in Yonville ankommen sollte, war die verwitwete Besitzerin des genannten Gasthofes, Madame Lefrançois, so beschäftigt, daß der Schweiß von ihrer Stirn triefte, während sie mit ihren Casserolen beschäftigt war. Der nächstfolgende Tag war nemlich ein Markttag. Die Fleischstücke mußten schon heute zurecht geschnitten, die Hühner ausgeweidet, Suppe und Kaffeh vorräthig gekocht werden. Außerdem hatte sie noch die Mahlzeit ihrer Gäste zu besorgen, des Arztes nemlich, seiner Frau und ihrer Magd; aus dem Billardzimmer her wurde schallendes Lachen vernommen; im kleinen Nebensaal schrien drei Müller nach frischem Branntwein; das brennende Holz flackerte, die Glut knisterte; auf dem langen Küchentisch erhoben sich zwischen rohen Schöpsenkeulen hoch aufgeschichtete Tellerstöße, welche bei der durch Spinathacken erzeugten Erschütterung zit-

terten und bebten. Im Hofraume gackerten die Hühner, verfolgt von der mordsüchtigen Magd, die ihnen den Garaus machen wollte.

Ein blatternarbiger Mann in grünledernen Pantoffeln, der eine Sammtmütze mit goldener Troddel auf dem Kopfe trug, wärmte sich den Rücken am Caminfeuer. Aus seinem Gesicht sprach sichtlich der höchste Grad von Selbstzufriedenheit; er sah so ruhig und vergnügt aus wie der Stieglitz in dem aus Weidenruthen geflochtenen Käfig über seinem Kopfe; der Mann war keine geringere Persönlichkeit als der Apotheker des Ortes.

»Artemisia!« hörte man die Wirthin rufen, »mache Kleinholz zurecht, spute Dich und fülle die Wasserflaschen, bringe Branntwein aus dem Keller, hurtig, hurtig! Wenn ich nur wüßte, was ich meinen Gästen für ein Dessert vorsetzen soll! Ach, du lieber Himmel, jetzt fängt der Lärm im Billardzimmer schon wieder von vorn an; das sind die Herren Commisvoyageurs. Und ihren Wagen haben sie auch in der Einfahrt stehen lassen! Die Diligence wird ihn in Stücke schmettern, wenn sie ins Haus fährt! Rufe doch den Hausknecht, er soll das Wägelchen in den Schuppen schieben! — Denken Sie nur, Herr Homais, seit heute Vormittag haben sie wenigstens fünfzehn Partien gemacht und acht Krüge Cider ausgetrunken! — Sie werden mir aber noch den Teppich zerreißen,« fuhr sie fort, den Schaumlöffel mit drohender Geberde schwingend.

»Das wäre aber kein großes Unglück,« versetzte Herr Homais, »Sie würden ein anderes anschaffen.«

»Ein anderes Billard soll ich anschaffen?« rief die Witwe aus.

»Ihr jetziges taugt nichts mehr, Madame Lefrançois; ich habe Ihnen das schon unzählige Male gesagt und auch

eben so oft hinzugefügt, daß Sie sich selbst ein großes Unrecht thun. Außerdem verlangen die jetzigen Billardspieler schwere Queues und man muß mit seiner Zeit gehen. Erwägen Sie nur einmal, wie es Tellier macht.«

Die Wirthin wurde purpurroth vor Aerger. Der Apotheker fuhr fort:

»Sie mögen sagen was Sie wollen, so ist doch sein Billard jedenfalls besser als das Ihrige, und wenn den Leuten der Einfall kommen sollte, eine patriotische Partie zum Besten Polens oder der Ueberschwemmten von Lyon einleiten zu wollen, so —«

»Leute vom Schlage Tellier's können mir nicht bange machen,« fiel die Wirthin ein, indem sie ihre dicken Schultern zuckte. »Lassen Sie es nur gut seyn, Herr Homais, so lange es hier einen »goldenen Löwen« geben wird, werden ihn auch die Gäste besuchen. Wir haben unsern guten Ruf für uns, während wir es noch erleben werden, daß das Café français eines schönen Tages geschlossen und das Locale zum Vermiethen angekündigt seyn wird. — Ich sollte mein Billard weggeben,« fuhr sie wie im Selbstgespräch fort, »ein Billard, auf dem sich die Wäsche so gut sortiren läßt und das zur Zeit der großen Jagden wohl schon sechs Gästen auf einmal als Lagerstätte gedient hat — aber was treibt denn die Schlafmütze von Hivert, daß er so lange auf sich warten läßt?«

»Erwarten Sie ihn denn zum Diner?« fragte der Apotheker.

»Freilich erwarte ich ihn! Dann muß auch noch Herr Binet kommen! Punkt sechs Uhr werden Sie ihn eintreten sehen; er hat seines Gleichen nicht auf Erden, was Pünktlichkeit betrifft. Er muß immer seinen Platz im kleinen Saal haben; man könnte ihn eher umbringen, als bewegen, ander-

wärts zu speisen! Dabei ist er schwer zu befriedigen und namentlich mit dem Aepfelwein gar so heiklich. Da ist Herr Leon wieder ganz anders; der kömmt bisweilen um sieben, wohl auch erst um halb acht Uhr, er schaut nicht einmal auf das, was er ißt. Ein prächtiger junger Mensch! Und dabei nie ein Wort lauter als das andere!«

»Ja, das macht die Erziehung; es muß einen Unterschied geben zwischen Jemonden, der Erziehung erhalten und einem ehemaligen Cavalleristen, den man zum Steuereinnehmer gemacht hat.«

Es schlug sechs Uhr; Binet trat ins Zimmer.

Er trug einen blauen Ueberrock, der um den magern Körper herumschlotterte, und eine Lederkappe; sie war gegen den Hinterkopf zurückgeschoben und ließ die kahle, niedergedrückte Stirn unbedeckt erscheinen. Außerdem bestand seine Kleidung aus einer schwarztuchenen Jacke, einer roßhaarenen Binde, einem grauen Beinkleid und in jeder Jahreszeit aus sehr glänzend gewichsten Stiefeln. Der blonde Backenbart war mit außerordentlicher Regelmäßigkeit zugeschnitten, das Gesicht lang und hager, die Augen klein, die Nase zwiebelförmig. In allen Arten von Kartenspiel ungemein gewandt, ein tüchtiger Jäger und im Besitz einer schönen Schrift, amüsirte er sich vorzugsweise mit einer Drechselbank; die Producte, die er auf derselben erzeugte, waren mit der Eifersucht eines Künstlers und dem Egoismus eines Menschen gearbeitet, der kein Geld für Anschaffung nöthiger Dinge hergeben und diese lieber selbst erzeugen will.

Er schritt nach dem kleinen Saale, aus welchem jedoch die drei Müller zuerst gewiesen werden mußten; während der ganzen Zeit, in welcher der Tisch für ihn gedeckt wurde, blieb Herr Binet — so hieß der neue Ankömmling — schweigend auf seinen

Platz beim Ofen; später erst machte er die Thür zu und nahm die Kappe ab, wie er solches immer zu thun pflegte.

Als der Apotheker wieder mit der Wirthin allein war, sagte er:

»Der wird sich wahrlich nicht durch Höflichkeiten die Zunge abnützen!«

»Er spricht nie mehr,« antwortete sie; »vorige Woche sind zwei Handlungsreisende hierher gekommen, die in Tuch machen, zwei von Geist und Witz sprühende junge Leute, die den ganzen Abend über Possen über Possen erzählten, ich konnte vor Lachen gar nicht zu mir selbst kommen, er aber saß wie ein Stock da und brachte kein Wort über die Lippen.

»So ist er immer,« versetzte der Apotheker, »er hat keine Phantasie, er weiß kein treffendes Wort anzubringen, er paßt durchaus nicht für gesellschaftliches Leben.«

»Und doch behauptet man, er habe Talente,« wendete die Wirthin ein.

»Talente! Er und Talente! In seiner Specialität vielleicht, da mag es möglich seyn, sonst aber gewiß nicht.«

Eine Pause entstand, nach welcher er wieder fortfuhr:

»Wenn ein Kaufmann, der ausgedehnte Geschäftsverbindungen hat, wenn ein Arzt, ein Apotheker, ein Rechtsgelehrter, wenn solche Leute von ihren Lebensaufgaben derart absorbirt sind, daß sie darüber launisch, ja sogar mürrisch werden, so kann ich das sehr erklärlich finden und derlei Züge sind in hinlänglicher Anzahl bekannt. Diese Leute denken aber doch wenigstens an etwas. Geht es mir im Grunde doch auch nicht besser! Wie oft ist es mir zum Beispiel begegnet, daß ich meine Feder auf meinem Schreibtisch suchte, um eine Etikette zu schreiben, daß ich sie nicht fand und endlich entdeckte, daß ich sie hinters Ohr gesteckt hatte!«

Madame Lefrançois ging einen Augenblick ans Fenster, um zu sehen, ob die Diligence noch immer nicht ankäme. Sie zuckte zusammen. Ein schwarzgekleideter Mann trat plötzlich in die Küche. Im dämmernden Abendlichte ließ sich noch erkennen, daß er ein dunkelrothes Gesicht und einen athletisch gebauten Körper hatte.

»Was steht zu Ihren Diensten, verehrter Herr?« fragte die Wirthin, nach einem der Messingleuchter greifend, die mit Kerzen besteckt auf der Caminplatte in Reih und Glied aufgepflanzt waren; »wollen Sie etwas nehmen? Ein Gläschen Liqueur oder ein Glas Wein?«

Der Ankömmling lehnte die ihm gemachten Anerbietungen sehr höflich ab. Er war gekommen, um seinen im Kloster Ernemont Tags zuvor vergessenen Regenschirm zu holen; nachdem er Madame Lefrançois ersucht hatte, ihm denselben im Laufe des Abends in seine Wohnung schicken zu wollen, ging er fort, um in die Kirche zu gehen; es wurde eben zum Abendgebete geläutet.

Als der Apotheker ihn gänzlich entfernt wußte und selbst den Schall seiner Schritte nicht mehr hörte, bemerkte er, daß der Mann sich sehr unschicklich benommen habe. Die Weigerung, eine ihm angebotene Erfrischung annehmen zu wollen, sey nur ein Act der Heuchelei; diese Stubengelehrten, meinte er, machen es alle so.

Die Wirthin vertheidigte den schwarzgekleideten Mann.

»Er sieht nicht wie ein Stubenhocker aus,« sagte sie, »da er vorkommenden Falles vier Männer Ihresgleichen zu Boden werfen würde. Im vorigen Jahre ist er unsern Leuten beim Stroheinführen behilflich gewesen; da hätten Sie ihn sehen sollen, er arbeitete für sechs.«

»Prächtige Eigenschaft für einen Gelehrten! Ob man

wohl den Leuten hier im Orte rathen könnte, ihre Töchter von einem Manne mit dieser Kraft und diesem Temperamente unterrichten zu lassen! Hätte ich zu befehlen, so müßte er sich von Regierungswegen allwöchentlich zur Ader lassen; ja, ja, Madame Lefrançois, allwöchentlich einen tüchtigen Aderlaß und das im Interesse der guten Zucht und Sitte!«

»Schweigen Sie doch, Herr Homais! Sie haben wahrhaftig eine recht böse Zunge! So sind aber alle Leute, die keine Religion haben; Sie haben keine Religion!«

Der Apotheker erwiederte:

»Ich habe Religion, meine Religion und zwar eine, die recht ausgiebig ist. Ich bete den lieben Gott an! Ich glaube, daß uns der Schöpfer in die Welt gesetzt hat, um unsere Pflichten als Bürger und Familienväter zu erfüllen; dazu brauche ich aber in keine Kirche zu gehen und aus meiner Tasche einen Haufen Leute zu füttern, die besser essen als ich und Sie. Man kann unsern Herr Gott auch im Walde und auf dem Felde anbeten, oder auch wenn man die Himmelswölbung betrachtet, wie es die Alten gemacht haben. Mein Gott ist ein Gott, wie sich ihn Sokrates, Franklin, Voltaire und Beranger gedacht haben. Ich stehe und falle mit den unsterblichen Principien von 1789 und glaube an keine Wunder, die mit den Gesetzen der Physik im Widerspruch stehen und die ich daher nicht begreifen und nicht erklären kann. Licht muß werden unter dem Volke und wo es an Licht fehlt, ist es Pflicht des wahren Gelehrten und Menschenfreundes, solches zu verbreiten.«

Er schwieg und blickte umher, als wenn er nach einem hörlustigen Publicum gesucht hätte; in seiner Aufwallung hatte der Apotheker nemlich geglaubt, sich in einer Vollberathung der Municipalität zu befinden. Aber selbst die Wirthin

hörte nicht mehr auf seine Worte. Sie horchte auf ein entferntes Geräusch und vernahm das Rollen eines Wagens und das Geklapper von Hufschlägen; die Diligence hielt endlich vor der Thüre.

Diese Diligence war ein gelber Kasten der auf zwei Rädern ruhte, die so hoch hinaufragten, daß sie den Reisenden die Aussicht benahmen, sie aber dafür mit Koth bespritzten. Wenn die Wagenschläge geschlossen waren, zitterten die kleinen schmalen Fensterscheiben in ihren Rahmen; sie waren mit Koth so dicht bedeckt, daß selbst Regengüsse die Krusten nicht ganz abzuwaschen vermochten. Der Wagen war mit drei Pferden bespannt und seine Federn befanden sich in so schlechtem Zustande, daß er den Reisenden fortwährend die empfindlichsten Stöße versetzte.

Einige Bürger des Ortes waren mittlerweile herbeigekommen und hatten sich auf dem Platze vor dem Gasthause in Gruppen zusammengestellt; sie sprachen alle auf einmal, fragten nach Neuigkeiten, Erklärungen und Packeten; Hivert wußte nicht, wem er zuerst antworten sollte; er war der Mann der gewöhnlich die Commissionen für die Leute in der nächsten Stadt verrichtete. Er ging dort in die Kaufläden, brachte dem Schuster Lederrollen, dem Schmiede Eisen und ähnliches Material, seiner Frau ein Fäßchen Häringe, von der Modistin hatte er Hauben, vom Friseur Perrücken geholt; längs des Weges theilte er dann auf dem Rückwege seine Packete aus, die er, auf dem Kutschbock der Diligence stehend, über die Einfriedungsmauern der Hofräume warf und dabei aus vollem Halse schrie, während seine Pferde den Weg ganz allein fortsetzten.

Heute hatte ein Zufall auf der Straße seine Ankunft verzögert; die kleine Windhündin der Madame Bovary war

aus dem Wagen gesprungen und querfeldein davongelaufen. Man hatte eine Viertelstunde lang vergebens nach ihr gepfiffen, dann war Hivert selbst eine halbe Stunde weit zurückgelaufen, weil er sie immer vor sich zu sehen glaubte; die Mühe war jedoch umsonst gewesen, und man hatte endlich die Fahrt ohne den Hund fortsetzen müssen. Emma hatte geweint, dann sich erzürnt und Charles dieses Unglück zum Vorwurf gemacht. Herr L'Heureux, ein Kaufmann, der neben ihr im Wagen saß, hatte sie zu trösten versucht, indem er ihr eine Unzahl Geschichten von verlornen Hunden erzählte, die ihren Herrn nach langen Jahren wieder erkannt hatten. Einer wäre sogar von Constantinopel nach Paris zurückgelaufen, und ein anderer hätte fünfzig Wegstunden in gerader Linie zurückgelegt und vier Ströme durchschwommen; sein eigener Vater hatte ein Hündchen gehabt, das eines Abends, als er sich eben irgend wohin zu Gaste begeben wollte, auf der Straße an ihm in die Höhe gesprungen war.

XI.

Emma stieg zuerst aus dem Wagen, dann Felicité, Herr L'Heureux und eine Amme; Charles war mit Einbruch der Nacht in seinem Winkel fest eingeschlafen, und man mußte ihn rütteln, um ihn wach und munter zu machen.

Homais kam zum Vorschein, er machte Madame sehr verbindliche Complimente, war gegen Charles ebenfalls sehr zuvorkommend, erklärte, daß es ihn glücklich machen würde, ihnen Dienste leisten zu können, und fügte mit herzlichem Wesen hinzu, seine Frau sey abwesend, und so habe er sich erlaubt, sich selbst einzuladen und als Tischgenosse an ihrer Mahlzeit theilzunehmen.

Nachdem Emma in die Küche getreten war, näherte sie sich dem Camin. Sie faßte ihr Kleid an beiden Seiten mit beiden Fingern, hob es bis zu den Knöcheln in die Höhe und wärmte die mit schwarzen Stiefelchen bekleideten Füße über der Flamme, an der eine Schöpsenkeule briet. Sie wurde hell von der Glut beleuchtet; das grelle Licht drang durch das Gewebe ihres Kleides, beinahe durch die Poren ihrer weißen Haut und selbst durch ihre Augenlider, mit denen sie von Zeit zu Zeit zwinkerte. Sie war ganz roth beleuchtet und von Glutschimmer wie übergossen, wenn der Zugwind die Flamme gegen sie hinwehte.

An der andern Seite des Camins saß ein blonder, junger Mensch, der sie aufmerksam betrachtete.

Herr Leon Dupuis war Concipient beim Notar Herrn Guillaumin in Yonville. Da er sich sehr viel langweilte, so suchte er immer so spät als möglich zu speisen, hoffend, daß irgend ein Reisender ins Gasthaus kommen werde, der Stoff zum Plaudern mitbringen könnte. Für gewöhnlich mußte er freilich mit der Gesellschaft des Herrn Binet vorliebnehmen und ihn von der Suppe bis zum Käse als einziges vis-à-vis haben. Er nahm daher den Antrag der Wirthin, in Gesellschaft der neuen Gäste speisen zu wollen, mit vielem Vergnügen an; man begab sich gemeinschaftlich in den großen Saal, in welchem Madame Lefrançois diesmal ausnahmsweise hatte decken lassen.

Homais bat, seine griechische Mütze auf dem Kopfe behalten zu dürfen, er bekäme gar so leicht den Schnupfen; er wendete sich dann an seine Nachbarin und sagte:

„Madame sind wohl ein wenig müde geworden: unsere Diligence ist ein gar so abscheulicher Rumpelkasten!“

»Das ist sie wirklich,« antwortete Emma, »ich liebe es aber nichtsdestoweniger, selbst in einem solchen Fuhrwerk zu reisen; mich freut nichts so sehr, als der Wechsel des Aufenthalts.«

»Ach,« seufzte der Concipient, »es kann freilich nichts Langweiligeres geben, als immer auf demselben Platze festgenagelt bleiben zu müssen.«

»Wenn Sie wie ich,« fiel Charles ein, »ohne Unterlaß genöthigt wären, im Sattel zu seyn —«

»Mir,« meinte Leon, indem er sich an Madame Bovary wendete, »könnte nichts angenehmer seyn.«

»Die medicinische Praxis,« sagte der Apotheker, »ist in unserer Gegend nicht sehr beschwerlich; die Straßen sind gut und man kann sich fast überall des Cabriolets bedienen; außerdem werden die ärztlichen Besuche gut bezahlt, da die Landleute hier herum großentheils sehr wohlhabend sind. Außer den gewöhnlichen Fällen von Gedärmentzündung, Luftröhrenentzündung, Gallenaffectionen kommen namentlich um die Schnittzeit auch viele Wechselfieber vor; schwere, hartnäckige Fälle sind selten, mit Ausnahme der Rheumatismen und Gichtleiden, die eine Folge der feuchten, ungesunden Wohnungen unserer Landleute sind. Mein lieber Herr Bovary, Sie werden hier gegen gar viele Vorurtheile ankämpfen müssen und auf bedeutenden Eigensinn stoßen, gegen den oft alle Anstrengungen Ihrer Wissenschaft nichts auszurichten im Stande seyn werden; hier nimmt man noch zu Opfergängen, Besprechungen und dergleichen Dingen seine Zuflucht; erst wenn diese nichts ausrichten, fordert man Hilfe vom Arzt oder Apotheker. Unser Klima ist übrigens im Ganzen nicht schlecht, und es gibt mehre Neunziger hier im Orte. Der Thermometer pflegt nach meinen vieljährigen Beobachtungen im Winter selten

mehr als vier Grad unter dem Gefrierpunkt zu zeigen; im Sommer steigt das Quecksilber bis fünfundzwanzig, höchstens dreißig Grad, nemlich Celsius, was höchstens vierundzwanzig Grad nach Réaumur oder vierundfünfzig Grad nach Fahrenheit ausmacht; gegen die Nordwinde schützt uns der Forst von Argueil, gegen die Westwinde die Hügelreihe von Saint-Jean; diese Wärme aber, vereint mit den Wasserdünsten, die vom Strome aufsteigen und mit den Emanationen des Thiermistes auf unsern Wiesen, Emanationen, die vorzugsweise aus Ammoniak bestehen, das heißt aus Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff (nein, blos aus Stickstoff und Wasserstoff) und welche die in der Atmosphäre verbreitete Electricität an sich ziehen; alle diese Einflüsse, sage ich, könnten auf die Länge hin, so wie in tropischen Gegenden, schädliche Miasmen erzeugen, wenn diese Wärme nicht gerade von der Seite her, von der sie kommt, nemlich von Südosten her, abgekühlt würde; die Südostwinde müssen nemlich die Seine passiren und werden dadurch in ihrer Temperatur oft so herabgesetzt, als wenn sie direct aus russischen Steppen kämen.«

»Haben Sie Promenaden in der Umgebung?« fuhr Madame Bovary fort, an den jungen Menschen gewendet.

»Sehr wenige,« antwortete er. »Auf der Höhe des Hügels ist ein Platz am Waldessaum, den man die Weide nennt. Am Sonntag gehe ich bisweilen dorthin, lese und bleibe bis Sonnenuntergang.«

»Ich sehe den Sonnenuntergang auch sehr gern,« antwortete sie, »am liebsten aber an der Meeresküste.«

»Ich kenne nichts Herrlicheres als das Meer,« beeilte sich Leon hinzuzufügen.

»Meinen Sie nicht,« versetzte Madame Bovary, im Essen innehaltend, »daß der Geist freier auf jener schranken-

losen Ausdehnung schwebt, deren Anblick den Sinn wie den Geist erhebt und Ideen des Endlosen und Idealen erzeugt?«

»Mit Gebirgslandschaften,« versetzte Leon, »hat es dieselbe Bewandtniß. Einer meiner Verwandten, der im vergangenen Jahre die Schweiz bereist hat, sagte mir, er könne keine Worte finden, um die Poesie der Seen, den Reiz der Wasserfälle, den unbeschreiblichen Eindruck der Gletscher zu schildern. Fichten von gigantischer Höhe ragen himmelwärts am Rand brausender Waldströme, Hütten scheinen über Abgründen zu schweben, zu den Füßen des Reisenden breiten sich Wolkenschleier aus; zerreißen sie, so sieht er tausend Fuß unter sich grüne Thäler mit schmucken Dörfern. Solche Schauspiele müssen begeistern, müssen zum Gebete stimmen und Extase erzeugen. Darum habe ich mich auch nie über das Thun jenes berühmten Componisten gewundert, den seine Phantasie anregte, indem er sein Piano in irgend einer erhebenden und pittoresken Gegend aufstellte und daselbst spielte.«

»Treiben Sie Musik?« fragte sie.

»Nein, aber ich liebe sie ungemein,« lautete seine Antwort.

»Glauben Sie ihm nicht, Madame Bovary,« fiel hier der über seinen Teller gebückte Homais ein; »er lügt aus allzugroßer Bescheidenheit. Habe ich ihn doch neulich erst in seinem Zimmer eine Romanze wunderschön singen gehört; ich war in meinem Laboratorium beschäftigt, glaubte aber wahrhaftig in der Oper zu seyn.«

Leon bewohnte in der That im Hause des Apothekers im zweiten Stock ein kleines Zimmerchen. Er erröthete bei dem Complimente seines Hausherrn, der sich aber bereits wieder an Charles gewendet hatte, um ihm eine Liste der vornehmsten Bewohner von Yonville zu entwerfen. Er erzählte Anek-

boten und gab Auskünfte; er bemerkte, daß man nicht recht genau wisse, was es mit dem Vermögen des Notars eigentlich für ein Bewandtniß auf sich habe; dann sey noch das Haus Tuvache im Orte, das viel Aufsehen und gern von sich reden mache.

Emma nahm wieder das Wort.

»Welches Genre der Musik ziehen Sie vor?«

»Die deutsche Musik geht mir über Alles: sie stimmt zu süßer Melancholie.«

»Kennen Sie die neuern italienischen Compositionen?«

»Noch nicht; ich werde sie aber nächstes Jahr in Paris kennen lernen, wohin ich gehen werde, um meine juridischen Studien zu beendigen.«

Der Apotheker fiel hier mit folgender Bemerkung ein:

»Ich habe Ihrem Herrn Gemale eben auseinandergesetzt, daß Sie der Entweichung des armen Yanoda eine sehr hübsche Wohnung verdanken; in Folge der Thorheiten, die er gemacht hat, ist Ihnen der Genuß eines der comfortabelsten Häuser von Yonville zugemittelt worden. Für einen Arzt hat das Haus überdies noch die Bequemlichkeit, daß es außer dem allgemeinen noch einen besonderen Eingang hat, mittelst dessen man ungesehen kommen und gehen kann. Außerdem ist die Wohnung noch mit Allem, was für eine Haushaltung nur irgend nützlich und angenehm ist, reichlich mit Allem versehen; Sie werden eine besondere Waschkammer, eine große Küche mit einer luftigen Speisekammer, einen Salon, einen Obstgarten u. s. w. finden. Dem vorigen Inhaber waren keinerlei Kosten zu groß; so hat er sich am äußersten Ende des Gartens, wo der Fluß vorüberfließt, eigens eine Laube errichtet; wenn Madame sich an Gartenarbeiten ergötzen, so —«

»Meine Frau findet kein Behagen daran,« bemerkte

Charles; »so sehr ihr auch Bewegung im Freien Noth thut, so zieht sie es doch vor, immer nur im Zimmer zu bleiben und sich dort mit Lesen zu beschäftigen.«

»Daran finde auch ich das größte Behagen,« meinte Leon; »es kann gar nichts Besseres geben, als am Abende vor dem Camine mit einem Buche zu sitzen, während der Wind an die Scheiben schlägt und die Lampe ein trauliches Licht im Zimmer verbreitet.«

»Sie sprechen meine Gedanken aus,« sagte sie, indem sie ihn mit ihren großen schwarzen Augen fixirte.

»Man denkt dabei an gar nichts,« fuhr er fort, »und die Zeit geht so angenehm vorüber. Ohne sich von der Stelle zu rühren, promenirt man in Gegenden, in die man versetzt zu seyn glaubt; der Phantasie ist ein weites Feld eröffnet und sie erschafft Abenteuer oder verfolgt sie; im Geiste nimmt man den lebhaftesten Antheil an allen Vorgängen und glaubt zuletzt, sogar körperlich und in Wirklichkeit daran betheiligt zu seyn.

»Wahr! Sehr wahr!« sagte sie.

»Ist es Ihnen,« fuhr Leon weiter fort, »nicht schon bisweilen begegnet, in einem Buche hervorragende Ideen zu finden, die Sie selbst früher schon gehabt haben? Sind Ihnen nicht Bilder in solchen Büchern erschienen, die Sie als Ihr Eigenthum betrachten können und die nur durch die Zeit verdunkelt und wie geschwärzt worden sind, in denen sich aber alle Ihre Gedanken, Gesinnungen und Gefühle spiegeln?«

»Das habe ich wohl schon empfunden,« sagte sie.

»Und darum,« meinte er, »liebe ich die Poeten vorzugsweise. Verse sind in ihrer Sprache zarter als Prosa und locken auch viel leichter Thränen hervor.«

»Auf die Länge,« versetzte Emma. »werden sie aber doch fatigant; ich ziehe die Geschichten vor, die in einem Athen fortgehen und bei denen man Furcht empfindet. Alltagsreden und lauwarme Empfindungen, wie sie im Leben vorkommen, sind mir von ganzem Herzen zuwider.«

»Ich bin ganz Ihrer Ansicht,« bemerkte der Concipient; »Bücher, die das Herz nicht rühren, verfehlen ihren eigentlichen Zweck. Inmitten der Enttäuschungen, die das Leben mit sich führt, ist es so süß, wenigstens im Geiste auf edle Charaktere, reine Gefühle und Gemälde eines schönen Glückes zu stoßen. Für mich, zum Beispiele, der ich hier entfernt von der Welt lebe, sind Bücher die einzige Zerstreuung, da Yonville ihrer gar so wenig darbietet.«

»Es geht Ihnen hier,« antwortete Emma, »wie es mir immer in Tostes ergangen ist; die Leihbibliothek war dort ebenfalls mein einziges Rettungsmittel; ich wäre sonst vor Langeweile vergangen.«

»Wenn Madame,« ließ sich der Apotheker vernehmen, »mir die Ehre erweisen wollen, so steht meine Bibliothek zu Diensten; sie enthält die besten Werke von Voltaire, Rousseau, Delille, Walter Scott, ferner das »Echo der Feuilletons« ꝛc.; außerdem halte ich auch mehre Zeitungen, darunter das »Fanal von Rouen,« das täglich erscheint und Correspondenzen aus der ganzen Umgebung bringt, aus Buchy, Forges, Neufchatel, Yonville und noch anderen Orten.«

Man saß bereits dritthalb Stunden bei Tische, da Artemisia, die Magd des Hauses, sich nur sehr langsam bewegte, die Teller jeweilig einzeln herbeibrachte, immer auf das Nöthigste vergaß, auf keinen Ruf hörte und die Thür des Billardzimmers immer offen ließ, die dann im Luftzuge in unleidlicher Weise gegen die Mauer schlug.

Während des Gespräches hatte Leon, ohne selbst dessen bewußt zu seyn, seinen Fuß auf eine Querstange des Stuhles gesetzt, auf welchem Madame Bovary saß. Sie hatte ein leichtes, blauseidenes Tuch um den Hals, der außerdem noch von einem feinen Battistkragen umgeben war; je nach den Bewegungen ihres Kopfes vertiefte sich der untere Theil ihres Gesichtes in denselben, oder tauchte daraus empor. Während nun Charles und der Apotheker über die einzelnen Verhältnisse des Ortes deliberirten, vertieften sich die beiden neben einander sitzenden jungen Leute in eine jener vagen Conversationen, in denen selbst der Zufall der Phrasen immer auf ein bestimmtes Centrum gemeinsamer Sympathien zurückführt. Pariser Theater, Romantitel, neue Quadrillen, die Welt, die ihnen Beiden fremd war, Tostes, wo sie gelebt hatte, Yonville, wo sie sich Beide befanden, über all' das sprachen sie und wurden bis zum Ende des Diners des Sprechens nicht müde.

Als der Kaffeh servirt wurde, begab sich Felicité in das neue Wohnhaus, um dort die Zimmer in Ordnung zu bringen; die Gäste standen vom Tische auf. Madame Lefrançois nickte am Küchenfeuer, während der Stallknecht mit einer Laterne in der Hand auf Herrn und Frau Bovary wartete, um sie nach Hause zu führen. Sein rothes Haar war voll Strohhalme; sein linkes Bein war lahm. Er belud sich auch noch mit dem bereits erwähnten Parapluie, worauf man sich zusammen auf den Weg machte.

Im ganzen Orte herrschte bereits tiefe Stille. Die Pfeiler der Markthallen warfen lange, dunkle Schlagschatten; der Himmel war heiter, wie er sonst nur in Sommernächten zu seyn pflegt. Das Haus des Arztes war nur fünfzig Schritte vom Gasthause weit entfernt und so mußte man sich baldigst gute Nacht sagen, worauf die Gesellschaft auseinander ging.

In der Vorhalle erregte die feuchte, frische Kalktünche in Emma eine Empfindung, als wenn ihr feuchte Wäsche um die Schultern gelegt worden wäre. Die Stufen der hölzernen Treppe krachten unter den Tritten der Hinaufschreitenden. Die eigentlichen Wohnzimmer waren im ersten Stock; die Fenster daselbst hatten keine Vorhänge. Man sah im schwachen Mondlichte und Sternenschimmer Baumwipfel und eine Wiese, von der namentlich in der Nähe des Flusses feuchte Dünste aufstiegen. In den Zimmern standen und lagen in wirrer Unordnung bunt durcheinander Commodekasten, Flaschen, Vorhangstangen, vergoldete Stäbe, Matratzen, Stühle und Waschbecken; von den Männern, welche die Möbel herbeigebracht hatten, war Alles dergestalt und in chaotischer unangenehmer Unordnung zurückgelassen worden.

Es war dies das vierte Mal in Emma's Leben, daß sie an einem unbekannten Orte schlief. Das erste Mal war es bei dem Eintritt ins Kloster geschehen, das zweite Mal nach ihrer Ankunft in Tostes, das dritte Mal in Vaubyessard und das vierte Mal an dem heutigen Tage; jede solche Veranlassung war in ihrem Leben gewissermaßen die Inauguration einer neuen Phase gewesen. Sie glaubte nicht, daß an verschiedenen Orten das Leben einen ganz gleichen Verlauf nehmen könne; der bis jetzt durchlebte Zeitraum war schlecht gewesen und so hoffte sie, daß der nächstkommende sich besser gestalten werde.

XII.

Am nächsten Morgen erblickte sie bald nach dem Erwachen den Concipienten auf dem großen Platze vor dem Fenster. Sie war im Pudermantel. Er blickte zu ihr hinauf und grüßte sie. Sie erwiederte den Gruß mit einer raschen Verbeugung und schloß das Fenster.

Leon dachte den ganzen Tag über nur an den Abend; er hoffte, daß die Gäste von gestern sich auch heute wieder zur gemeinschaftlichen Mahlzeit einfinden würden; als er aber in die Gaststube trat, saß Niemand als Herr Binet bei Tische.

Die gestrige Mahlzeit war für Leon ein Ereigniß von Bedeutung gewesen; er hatte noch nie zwei Stunden nach einander mit einer Dame gesprochen. Wie war es nur gekommen, daß er ihr in ganz anständiger Ausdrucksweise so viele Dinge gesagt hatte, die er früher nicht so gut zu sagen im Stande gewesen wäre? Er war von Natur aus schüchtern und besaß jene Zurückhaltung, die gleichzeitig etwas von Schamhaftigkeit und Verstellung an sich hatte. In Yonville sagten die Leute, er habe recht feine Manieren. Er hörte gern zu, wenn ältere Leute discutirten und hatte keine exaltirten politischen Ansichten, was an einem jungen Manne doppelt bemerkenswerth war. Außerdem besaß er noch recht hübsche Talente, er malte in Aquarell, konnte vom Blatt singen und las am Abend gern, wenn er nicht eben Karten spielte. Herr Homais achtete ihn seiner Bildung halber, und Madame Ho-

mais hielt große Stücke auf ihn, weil er ungemein gefällig war, er führte nemlich die kleinen Homais fleißig spaziren, obwohl die ungefähr fünf- bis sechsjährigen Kinder sehr ungezogen, immer schmutzig und gleich ihrer Mutter ein bischen scrophulös waren. Zur Aufsicht über die zarten Sprößlinge und zur Pflege derselben wurden außer einer Dienstmagd der Apothekerlehrling Justin und ein entfernter Verwandter des Herrn Homais verwendet, den man aus Barmherzigkeit ins Haus genommen hatte und der zugleich als Diener verwendet wurde.

Der Apotheker bewährte sich als ein ausgezeichneter Nachbar. Er gab Madame Bovary Auskunft, wo sie ihre Einkäufe machen solle, schickte ihr seinen Ciderhändler zu, kostete selbst von dem mitgebrachten Getränke, um sich von dessen Güte zu überzeugen und überwachte im Keller die Füllung in Flaschen und Krüge; auch für frische Butter wußte er zu jeder Jahreszeit zu sorgen und setzte außerdem Madame Bovary in commerzielle Beziehung mit dem Küster Lestiboudois, der je nach den ihm gestellten Bedingungen die theilweise oder auch gänzliche Bearbeitung der bedeutendsten Privatgärten in Yonville besorgte.

Die dienstfertige Herzlichkeit des Apothekers war jedoch nicht blos Folge des Dranges, sich auch um Andere zu bekümmern; er verband vielmehr mit dieser Zuvorkommenheit einen geheimen Plan.

Der Apotheker hatte nämlich zu wiederholten Malen sich der Uebertretung jener Gesetze schuldig gemacht, durch welche nicht diplomirten Personen die Ausübung der Medicin untersagt wird; die Denunciationen waren nicht ausgeblieben und eines schönen Morgens wurde Homais nach Rouen in das Sprechzimmer des Staatsanwalts citirt. Der Vertreter des

öffentlichen Rechtes hatte ihn stehend und in voller Amtstracht empfangen, am frühen Morgen schon, noch bevor er sich zu den Gerichtsverhandlungen begab. Vor der Thür des Cabinets hörte man die schweren Tritte der Gendarmen und aus der Ferne ein Geräusch wie von Schlössern, die auf- und zugesperrt wurden. Dem Apotheker stieg das Blut in den Kopf; es klang und läutete in seinen Ohren; er vermeinte vom Schlagfluß getroffen werden zu müssen; im Geiste sah er sich im Gefängnisse, seine Familie in Verzweiflung, die Apotheke verkauft und alle vorräthigen Arzneimittel auf die Gasse geschüttet; als ihn der Staatsanwalt verließ, war er genöthigt im nächsten Kaffehhause Brausepulver und Rhum zu nehmen, um seine Lebensgeister nur einigermaßen zu erfrischen.

Nichtdestoweniger trat die Erinnerung an diese Verwarnung nach und nach in den Hintergrund und der Apotheker fuhr fort nach wie vor im Hinterstübchen Consultationen zu ertheilen. Er wußte aber, daß der Maire einen Zahn auf ihn hatte, daß seine Collegen eifersüchtig auf ihn waren und daß er Alles von ihnen zu fürchten hatte; er gedachte deswegen Charles Bovary durch Höflichkeiten für sich zu gewinnen, ihn so zur Dankbarkeit zu verpflichten und ihm, falls er später etwas merken sollte, auf diesem Wege den Mund zu verschließen. Allmorgendlich brachte ihm Homais daher die Zeitung und verließ Nachmittags öfter auf ein Viertelstündchen die Apotheke, um sich mit dem Arzt in ein Gespräch einzulassen.

Charles war trübe gestimmt; die Patienten wollten sich nicht einstellen. Oft saß er stundenlang und ohne zu sprechen, dann legte er sich in seinem Cabinet aufs Sopha, um die Zeit durch Schlafen zu tödten oder sah seiner Frau beim Nähen

zu. Der Zerstreuung halber verrichtete er schwere Arbeiten im Hause und versuchte sogar die Bodenkammern mit den von den Malern dort vergessenen Farben anzustreichen. Geldsorgen lasteten ziemlich schwer auf ihm. Er hatte in Tostes für häusliche Reparaturen, für Emma's Toilette und dann wieder für die Uebersiedlung so viel ausgegeben, daß die ganze Aussteuer, mehr als fünftausend Francs, binnen zwei Jahren verbraucht worden war. Außerdem waren bei dem Transport von Tostes nach Yonville sehr viele Dinge theils beschädigt worden, theils verloren gegangen; der gypserne Pastor war sogar bei einer starken Erschütterung des Karrens von demselben herabgefallen und in unzählige Stücke gebrochen.

Eine bessere Sorge zerstreute ihn ein wenig, der Gedanke an die Schwangerschaft seiner Frau. Je näher die Zeit der Entbindung heranrückte, je lieber und theuerer wurde ihm die Gattin. Ein neues Band aus Fleisch und Blut sollte, wie er dachte, ihn und seine Frau noch inniger an einander fesseln. Wenn er sie träge einhergehen und sich ohne Mieder in den Hüften wiegen und schaukeln sah, wenn sie einander gegenübersaßen und er sie nach Bequemlichkeit betrachten konnte, wie sie im Lehnstuhl mehr lag als saß, so wußte er sich vor Glück nicht zu fassen, er stand dann auf, umarmte sie, streichelte ihr Gesicht, nannte sie Mütterchen, wollte, daß sie mit ihm im Zimmer herumtanze und brachte halb lachend, halb weinend alle nur erdenklichen Scherze vor, die ihm eben beifielen. Der Gedanke ein Geschöpf erzeugt zu haben, ergötzte ihn im höchsten Grade. Ihm blieb jetzt eigentlich nichts mehr zu wünschen übrig. Er wußte jetzt um Alles, was die menschliche Existenz bringen konnte und gefiel sich in diesem Gedanken mit großer Behaglichkeit.

Emma empfand überall zuerst große Verwunde-

rung; dann wünschte sie schon entbunden zu seyn, weil sie auf das, was man mütterliche Gefühle nennt, neugierig war. Da sie jedoch die Ausgaben, die sie gern gemacht hätte, nicht bestreiten konnte, da sie nemlich keine kahnförmige Wiege mit Rosaseidenvorhängen und gestickten Spitzenpolstern anschaffen konnte, so leistete sie in einem Anfall von Bitterkeit Verzicht auf alle besondern und persönlichen Einkäufe und bestellte die ganze Kindswäsche in Bausch und Bogen bei einer Nähterin, ohne erst sonderlich zu discutiren. Hiermit entsagte sie aber auch jenen Vorbereitungen, an denen die mütterliche Zärtlichkeit sich ganz besonders ergötzt und so wurde die Liebe zu dem künftigen Kinde vielleicht jetzt schon im vorhinein beeinträchtigt.

Da jedoch Charles bei jeder Gelegenheit und namentlich bei jeder Mahlzeit von dem Kinde sprach, so mußte sie unwillkürlich öfters an dasselbe denken. Sie wünschte sich einen Sohn; er sollte kräftig und brünett seyn, sie gedachte ihn Georges zu nennen, in dem Gedanken, einen Knaben zu bekommen, erblickte sie eine Art von Vergeltung für ihre vielen zu nichte gewordenen Hoffnungen. Der Knabe mußte ja einst ein Mann werden und ein Mann ist wenigstens immer ein freies Geschöpf; er kann Leidenschaften befriedigen und Länder durchreisen, Hindernisse besiegen und nach dem Höchsten ringen, während eine Frau bei jedem Schritt auf unüberwindliche Hemmnisse stößt. Passiv und doch gleichzeitig biegsam, hat sie die Schwäche des Fleisches und die Bestimmungen des Gesetzes gleichzeitig gegen sich. Gleich dem Schleier an ihrem Hute, ist auch ihr Wille ein Spiel der Winde, da er jederzeit von irgend einem Wunsche einen Impuls empfängt, von irgend einer Schicklichkeitsrücksicht aber zurückgehalten wird.

An einem Sonntage gegen sechs Uhr Morgens mit Aufgang der Sonne wurde sie entbunden.

„Es ist ein Mädchen,“ sagte Charles.

Sie wendete ihr Haupt zur Seite und wurde ohnmächtig.

Gleich darauf kam Homais, um ihr Glück zu wünschen, auch die Gastwirthin vom „goldenen Löwen“ stellte sich ein. Der Apotheker spielte den Bescheidenen und beschränkte sich darauf ihr durch die Thürspalte einige Glückwünsche zuzurufen. Dann begehrte er das Kind zu sehen und fand es recht wohl gebildet.

Im Wochenbette beschäftigte sie sich angelegentlichst damit, einen Namen für ihre Tochter zu suchen. Zuerst waren es vorzugsweise Namen mit italienischem Ausgange, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwendete, wie Clara, Luigia, Amanda, Atala; Galsuinda, Yseult und Leocadie sagten ihr ebenfalls ganz besonders zu. Charles wünschte, das Kind solle den Namen seiner Mutter erhalten; Emma that Einsprache dagegen; man ging den Kalender von einem Ende zum andern durch und zog auch andere Personen zu Rathe.

Der Apotheker sagte:

„Ich habe neulich mit Herrn Leon gesprochen, er wundert sich, daß Sie nicht den Namen Madeleine wählen, der jetzt sehr beliebt ist.“

Mama Bovary protestirte lebhaft gegen den Namen der reuigen Sünderin. Was Herrn Homais anbelangte, so hatte er immer große Vorliebe für die Namen großer Männer oder für solche Namen gehabt, die an eine berühmte That oder an einen großen Gedanken erinnern; von solchem Systeme ausgehend war er auch bei der Wahl der Namen

seiner vier Kinder zu Werke gegangen. Eines hieß Napoleon, weil dieser den Ruhm repräsentirte, ein anderes Franklin nach dem Repräsentanten der Freiheit; Irma war eine Concession, die er der romantischen Schule machte, Athalie war eine Huldigung, dargebracht dem unsterblichen Meisterwerke der französischen Bühne. Seine philosophischen Ueberzeugungen verhinderten ihn nemlich nicht, artistischer Bewunderung fähig zu seyn, er war gleichzeitig ein tiefer Denker und ein zartfühlender Mensch; er verstand es den rechten Unterschied zu machen, der Einbildungskraft ihr und dem Verstande sein Recht widerfahren zu lassen. So tadelte er zum Beispiel den Gedanken einer Tragödie, lobte aber die Diction in derselben, verwünschte den Plan des Ganzen und zollte den Details reichliches Lob, war gegen die einzelnen Personen entrüstet und begeisterte sich an ihren Reden. Wenn er große Dichtungen las, war er vor Entzücken außer sich; bedachte er aber, welcher Mißbrauch mitunter damit getrieben würde, so konnte er sich auf's tiefste betrüben; bisweilen wünschte er sehnlichst, Racine sollte noch am Leben seyn, damit er ihm eine Lorbeerkrone auf das Haupt setzen könne; dann wäre es wieder sein Glück gewesen, sich dem großen Manne gegenüber zu stellen und seinen Ideen und Ansichten die entschiedenste Opposition zu machen.

Endlich erinnerte sich Emma, wie sie auf dem Schlosse Vaubyessard eine junge Dame mit dem Namen Bertha hatte rufen hören; sie wählte diesen Namen; da ihr Vater verhindert war, zur Taufe zu kommen, wurde Homais ersucht, Pathe seyn zu wollen. Der Pathe brachte alle möglichen Erzeugnisse seines Geschäftes als Pathengeschenke dar, nemlich sechs Schachteln mit Pastillen, eine Flasche Racahout, eine große Portion Eibischteig und sechs Stangen Kandiszucker, den er verlegt und in einer Schublade wieder aufgefunden

hatte. Zur Feier der festlichen Handlung wurde ein großes Diner gegeben, der Pfarrer stellte sich ebenfalls ein, man aß, trank und regte sich so ziemlich auf. Homais sang zum Dessert ein Lied von Beranger, Leon gab eine Barcarole zum Besten und Charles Mutter, die Pathin gewesen war, ließ sich mit einer Romanze aus der Zeit des ersten Napoleon hören; der alte Bovary ließ das Kind herbeibringen, um ihm eine Art Weintaufe mit einer ganz eigenthümlichen Libation zu geben; er goß ihm ein Glas Champagner über das Köpfchen. Diese Verhöhnung des ersten aller Sacramente versetzte einige Gäste in große Entrüstung; Papa Bovary entgegnete ihnen mit Citaten, sie aber waren ernstlich böse geworden und wollten fortgehen, die Damen baten sie zu bleiben, Homais legte sich ins Mittel und es gelang, die Erzürnten dahin zu bringen, daß sie sich wieder niedersetzten und ihren erst zur Hälfte genommenen schwarzen Kaffeh vollends aus der Untertasse austranken.

Charles' Vater blieb einen Monat in Yonville, dessen Bewohner die prachtvolle, mit Silbertressen besetzte Militär-Negligékappe bewunderten, die er am Morgen trug, wenn er vor dem Hause seines Sohnes sitzend, aus einer langen Pfeife Dampfwolken von sich blies. Da er sich gewöhnt hatte, Branntwein in bedeutenden Quantitäten zu trinken, so schickte er öfter die Magd in das Gasthaus „zum goldenen Löwen,“ um eine Flasche voll des geistigen Getränkes zu holen, die dann für Rechnung seines Sohnes aufs Kerbholz kam; um seine Foulards zu parfümiren, verbrauchte er sämmtliche, seiner Schwiegertochter gehörende Vorräthe an Kölnerwasser.

Diese fand Behagen an seiner Gesellschaft. Er hatte die Welt gesehen; er erzählte von Berlin, Wien, Straßburg, von seiner militärischen Dienstzeit, von seinen Lebensverhältnissen

und gewissen großen Dejeuners, bei denen es sehr lustig hergegangen war; außerdem spielte er den Galanten, faßte seine Schwiegertochter bisweilen, namentlich auf der Treppe oder im Garten, um den Leib und pflegte dabei zu rufen:

»Charles, Du magst auf deiner Hut seyn!«

Solche Ausrufungen flößten der alten Frau Bovary Angst für das Glück ihres Sohnes ein; sie fürchtete, ihr Gatte dürfte auf die Länge einen nachtheiligen und unmoralischen Einfluß auf die Denkungsweise der jungen Frau üben und beeilte sich daher, den Moment der Abreise herbeizuführen. Möglicherweise mochte sie von noch ernstlicheren Besorgnissen bestürmt worden seyn. Herr Bovary Vater war ein Mann, dem zuletzt gar nichts heilig war.

Eines Tages fühlte Emma plötzlich die Sehnsucht, ihr Töchterchen zu sehen, das zur Frau des Ortstischlers zur Verpflegung gegeben worden war und von derselben gesäugt wurde; ohne sich darum zu kümmern, daß noch keine sechs Wochen seit ihrer Entbindung vorüber waren und sie sich daher gewissermaßen noch als Wöchnerin betrachten mußte, machte sie sich auf den Weg nach dem Hause des Herrn Rollet, der am äußersten Ende des Dorfes, im untersten Theile desselben an der Hauptstraße wohnte.

Es war um Mittag; an den Häusern waren die Laden geschlossen, die Schieferdächer reflectirten die grell auf sie auffallenden Sonnenstrahlen, von den Spitzen ihrer Giebel schienen Funken zu sprühen. Emma fühlte sich im Gehen noch schwach; die Kiesel des Trottoirs thaten ihr an den Füßen weh; sie blieb einen Augenblick lang stehen und überlegte, ob sie nach Hause zurückkehren oder wenigstens in das Haus irgend eines Nachbars treten sollte, um sich ein wenig auszuruhen.

In diesem Augenblicke erschien Herr Leon; er trat aus dem Thore eines Nachbarhauses, ein Bündel Papier unter dem Arme tragend. Er grüßte sie und stellte sich dann in den Schatten vor dem Kaufladen L'heureux unter das graue vorgespannte Zeltdach.

Madame Bovary sagte, sie wäre ausgegangen, um ihr Kind zu besuchen, sie fühle sich aber bereits müde und matt.

»Wenn Sie —« begann Leon, wagte es aber nicht den begonnenen Satz zu Ende zu sprechen.

»Haben Sie irgendwo zu thun?« fragte sie.

Er antwortete verneinend und nun bat sie ihn, sie zu begleiten. Schon am selben Abende war dies Tête-à-Tête in ganz Yonville bekannt; Madame Tuvache, die Frau des Maire, erklärte Angesichts ihrer Magd, daß Madame Bovary sich compromittire.

Um zu dem Hause der Amme zu gelangen, mußte man am Ende der Gasse sich nach links wenden, in welcher Richtung man auch nach dem Kirchhof geht; dann führte der Weg zwischen Häusern und Höfen fort und lief in einen Pfad aus, der zu beiden Seiten von schattigen Bäumen und blühenden Gebüschen begrenzt war. Durch die Hecken konnte man Löcher in den gemauerten Umfriedungen der Häuser und durch diese wieder Schweine erblicken, die auf Misthaufen lagen und in der Sonne schliefen, oder auch Kühe, die an Pfähle und Bäume gebunden waren und ihre Hörner an denselben wetzten. Emma und Leon gingen langsam neben einander her; sie stützte sich auf seinen Arm und er richtete seine Schritte nach den ihrigen ein; vor ihnen tanzten die Mücken in der Sonne und summten fröhlich und behaglich, daß es nur eine Lust war.

Sie erkannten das Haus an einem alten Nußbaum, der es beschattete. Es war niedrig und mit braunen Ziegeln ge-

deckt; aus der Dachluke hingen Zwiebelkränze an Stangen zum Trocknen. Die Hecke bestand aus knospenden Gewächsen; sie umrahmten ein mit Lattich bepflanztes Viereck, Beete mit Lavendel und in Blüthe stehende an Stangen gezogene Erbsen. Auf dem Grase war schmutziges Wasser ausgegossen; an gespannten Säulen war Wäsche zum Trocknen aufgehängt, mitunter ganz unkennbare Lappen, Strümpfe, ein Leibchen aus rothem Kattun und ein großes, grobes Leintuch. Das knarrende Geräusch, das die in ihren Angeln sich drehende Thüre hören ließ, lockte die Amme herbei; sie hielt ein säugendes Kind im Arme, während sie mit der andern Hand ein sehr kränklich und scrophulös aussehendes zweites nach sich zog, das Söhnchen eines Schlafhaubenfabrikanten aus Rouen; die von ihrem Geschäfte sehr in Anspruch genommenen Eltern zogen es vor, das Kind nicht bei sich zu behalten, sondern auf dem Lande zu lassen.

»Kommen Sie nur in's Zimmer,« sagte die Amme, »Ihre Kleine schläft.«

In dem ebenerdigen Zimmer, das auch das einzige im ganzen Hause war, stand ein großes Bett ohne Vorhänge an der Wand; ein Knettrog nahm die Fensterseite ein; die Scheiben waren zerbrochen und großentheils mit blauem Papier verklebt. Im Winkel hinter der Thür standen Halbstiefel mit glänzenden Nägeln beschlagen in einer langen Reihe beisammen; in ihrer unmittelbaren Nähe konnte man eine Oelflasche bemerken, aus deren Hals der Bart einer Feder ragte; auf der staubigen Caminplatte lag zwischen Flintensteinen, Kerzenstümpfchen und Feuerschwammstücken ein altes, rostiges Gewehr. Der höchste Schmuck dieses Gemaches bestand endlich in einem verblichenen Kupferstiche, eine Fama darstellend, die in die Trompete stieß; das Bild war offen-

bar aus irgend einem Buche geschnitten und mit Holzschuhnägeln an die Wand genagelt.

Emma's Kind schlief in einem kleinen aus Weidenruthen geflochtenen Korbe; Madame Bovary nahm es sammt der Decke auf den Arm, wiegte es sanft und summte ein Liedchen dabei.

Leon ging im Zimmer auf und ab; es machte ihm einen eigenthümlichen Eindruck, die schöne elegante Dame in Mitten all' des Schmutzes zu erblicken. Plötzlich wurde Madame Bovary ganz roth im Gesichte; er wendete sich ab, und glaubte, seine Blicke wären vielleicht allzu unbescheiden gewesen. Der Farbenwechsel rührte jedoch blos davon her, daß das Kind sich übergeben und ihren Spitzenkragen beschmutzt hatte. Die Amme beeilte sich die Feuchtigkeit abzuwischen und versicherte, es werde kein Schmutzfleck zurückbleiben.

»Mich,« sagte sie, »regalirt sie mit ganz andern Dingen; man hat beständig mit ihr zu thun, um sie nur einigermaßen rein zu erhalten. Sie müssen schon die Güte haben und dem Krämer sagen, er möge mir Seife nach Bedarf auf Ihre Rechnung geben; das wird auch für Sie bequemer seyn und ich werde Sie nicht immer zu stören brauchen.«

»Es ist gut, Madame Rollet,« entgegnete Emma.

Sie verließ das Zimmer und wischte sich die Füße sorgfältig am Boden ab.

Die Amme gab ihr das Geleite bis an die Thürschwelle, und sprach dabei fortwährend von nichts Anderem, als von der Beschwerlichkeit, des Nachts oft aufstehen zu müssen.

»Ich bin so zermalmt,« sagte sie, »daß ich bisweilen auf einem Sessel sitzend einschlafe; Sie sollten mir doch wenigstens ein Pfund gemahlenen Kaffeh geben; wenn ich ihn

des Morgens mit Milch nehme, so könnte ich einen Monat lang damit auskommen.«

Madame Bovary ging auch auf dieses Ansinnen ein; nachdem sie noch die Danksagungen der guten Frau hatte hinnehmen müssen, entfernte sie sich und mochte bereits hundert Schritte auf dem Fußpfade zurückgelegt haben, als sie das Geklapper von Holzschuhen hinter sich hörte; es war schon wieder die Amme.

»Was gibt es denn noch?«

Die Bäuerin zog sie bei Seite, stellte sich mit ihr hinter eine Ulme und fing an von ihrem Manne zu sprechen, der bei seiner schweren Arbeit und seinem geringen Verdienste —

»Kommen Sie doch zur Sache,« sagte Emma.

»Nun ja doch,« versetzte die Amme, indem sie jedes Wort mit tiefen Seufzern begleitete, »ich fürchte, daß er mir es übel nehmen wird, wenn er mich allein Kaffeh trinken sehen wird; Sie wissen ja, wie die Männer sind.«

»Sie langweilen mich,« fiel Emma ein, »Sie sollen Kaffeh in Hülle und Fülle haben, mich aber jetzt ein- für allemal in Ruhe lassen.«

»Ich muß aber doch noch etwas sagen,« bemerkte die Unermüdliche; »sehen Sie, liebe Madame, mein armer Mann ist beim Militär gewesen, hat Blessuren erhalten und leidet oft ganz entsetzlich an Brustkrämpfen; er meint sogar, daß ihm der Cider nicht gut thue.«

»Aber werden Sie doch einmal fertig.«

Sie knixte und fuhr fort:

»Wenn es nicht zu viel ist — und wenn Sie denn wirklich so gut seyn wollen — so würde ein Krüglein Branntwein etwas seyn, wofür wir recht dankbar seyn müßten; ich

würde auch Ihrer Kleinen die Füße damit waschen; sie hat gar so zarte Füßchen!«

Emma war die Amme endlich los geworden und reichte nun wieder Leon ihren Arm. Eine Zeit lang ging sie raschen Schrittes einher, dann ging sie langsamer; ihr Blick fiel auf die Schulter des jungen Mannes, dessen Rock einen Sammtkragen hatte, über welchen die langen, glatt gekämmten kastanienbraunen Haare herabfielen. Sie bemerkte auch, daß seine Nägel länger waren, als man sie in Yonville zu tragen die Gewohnheit hatte. Ihre Pflege gehörte mit zu den großen Lebensaufgaben des Concipienten, und er bediente sich zu diesem Behufe eines Federmessers, das keine sonstigen Dienste leisten durfte.

Sie schlugen den am Flusse fortführenden Weg ein, um nach Yonville zurückzukehren. Vom Ufer aus, das ziemlich hoch aufstieg, konnte man über die weißen Gartenmauern hinwegblicken und hin und wieder auf einer Treppe zum Wasser hinabsteigen. Es hatte einen geräuschlosen und sehr schnellen Zug; hohe Gräser wuchsen an seinem Rande, neigten sich über dasselbe und tauchten mit den überhängenden Spitzen in die Flut. An den Spitzen der Binsen oder auf den Blättern der Nenuphars ruhten oder krochen Insecten mit feinen langen Füßen. Die Sonne beschien die kleinen blauen Wellchen; die alten astlosen Weiden spiegelten ihre grauen Rinden im Wasser; die Wiese ringsherum war einsam und verlassen; es war die Stunde, in der in den Pachthöfen die Mittagsmahlzeit eingenommen wurde; die junge Frau und ihre Begleiter hörten im Gehen nur das tactmäßige Geräusch ihrer Schritte, die Worte, die sie einander sagten, und das Rauschen des weiten, Emma in reichen Falten umwogenden Kleides.

Die auf ihrem obern Rand mit Glasscherben belegten

Gartenmauern waren heiß, wie das Glaswerk an einem Treibhause. Zwischen den Spalten und Fugen der Ziegelsteine wuchsen gelbe Violen hervor; im Vorübergehen streifte Madame Bovary mit dem Rand des aufgespannten Sonnenschirms an denselben und stieß den Samenstock aus den schon ein wenig welken Kelchen; bisweilen blieben auch Zweige von Geißblatt und Waldreben an den Fischbeinstäben hängen oder klapperten auf dem grünen Seidendache.

Sie sprachen von einer spanischen Tänzergesellschaft, die man in Rouen erwartete und die auf dem dortigen Theater auftreten sollte.

»Werden Sie,« fragte sie, »die Vorstellung besuchen?«

»Wenn ich können werde,« antwortete er.

Hatten sie einander denn gar nichts Anderes zu sagen? Aus ihren Augen sprachen doch weit tiefere Empfindungen, und während sie sich Mühe gaben, in Gemeinplätzen zu sprechen, fühlten sie ein eigenthühmliches Sehnen und Schmachten ihr ganzes Wesen durchdringen.

In ihren Seelen ließ sich ein tiefes, beständiges Murmeln hören, das selbst die äußern Stimmen übertönte. Sie waren über sich selbst erstaunt und befremdet, fühlten ein Behagen, das sie sich nicht zu erklären vermochten, und ließen sich nicht beifallen, einander ihre Empfindungen mitzutheilen, oder deren Grund ermitteln zu wollen. Ein künftiges Glück schien gleich hohen Meeresküsten in tropischen Gegenden über die unermeßliche Zukunft eine duftige Brise zu verbreiten, die so berauschend wirkte, daß man sich ihr hingab, ohne an den Horizont zu denken, der nirgends sichtbar werden wollte.

An einer Stelle war die Erde von den Rindviehheerden, die man dort getrieben hatte, ganz aufgewühlt; man mußte

auf den großen Steinen einherschreiten, die zerstreut im Kothe umherlagen. Emma mußte bisweilen einige Augenblicke stehen bleiben, um einen Punkt zu suchen, auf den sie das nackte Halbstiefelchen setzen konnte, ohne sich zu beschmutzen; sie schwankte dann auf den Steinen, balancirte hin und her, hielt die Ellbogen nach auswärts und den Körper vorgebeugt; sie lachte und fürchtete sich doch, einen falschen Schritt zu machen und in die Wasserpfützen zu treten.

Als sie in den Ort zurückgekehrt und vor dem kleinen Hausgarten angekommen waren, öffnete Madame Bovary die Gartenthür, stieg eiligst die Treppe hinauf und verschwand.

Leon begab sich in seine Kanzlei. Der Principal war abwesend; der junge Mensch durchsah flüchtig einige Actenstücke, schnitt eine Feder zurecht, nahm seinen Hut und ging wieder fort.

Er ging auf eine Anhöhe, auf deren Plateau sich eine Wiese am Eingange eines Forstes ausbreitete; er legte sich im Schatten der Fichten auf den Boden nieder und sah zum blauen Himmel hinauf.

»Ich langweile mich ganz entsetzlich hier,« sagte er zu sich selbst.

Er hatte Mitleid mit sich selbst, daß er in einem Dorfe leben mußte, wo ein Homais sein Freund, ein Guillaumin sein Principal war. Dieser Letztere, der für nichts als sein Geschäft Sinn hatte, trug eine goldene Brille, einen rothen Backenbart und eine weiße Cravate; von geistigen Genüssen hatte er keine Ahnung und seinem Concipienten hatte er nur im Beginn des Geschäftes durch das steife englische Wesen imponirt, das er zu affectiren verstand. Was die Frau des Apothekers anbelangte, so war diese gewiß die beste Gattin in der ganzen Normandie,

sanft wie ein Lamm, voll Liebe für ihre Kinder, für ihren Vater, ihre Mutter und alle ihre Verwandten; sie weinte, so oft Jemanden ein Unglück traf, ließ in ihrer Wirthschaft Alles gehen, wie es eben gehen wollte, und verabscheute den Gebrauch der Mieder; dabei waren aber ihre Bewegungen so langsam, ihre Reden so langweilig, ihr Aussehen so gemein und ihr Gespräch so beschränkt, daß er, obwohl er erst zwanzig und sie nicht mehr als dreißig Jahre alt war, doch nie daran gedacht hatte, daß ihre Schlafzimmer nur durch eine dünne Wand getrennt waren; wenn er mit ihr sprach, was doch jeden Tag geschah, so fiel ihm nie bei, daß sie doch auch die Frau eines Andern hätte seyn können und daß sie von ihrem Geschlecht überhaupt etwas Anders als die Kleidung an sich hatte.

Und was gab es noch weiter im Orte? Da war noch Binet, dann noch einige Kaufleute, zwei bis drei Wirthe, der Küster und endlich Herr Tuvache, der Maire, mit seinen beiden Söhnen, zwei reichen, mürrischen, stumpfsinnigen Leuten, die ihre Ländereien selbst bewirthschafteten, zu Hause gern Schmausereien veranstalteten, im Uebrigen Pietisten waren und deren Gesellschaft in jeder Beziehung unausstehlich genannt werden mußte.

Alle diese platten und nichtssagenden Gesichter bildeten aber eine Art von Hintergrund, auf dem sich Emma's Physiognomie blendend hervorhob; dabei aber fühlte er in unbestimmter und doch nicht abzuläugnender Weise, daß eine gewaltige Kluft sich zwischen ihm und ihr streckte.

Eine Zeit lang hatte er sie öfter in Gesellschaft des Apothekers besucht. Charles hatte aber keine besondere Herzlichkeit bei den jeweiligen Begrüßungen gezeigt; Leon wußte daher

nicht, wie er sich zwischen der Furcht, unbescheiden zu erscheinen und der Sehnsucht nach einer Intimität hätte benehmen sollen, die er für fast unmöglich hielt.

XIII.

Sobald es wieder kalt zu werden begann, verließ Emma die ebenerdige Wohnung, um sich im ersten Stockwerke zu installiren, einem langen niedern Gemache, in welchem auf der Caminplatte vor dem Spiegel eine Korallenstaude prangte. Im Lehnstuhl am Fenster sitzend, konnte sie die Bewohner des Dorfes auf dem Trottoir vorüberkommen sehen.

Leon kam zweimal täglich aus seinem Bureau in den Gasthof »zum goldenen Löwen«. Emma hörte ihn immer von weitem kommen, neigte sich vor, horchte und betrachtete durch den Vorhang den jungen Menschen, der immer in derselben Weise gekleidet war und stets gerade vor sich hinzublicken pflegte. In der Dämmerungsstunde aber, das Kinn in die Hand gestützt, während die angefangene Stickerei unbeachtet auf den Knien lag, pflegte sie bei dem Erscheinen der vorüberkommenden Schattengestalt zusammenzuzucken. Es war dies die Zeit, in der sie mit Charles zu diniren pflegte; sie stand dann auf, um die nöthigen Befehle zu geben.

Während des Essens stattete Herr Homais regelmäßige Besuche ab. Den griechischen Feß, seine habituelle Kopfbedeckung, in der Hand haltend, trat er, um Niemanden zu stören, leisen Schrittes ein und wiederholte dann immer dieselbe Phrase:

»Guten Abend der ganzen Gesellschaft beisammen.«

Er setzte sich dann an den ihm zwischen beiden Gatten bestimmten Platz, fragte den Arzt um Neuigkeiten über seine

Kranken, wogegen ihn dieser um seine Meinung über die wahrscheinliche Höhe des Honorars befragte. Dann kamen die in der Zeitung enthaltenen Neuigkeiten auf's Tapet. Homais pflegte um diese Zeit das Blatt beinahe schon auswendig zu wissen und es mit allen darin enthaltenen Reflexionen und Mittheilungen vermischter Nachrichten auswendig herzusagen, wobei es ihm gleichgiltig war, ob sich die darin berichteten Katastrophen auf französischem oder fremdländischem Boden zugetragen hatten.

War dieser Gegenstand erschöpft, so erlaubte er sich einige Bemerkungen über die Speisen, die eben auf den Tisch kamen. Bisweilen befleißigte er sich auch ganz besonderer Galanterie und machte Madame Bovary auf das zarteste Stück und den fettesten Bissen aufmerksam; dann wendete er sich wieder an die Bonne und gab ihr Rathschläge über die beste Behandlungsweise der Ragouts und das richtige Verhältniß der Gewürze; bei solcher Gelegenheit warf er in wahrhaft verblüffender Weise mit Ausdrücken wie Aroma, Osmazom, Eindickung der Säfte und Gelatine um sich. Da überhaupt sein Kopf mehr mit Formeln als seine Apotheke mit Medicamenten angefüllt war, so excellirte er wirklich in Allem, was Confituren, Essige und Liqueurs betraf; auch war er fest im Sattel im Hinblick auf alle neuen Erfindungen auf dem Gebiete öconomische Heizung, so wie in der Kunst Käse zu conserviren und Weine, die in Gährung geriethen, wieder zu verbessern.

Um acht Uhr kam Justin, um ihn zu holen und die Apotheke sperren zu lassen. Homais betrachtete ihn dann mit vielsagenden Blicken und zwar namentlich, wenn die Bonne zugegen war; er hatte nemlich bemerkt, daß sein Zögling das Haus des Arztes sehr gern besuchte.

»Der Junge,« sagte er, »fängt an gewisse Ideen zu be-

kommen und es will mich bedünken, daß er in Ihre Bonne verliebt ist.«

Er hatte ihm aber noch einen, und zwar einen viel schwerern Fehler vorzuwerfen, die Neugier nemlich, mit der er alle Gespräche behorchte. So war es zum Beispiele an Sonntagen ganz unmöglich, ihn aus dem Salon zu entfernen, wohin ihn Madame Homais zu rufen pflegte, um die Kinder zu holen, die in den Lehnsesseln einschliefen und dann die Kappen und Ueberzüge der Möbel in Unordnung brachten.

Bei den Abendgesellschaften des Apothekers fanden sich nur wenige Besucher ein; die achtbarsten Leute hatten sich von ihm zurückgezogen, weil sie seine Lästerzunge und seine politischen Meinungen scheuten. Der Concipient pflegte sich jedoch regelmäßig einzustellen. Sobald an der Klingelschnur gezogen wurde, eilte er Madame Bovary entgegen, nahm ihr den Shawl ab und stellte die großen Filzpantoffeln bei Seite, die sie über ihre Fußbekleidung anlegte, so oft es Schnee oder Regen gab.

Die Abendunterhaltung pflegte mit Kartenspiel und zwar mit trente et un zu beginnen; dann spielte Herr Homais mit Emma eine Partie Écarté; Leon stellte sich hinter Emma's Stuhl, um ihr einige Rathschläge zu geben. Aufrecht stehend und mit den Händen auf die Stuhllehne gestützt blickte er auf die Zähne ihres Kammes, auf das fast unmerkliche Herabgleiten ihres Kleides von der rechten Schulter beim Ausspielen der Karten, auf ihre einzelnen braunen Härchen, die ihren Nacken beschatteten, auf die weiten Falten ihres bauschigen Rockes zu beiden Seiten des Stuhles. Wenn er bisweilen unwillkürlich die Sohle seines Stiefels auf den Saum ihres Kleides setzte, fuhr er erschrocken zurück, als wenn er Jemanden auf den Fuß getreten wäre.

Später legte man die Karten bei Seite; der Apotheker und der Arzt spielten dann Domino, Emma stand vom Spieltische auf und setzte sich an den Salontisch, um in ihrem Modejournale, das sie mitzubringen pflegte, zu blättern. Leon nahm dann neben ihr Platz; sie betrachteten dann gemeinschaftlich die Bilder; bisweilen forderte sie ihn auf, ihr die darin enthaltenen Verse vorzulesen, Leon declamirte mit schleppender Stimme, die gewissermaßen zu ersterben schien, wenn er Worte der Liebe und Leidenschaft sprechen sollte. Das Klappern der Dominosteine störte ihn jedoch; der Apotheker war sehr stark in diesem Spiele und behielt beinahe stets die Oberhand.

War endlich auch die gehörige Zahl Points abgespielt, so placirten sich die beiden Spieler ganz gemächlich vor dem Caminfeuer, wo sie baldigst in ihren Sesseln einnickten. Die Glut erlosch nach und nach; der Theekessel war leer geworden, Leon las noch immer vor; Emma hörte ihm zu und drehte dabei mechanisch am papiernen Lampenschirm, auf welchem ein fahrender Maskenzug und Seiltänzerinnen mit ihren Balancirstangen abgebildet waren. Leon hielt dann im Lesen inne und zeigte auf das schlafende Auditorium; sie sprachen dann flüsternd und setzten das Gespräch längere Zeit fort; es schien ihnen um so süßer zu seyn, weil es nicht gehört wurde.

In solcher Weise kam zwischen den Beiden eine Art Association zu Stande, die sich vorzugsweise in einem fortgesetzten Austausch von Büchern und Romanzen kund gab; Charles, der seiner Natur nach nicht eifersüchtig war, nahm keinen Anstoß daran.

Zu seinem Namenstage wurde ihm ein eigenthümliches Geschenk gemacht, ein schöner phrenologisch mit Ziffern und Zetteln markirter Schädel. Das Präsent war eine Aufmerk-

samkeitsbezeigung des Concipienten, der in seiner Gefälligkeit so weit ging, daß er die Commissionen des Arztes in Rouen verrichtete und für Emma Herbarien mitbrachte, weil Botanik und Botanisiren damals für Damen modern war.

Emma ließ vor ihrem Fenster ein Bretchen befestigen, auf das sie ihre Blumentöpfe stellte; sofort ließ der Concipient einen ähnlichen Apparat verfertigen und die Beiden konnten nun einander, wenn sie ihre Blumen pflegten, am Fenster beobachten.

Noch ein Fenster im Dorfe war öfter besetzt. An Sonntagen nemlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und jeden Nachmittag, so oft schönes Wetter war, konnte man an der Dachluke eines Bodens das magere Angesicht des Herrn Binet bemerken; er pflegte am Fenster sitzend einzuschlafen und sein monotones Schnarchen wurde dann bis in den Gasthof zum »goldenen Löwen« gehört.

Eines Abends fand Leon beim Nachhausekommen in seinem Zimmer einen sammtenen Teppich, auf dem Laubwerk und Blumen sehr künstlich gestickt waren; er zeigte ihn dem Apotheker, der Apothekerin, dem Lehrling, den Kindern und selbst der Köchin; er sprach mit seinem Principale davon; alle Welt wollte den Teppich zu Gesichte bekommen; alle Welt fragte sich, warum denn die Frau des Arztes dem Concipienten solche Generositäten erwies? Den Leuten kam all' das sehr sonderbar vor und man kam definitiv zu dem Beschlusse, sie müsse seine gute Freundin seyn.

Er war selbst schuld daran, weil er mit allen Leuten fortwährend von ihren Reizen und ihrem Geiste sprach; er trieb es so arg, daß Binet ihm einmal in seiner brutalen Weise sagte:

„Aber was kümmert denn das Alles mich, da ich nicht zu Ihrer Gesellschaft gehöre?“

Er quälte sich ab, um ein Mittel zu entdecken, durch welches er ihr zweckdienlichst seine Erklärung machen könnte; er zögerte zwischen der Furcht, ihr zu mißfallen, und der Schande, so kleinmüthig zu seyn; im Gefühle seiner Entmuthigung und seiner ungestillten Sehnsucht vergoß er bittere Thränen. Dann faßte er wieder energische Entschlüsse, schrieb Briefe, die er zerriß, und vertagte die Ausführung seiner Entschließungen auf eine Periode, die er immer weiter und weiter hinausschob. Oefter schon hatte er sich auf den Weg gemacht, um selbst das Aeußerste zu wagen; sobald er sich aber Emma gegenüberbefand, verließ ihn seine Energie wieder; kam dann Charles dazu und forderte ihn auf, mit ihm in den Wagen zu steigen, um ihn auf seinen Fahrten zu Kranken in der Umgebung zu begleiten, so nahm er das Anerbieten sofort an, grüßte Madame und entfernte sich. In Charles erblickte er einen Theil des geliebten Weibes.

Was Emma betraf, so ging sie über ihre Empfindungen für Leon mit sich selbst nicht zu Rathe. Nach ihrer Meinung mußte die Liebe wie ein Gewittersturm einherziehen, mit Donner und Blitz, wie ein aus höheren Regionen herabbrausender Orkan, der auf das Leben des Menschen herabstürzt, es gewaltig erfaßt, die Willenskraft wie dürre Blätter ergreift und das ganze Herz im Drange und Wirbel mit sich fortreißt. Sie wußte nicht, daß der Regen, wenn die Dachrinnen verstopft sind, kleine Seen auf den Dächern macht; sie würde noch länger im Gefühl ihrer Sicherheit geblieben seyn, wenn sie nicht plötzlich einen Sprung in ihrer Mauer entdeckt hätte.

XIV.

Es war an einem Sonntagnachmittage im Februar, und schneite gewaltig.

Alle, nemlich Herr und Frau Bovary, Homais und Leon, hatten das Dorf verlassen, um eine Spinnfabrik zu besichtigen, die in der Entfernung einer halben Stunde von Yonville im Thale eingerichtet wurde. Der Apotheker hatte Napoleon und Athalie mitgenommen, um ihnen ein bischen Bewegung zu verschaffen; Justin begleitete sie und trug die nöthigen Parapluies auf der Schulter.

Es konnte jedoch nicht leicht etwas weniger Interessantes geben, auf einem großen leeren Terrain, auf welchem zwischen Sand- und Schutthaufen einige bereits halb verrostete große Fabriksräder lagen, stand ein langes viereckiges Gebäude mit einer Unzahl kleiner Fenster; es war noch nicht gänzlich ausgebaut und durch die Lücken des Dachstuhls konnte man den blauen Himmel erblicken. An einem vorragenden Balken war ein Strohbündel befestigt, in welchem auch Getreideähren staken und von dem tricolore Bänder herabflatterten.

Homais führte das Wort. Er erklärte der Gesellschaft mit großer Weitläufigkeit die künftige Wichtigkeit des Etablissements; er gab Urtheile ab über die Stärke der Fußböden und die Dicke der Mauern; er bedauerte sehr, keinen Maßstab mitgebracht zu haben, wie Herr Binet einen besaß, um ihn hier zur praktischen Anwendung bringen zu können.

Emma, die ihm den Arm gab, stützte sich ein wenig auf seine Schulter und betrachtete die in der Ferne hinter Nebelschleiern schimmernde Sonne, deren goldene Strahlen ihr schönes bleiches Gesicht mit Purpurschimmer übergossen; dann aber wendete sie den Kopf wieder ab, als sie Charles in der Nähe erblickte.

Charles hatte die Kappe tief in die Stirn gezogen; seine dicken Lippen zitterten ein wenig, was seinem Gesichte den Ausdruck der Dummheit gab; selbst sein Rücken, sein so ruhiger Rücken regte sie auf; sie glaubte die ganze Plattheit seiner Persönlichkeit darauf ausgedrückt zu sehen.

Während sie ihn so betrachtete und in ihrer Aufgeregtheit eine Art sträflicher Wollust empfand, war Leon in ihre Nähe gekommen. Die Kälte hatte ihn bleich gemacht, was ihn um so interessanter aussehen ließ; zwischen Halsbinde und Kinn ließ der etwas schlappe Halskragen den Hals sehen; die langen Locken ließen ein Ohrläppchen durchblicken; die blauen, gegen Himmel emporgerichteten Augen schienen Emma klarer und schöner zu seyn, als jene Bergseen, in denen sich der Himmel spiegelt.

»Nichtsnutziger Junge!« hörte man plötzlich den Apotheker rufen.

Er eilte auf seinen Sohn zu, der seine Schuhe hatte weiß färben wollen und darüber in einen Kalkhaufen gefallen war. Als man den kleinen Napoleon mit Vorwürfen überhäufte, begann er jämmerlich zu heulen, während ihm Justin die Schuhe mit einem Strohbüschel abrieb. Dazu bedurfte es jedoch eines Messers; Charles bot das seinige an.

»Pfui,« sagte Emma zu sich selbst, »er trägt ein Messer in der Tasche wie ein Bauer.«

Es wurde empfindlich kalt und man kehrte nach Yonville zurück.

Am Abend ging Madame Bovary nicht zu ihren Nachbarn; als Charles fortgegangen und sie ganz allein war, begann sie Parallelen zu ziehen und zwar mit der Schärfe von Empfindungen, die eben stattgehabt hatten, und dabei doch mit einer gewissen perspectivischen Verlängerung, wie nur Erinnerung an eine längst entschwundene Zeit sie den Gegenständen zu verleihen vermag.

Von ihrem Bett aus in die helle Caminflamme blickend glaubte sie so wie im Laufe des Nachmittags Leon vor sich stehen zu sehen, mit einer Hand ein Stäbchen gegen den Boden stemmend, und an der andern Athalie haltend, die ruhig an einem Stück Eis saugte. Sie fand ihn allerliebst und konnte sich von dem Bilde nicht trennen; sie erinnerte sich an andere seiner Stellungen von andern Tagen her, an Sätze, die er gesprochen hatte, an den Klang seiner Stimme, an seine ganze Persönlichkeit, und wiederholte dann, indem sie die Lippen wie zu einem Kusse spitzte:

„Er ist allerliebst, wirklich ganz allerliebst! — Ob er wohl lieben mag? — Wen denn? — Hm, wen denn sonst als mich?"

Die Beweise hierfür tauchten mit einem Male hell und klar vor ihrem Geiste auf; ihr Herz schlug in mächtigen Schlägen. Die Flamme des Camins warf helle Schlaglichter auf die Zimmerdecke; sie legte sich auf den Rücken und streckte die Arme aus.

Nun begannen die ewigen Klagen in unaufhörlich wiederkehrendem Refrain:

„O, wenn der Himmel gewollt hätte! — Warum hatte

es nicht anders seyn können? — Was könnte denn hindern —?«

Als Charles um Mitternacht heimkehrte, that sie, als wenn sie aufgeweckt worden wäre und klagte über Migräne, als er beim Auskleiden ein Geräusch gemacht hatte; dann fragte sie in gleichgiltigem Tone, was denn am Abend vorgefallen sey.

»Nichts Ungewöhnliches,« entgegnete er, »außer daß Herr Leon sich frühzeitig zurückgezogen hat.«

Sie konnte sich eines feinen Lächelns nicht erwehren und schlief dann ein. Heitere, entzückende Bilder belebten ihre Träume.

Am folgenden Abend stellte sich Herr l'Heureux, der Modehändler, zum Besuch ein. Herr l'Heureux war ein gewandter Mann.

Ein geborner Gascogner, aber an Schlauheit zum Normannen geworden, paarte sich in ihm südliche Beredsamkeit mit normännischer Durchtriebenheit. Sein fettes, schlaffes, bartloses Gesicht sah aus, als wenn es mit Süßholzabkochung gefärbt worden wäre; das weiße Kopfhaar ließ den stechenden Glanz der schwarzen Augen nur noch durchdringender erscheinen. Man wußte nicht, was er früher gewesen; ein Lastträger, sagten die Einen, Banquier im Roulot, sagten die Andern. So viel war gewiß, daß er kopfrechnen in einer Weise konnte, vor der selbst Binet Respect hatte. Höflich bis zur Demuth hielt er sich fast immer gebückt in der Stellung eines grüßenden oder einladenden Menschen.

Nachdem er seinen mit einem Flor umwickelten Hut an der Thür auf den Boden gestellt hatte, stellte er eine grüne Schachtel auf den Tisch, überhäufte Madame mit Complimenten und beklagte sich darüber, daß sie ihm noch nicht die Ehre

erwiesen und ihn mit ihrer Kundschaft betraut. Freilich sey ein Laden wie der seinige nicht reich genug ausgestattet, um eine elegante Dame, wie er scharf betonend sagte, anzuziehen; sie dürfe jedoch nur befehlen und er würde Alles, was sie nur wünschen könnte, herbeischaffen, an Krämerwaaren sowohl, wie an Wäsche, Strumpfwirkerarbeiten und Modeartikeln, da er regelmäßig viermal in der Woche nach der Stadt ging und mit den bedeutendsten Häusern im Verkehre stünde. Man könne sich nach ihm in den Handlungen zu »den drei Brüdern«, beim »goldenen Bart« oder zum »großen wilden Mann« erkundigen; alle diese Herren kennten ihn so gut wie ihre eigene Tasche. Heute wolle er Madame nur so gelegentlich einige Artikel zeigen, die er in Folge einer ebenso günstigen als selten vorkommenden Veranlassung käuflich habe an sich bringen können; bei diesen Worten zog er ein halbes Dutzend gestickter Krägen hervor.

Madame Bovary betrachtete sie prüfenden Blickes und sagte:

»Ich brauche nichts.«

Jetzt brachte Herr l'Heureux mit großer Zartheit drei algierische Schärpen, mehre Päckchen englischer Nadeln, ein Paar aus Stroh gepflochtene Pantoffeln und endlich einige von Galeerensträflingen aus Cocusnuß sauber gearbeitete Schalen zum Vorschein. Beide Hände auf den Tisch gestützt, den Hals vorgestreckt, den Oberleib vorgebeugt, verfolgte er mit offenstehendem Munde Emma's Blicke, die unentschlossen über die Waaren hinstreiften. Von Zeit zu Zeit schnellte er mit dem Finger über die ihrer ganzen Länge noch entfalteten Seidenschärpen, als wenn er den Staub hätte beseitigen wollen; sie rauschten dann mit leisem Geknister und ließen im

grünlichen Lichte der Dämmerung die Goldflitterchen ihres Gewebes gleich kleinen Sternen funkeln.

»Was sollen die Schärpen kosten?«

»Eine Bagatelle,« lautete die Antwort, »eine wahre Bagatelle; es eilt aber gar nicht mit der Bezahlung; Sie können das ganz nach Ihrer Bequemlichkeit abmachen.«

Sie überlegte einige Augenblicke und sagte dann neuerdings, daß sie nichts brauchte, worauf der unerschütterliche Herr l'Heureux sagte:

»Auch gut; so werden wir ein andermal ein Geschäft machen; mit den Damen bin ich noch immer ins Reine gekommen, ausgenommen mit der meinigen.«

Emma lächelte.

»Ich wollte Ihnen,« fügte er mit anscheinender Gutmüthigkeit hinzu, »nemlich nochmals bemerken, daß es mit dem Gelde gar keine Eile auf sich hat — im Gegentheil, ich kann Ihnen sogar welches geben, wenn Sie es wünschen.«

Sie machte eine Geberde des Erstaunens.

»O,« fuhr er rasch und flüsternd fort, »Sie dürfen überzeugt seyn, daß ich gar nicht weit zu gehen brauche, um Ihnen welches verschaffen zu können.«

Dann erkundigte er sich nach dem Befinden des alten Tellier, des Besitzers des Café français, den Charles damals in Behandlung hatte.

»Was hat er denn eigentlich, der alte Tellier? — Er hustet, daß er das ganze Haus erschüttert, und ich fürchte sehr, daß er einen hölzernen Paletot bald nöthiger brauchen wird, als ein flanellenes Camisol. In seiner Jugend hat er es gar lustig getrieben! Von Ordnung und Regelmäßigkeit hat er nie was wissen wollen und sich den Magen mit Brannt-

wein völlig ausgebrannt. Uebrigens ist und bleibt es immer unangenehm, einen Bekannten abspaziren zu sehen.«

So über die Patienten des Arztes plaudernd schnallte er seine Schachtel wieder zu. Er sah dann durch die Scheiben bedeutungsvoll ins Freie hinaus und sagte:

»Das Wetter mag übrigens auch viel Schuld an diesen Krankheiten tragen. Ich fühle mich selbst nicht ganz behaglich und werde nächstens den Herrn Doctor wegen eines Schmerzes zu Rathe ziehen, den ich da in der Seite habe. Jetzt gehe ich aber; auf Wiedersehen, Madame Bovary, stehe immer zu Ihren Diensten und bleibe jederzeit Ihr ganz unterthäniger Diener.«

Katzenartig schlich er hinaus und machte leise die Thüre hinter sich zu.

Emma ließ sich das Essen auf ihr Zimmer bringen, wo sie an der Caminecke speiste, es schmeckte ihr heute Alles ganz vortrefflich.

Sie hörte Schritte auf der Treppe; es war Leon; sie stand auf, nahm schnell eine weibliche Arbeit zur Hand und gab sich das Ansehen, sehr beschäftigt zu seyn.

Das Gespräch wurde nur schleppend geführt, Madame Bovary ließ es jeden Augenblick fallen und Leon war ungemein verlegen. Er saß am Caminfeuer auf einem niedern Stuhl und drehte ein Nadelbüchschen zwischen den Fingern; sie handhabte die Nadel mit großem Fleiße oder fältelte mit dem Nagel die Leinwand. Sie sprach nicht, er schwieg ebenfalls; ihr Schweigen bezauberte ihn eben so sehr, als ihr Reden.

»Armer — junger Mensch!« dachte sie vor sich hin.

»Womit mißfalle ich ihr denn eigentlich?« fragte er sich.

Leon unterbrach die Pause endlich mit der Bemerkung,

daß er in den nächsten Tagen in einer Geschäftsangelegenheit seines Principals nach Rouen gehen werde.

»Ihr Notenabonnement,« sagte er, »ist zu Ende; soll ich es etwa erneuern?«

»Nein,« antwortete sie.

»Warum nicht?«

»Weil —«

Sie schwieg, spitzte den Mund und zog langsam einen langen grauen Faden durch den Stoff, an dem sie nähte.

Ihr eifriges Arbeiten verdroß ihn. Emma's Finger schienen an den Spitzen vom Nähen wund geworden zu seyn; eine galante Phrase fiel ihm bei, er wagte jedoch nicht sie auszusprechen.

»Geben Sie sie denn auf?«

»Was?« entgegnete sie mit großer Lebhaftigkeit; »die Musik? Mein Gott, ja. Ich habe ja mit meinem Haushalt zu viel zu thun und muß für die Bequemlichkeit meines Mannes sorgen; es gibt so viele Pflichten, denen das Vergnügen den Platz räumen muß.«

Sie blickte nach der Uhr. Charles blieb heut länger als gewöhnlich aus. Sie stellte sich an, sehr besorgt zu seyn. Zwei- bis dreimal bemerkte sie sogar:

»Er ist gar so gut!«

Der Concipient hatte den Arzt recht lieb. Die Zärtlichkeit seiner Gattin verletzte ihn nichtsdestoweniger und berührte ihn in sehr unangenehmer Weise; nichtsdestoweniger setzte er sein Lob fort und bemerkte, daß Jeder sehr gut von ihm denke und spreche, namentlich aber der Apotheker.

»Der ist ein recht wackerer Mann,« bemerkte Emma.

»Gewiß,« entgegnete der Concipient.

Er sprach nun von Madame Homais, deren nachlässiger Anzug sehr oft Gegenstand ihrer Scherze war.

»Was liegt daran?« meinte Emma. »Eine gute Hausfrau kann auf ihre Toilette nicht viel Zeit verwenden.«

Nun trat wieder das frühere Schweigen ein.

Eben so ging es in den nächstfolgenden Tagen; ihre Reden und Manieren, ihr ganzes Wesen hatte sich völlig verändert. Sie ließ sich ihre Wirthschaft sehr angelegen seyn, besuchte die Kirche regelmäßig und ließ ihre Magd nicht mehr nach Gutdünken im Hause walten.

Sie nahm ihr Töchterchen von der Amme weg; die Magd mußte sie in's Zimmer bringen, wenn Besuch zugegen war; Emma kleidete das Kind dann aus, um seinen Gliederbau sehen zu lassen. Sie versicherte, daß ihr Kinder das Liebste auf dieser Welt seyen, daß sie in diesen unschuldigen Geschöpfen Trost und Freude fände, daß es nichts gäbe, was sie für dieselben nicht zu thun im Stande wäre; alle diese Versicherungen wurden von lyrischen Ausbrüchen begleitet, die ein regelmäßiger Reflex ihrer jeweiligen Literatur waren.

Wenn Charles nach Hause kam, konnte er sicher seyn, seine Pantoffeln in der Nähe des Camins wohl gewärmt zu finden. Seinen Gilets fehlte es nie an festen Näthen, seinen Hemden nicht an Knöpfen; die baumwollenen Schlafmützen waren in gefälliger Ordnung im Wäschkasten aufgestapelt. Sie weigerte sich nicht mehr, wenn er ihr eine Promenade im Garten vorschlug, und ging überhaupt auf Alles ein, was er nur irgend wollte und verlangte, ohne je ein Murren oder einen Widerspruch hören zu lassen.

Wenn Leon ihn nach dem Essen am Camine sitzen sah, die Hände über dem Bauche gekreuzt, die Füße auf den Feuerhund gestützt, die Wangen von der Verdaunng geröthet, die

Augen im Gefühle der Behaglichkeit und des Glückes glänzend, wenn er ihn so sah und dann das spielende, auf dem Teppiche herumkriechende Kind und das schöne schlanke Weib betrachtete, das sich über die Stuhllehne neigte, um ihn auf die Stirn zu küssen, so sagte er zu sich selbst:

„Welche Thorheit! Wie wäre es je möglich, zu ihr zu gelangen!“

Sie schien ihm so tugendhaft und unzugänglich zu seyn, daß er jede, selbst die leiseste Hoffnung aufgab.

Mit dieser Verzichtleistung versetzte er sich aber in eine ganz ausnahmsweise Stellung. In seinen Augen war sie gewissermaßen aller fleischlichen Eigenschaften, von denen er nichts zu hoffen hatte, entkleidet; dagegen war es die magische Einwirkung einer Apotheose, unter der sie in sein Herz eindrang und darin ihren Thron aufschlug. Seine Gefühle gehörten zu jenen reinen, makellosen Empfindungen, die das gewöhnliche äußere praktische Leben nicht stören, die man hegt, weil sie selten sind, und deren Verlust mehr betrüben würde, als irgend ein Besitz erfreuen, irgend ein Genuß beglücken könnte.

Emma wurde mager; von ihren Wangen wich die Farbe; ihr Gesicht wurde zusehends länger. Mit ihren schwarzen Haarflechten, ihren großen, glänzenden Augen, ihrer geraden, feinen Nase, ihrem schwebenden Gange, ihrer Ruhe und jetzigen Wortlosigkeit schien sie die irdische Laufbahn zu durchwandeln, ohne sie mit Füßen zu betreten und auf der Stirn den vagen Eindruck irgend einer erhabenen Prädestination zu tragen. Sie war so traurig, so ruhig und dabei so sanft und gleichzeitig so zurückhaltend, daß man einen eigenthümlichen Wonneschauer in ihrer Nähe empfand und ein Gefühl hatte gleich jenem, das uns beim Eintritt in eine hohe gothische Kirche voll

Blumengeruch und Weihrauchduft beschleicht Ihre ganze Umgebung fühlte diesen Einfluß.

Der Apotheker sagte:

„Sie ist eine ganz ausgezeichnete Frau, die selbst in einer Unterpräfectur an ihrem Platz seyn würde.“

Die Frauen im Orte bewunderten ihre Wirthschaftlichkeit, die Patienten ihres Mannes ihre Höflichkeit, die Armen ihre Mildthätigkeit.

Bei all' dem war ihr Gemüth voll Begehrlichkeit, Wuth und Haß. Unter ihrem einfachen Kleide schlug ein stürmisch bewegtes Herz und die so schamhaft erscheinenden Lippen wollten die Qualen ihres Gemüthes nicht verkünden. Sie liebte Leon und suchte die Einsamkeit auf, um sich ungestört an seinem Bilde ergötzen zu können. Die Wollust dieser Schwärmerei wurde sogar durch den Anblick seiner Person gestört. Emma bebte zusammen, wenn sie den Schall seiner Stimme hörte; in seiner Gegenwart legte sich diese Aufregung jedoch und es blieb nur ein unsägliches Erstaunen übrig, das zuletzt in Melancholie überging.

Leon wußte nicht, daß sie, wenn er sie mit einem Herzen voll Verzweiflung verließ, hinter ihm aufstand, um ihm durch's Fenster auf die Straße nachzublicken. Sie nahm Antheil an all' seinem Thun und Lassen, suchte in seinen Zügen zu lesen und hatte einmal eine ganze Geschichte erfunden, um nur einen Vorwand zu haben, unter dem sie sein Zimmer betreten konnte. Sie beneidete die Frau des Apothekers, weil sie mit ihm unter einem Dache wohnen konnte; ihre Gedanken waren beständig in und bei jenem Hause, gleich den Tauben aus dem Gasthofe zum „goldenen Löwen,“ die dort in den Dachrinnen ihre rosigen Füßchen und weißen Flügel zu baden pflegten.

Je mehr sich jedoch Emma ihrer Liebe bewußt wurde, je mehr drückte sie dieselbe in ihre Brust zurück, damit sie nicht nach außen erscheine und darum abnehmen müsse. Nichtsdestoweniger hätte sie gewollt, daß Leon diese Liebe ahnen sollte; ihre Einbildungskraft erschuf Zufälligkeiten, Katastrophen, die dieses Errathen herbeiführen und möglich machen sollten. Drei Dinge hielten sie von offenen Schritten zurück: Trägheit, Furcht und endlich noch Schamhaftigkeit. Auch bedachte sie, sie habe ihn zu weit von sich gestoßen, es sey nicht mehr an der Zeit und Alles bereits verloren. Nur der Stolz, die Freude, sich sagen zu können: „ich bin tugendhaft,“ und ein Blick in den Spiegel, wobei sie Attituden der Resignation annahm, tröstete sie ein wenig für das Opfer, das sie zu bringen glaubte.

Fleischliche Gelüste, die Sehnsucht, reich zu seyn und die Melancholie der Leidenschaft, all' das einigte sich in einem und demselben Kummer; von diesem aber wollte sie ihre Gedanken nicht abwenden; sie wendete sich ihm im Gegentheile nur immer eifriger zu, regte sich zu schmerzhaften Empfindungen auf, und suchte überall Veranlassungen dazu auf. Sie gerieth in Zorn, wenn irgend eine Schüssel verdorben war, oder eine Thür offen stehen gelassen wurde, sie sehnte sich nach dem Sammt, den sie nicht besaß, nach dem Glücke, das ihr fehlte; sie litt unter der Wucht ihrer allzuhoch fliegenden Wünsche, unter der Beengung ihrer allzu beschränkten Verhältnisse.

Am meisten brachte sie der Gedanke in Wuth, daß Charles keine Ahnung von dem hatte, was sie leiden mußte. Die in ihm lebende Ueberzeugung, er könne sie glücklich machen, kam ihm wie eine von Blödsinn zeigende Beleidigung vor. Für wen war sie denn eigentlich tugendhaft? Für einen Mann,

in dem sie das Hinderniß ihres ganzen Lebensglückes, die Ursache ihres ganzen Elends und gewissermaßen den spitzen Stachel der Schnalle erblickte, von der sie von allen Seiten gedrückt und eingeengt war.

Auf ihn übertrug sie also den ganzen Haß, der aus ihrem Lebensüberdrusse hervorging; jede Bemühung, ihn zu mildern, diente nur zu seiner Steigerung, denn diese unnütze Mühe steigerte noch die anderen Beweggründe der Verzweiflung und trug noch mehr bei, sie von ihm zu entfernen. Ihre eigene Sanftmuth empörte sie. Die häusliche Mittelmäßigkeit, zu der sie sich genöthigt sah, drängte sie zu luxuriösen Gelüsten, die eheliche Zärtlichkeit zu ehebrecherischen Wünschen. Sie wünschte, von Charles geschlagen zu werden, um ihn mit mehr Recht verabscheuen und sich rächen zu können. Sie wunderte sich bisweilen selbst über die grausamen Zusammenstellungen, die sie im Geiste combinirte, und dabei mußte sie fortwährend lächeln, von allen Leuten sagen hören, daß sie glücklich sey, sich anstellen, als wenn sie es in der That wäre, und die Leute in diesem Glauben bestärken.

Nachgerade ekelte es sie jedoch vor dieser Heuchelei. Sie fühlte sich versucht, mit Leon die Flucht zu ergreifen, in eine weite Ferne mit ihm zu enteilen und dort ein neues Daseyn zu beginnen; so oft sie jedoch daran dachte, öffnete sich vor ihrem geistigen Auge ein dunkler Abgrund von ungemessener Tiefe.

»Er liebt mich ja nicht mehr,« dachte sie, »was soll, was wird dann aus mir werden? Von woher soll mir Hilfe kommen, wo soll ich Trost, wo Erleichterung suchen?«

Zermalmt, nur mühsam und keuchend Athem holend, erschöpft, leise schluchzend und heiße Thränen vergießend, blieb

sie nach solchen Reflexionen gewöhnlich wie ohnmächtig auf ihrem Sopha liegen.

»Aber warum klagen Sie Ihre Leiden denn nicht dem Herrn Doctor?« fragte die Magd, wenn sie während einer solchen Krise in's Zimmer trat.

»Es sind nur nervöse Leiden,« antwortete Emma; »sage ihm nichts davon, Du würdest ihn nur betrüben.«

»Ach ja,« versetzte Felicité, »Sie sind wie die Guérine, die Tochter des alten Guérin, des Fischers in Polet, die ich in Dieppe gekannt habe, ehe ich in Ihr Haus gekommen bin. Sie war immer traurig, so traurig, daß man sie, wenn sie so aufrecht auf der Schwelle ihres Hausthores stand, für ein aufgehängtes Leichentuch hätte halten können. Ihr Leiden schien so eine Art Nebel im Kopfe gewesen zu seyn; die Aerzte vermochten nichts dagegen und der Herr Pfarrer auch nicht. Wenn es sie gar zu sehr übermannte, ging sie allein an's Meeresufer, wo die Zollwächter sie gar oft auf dem Bauche liegend und bitterlich weinend fanden. Nach der Heirath ist es aber, wie ich mir es habe sagen lassen, besser mit ihr geworden.«

»Mir,« versetzte Emma, »ist aber das Uebel erst nach der Heirath gekommen.«

XV.

Eines Abends, als das Fenster offen war, und sie an demselben saß und den Küster Lestiboudois betrachtete, der sich mit einer Schnitzerei beschäftigte, hörte sie das Geläute zum Abendgebete.

Es war im Beginn des Monats April, als die Primeln eben blühten; ein lauer Wind wehte über die frischgeackerten Felder hin; die Gärten schienen gleich den Frauen sich für die schöne Jahreszeit festlich schmücken zu wollen. Durch die Staketen der Lauben und ringsumher sah man den Fluß sich durch die Wiesen schlängeln und mäandrische Windungen in denselben beschreiben. Die Abendnebel strichen durch die blattlosen Zweige der Pappeln und verliehen ihnen eine bläuliche Färbung, aus Dünsten bestehend, die einer durchsichtigen, über die Zweige gebreiteten Gaze glichen. In der Ferne zogen Heerden vorüber; man hörte jedoch weder ihre Schritte noch ihr Gebrüll; die Abendglocke ertönte noch immer und erfüllte die Luft mit harmonischem Geläute.

Die Gedanken der jungen Frau wendeten sich den Erinnerungen an ihre Kindheit und an das Leben in der Pension zu. Sie erinnerte sich an die großen Kerzen auf dem Altar, an die Blumengefäße, an das mit Säulchen geschmückte Tabernakel. Sie hätte wieder in den langen Reihen der weißverschleierten Mädchen wandeln mögen, zwischen denen die gu-

ten Schwestern, die schwarze Capuchons trugen, gewissermaßen die Absätze markirten; sie glaubte noch das Marienbild vor sich zu sehen, zu dem sie am Sonntag immer die Augen emporrichtete, um es zwischen bläulichen Weihrauchwolken zu bewundern. Sie wurde von eigenthümlicher Rührung erfaßt; sie fühlte sich weich und widerstandslos, wie vom Sturmwind erfaßter Vogelflaum; ohne sich ihres Thuns recht bewußt zu seyn, schritt sie der Kirche zu und wollte um jeden Preis andächtig seyn, — um sich zu absorbiren und an sich selbst vergessen zu können.

Auf dem Platze begegnete ihr der Küster, der das Angelus früher geläutet hatte, um nur baldigst wieder zu seinen Beschäftigungen zurückkehren zu können; gleichzeitig sollte das frühere Geläute den Knaben ein Zeichen seyn, sich in die Christenlehre zu begeben.

Einige Knaben waren bereits angekommen und spielten mit Kugeln auf den Steinen des Kirchhofes. Andere saßen rittlings auf der Kirchhofmauer, schlugen mit den Beinen hin und her und mähten mit ihren Holzschuhen die großen Nesseln ab, die zwischen den letzten Gräbern und der kleinen Umfriedungsmauer wuchsen.

Es war dies der einzige Platz, wo man etwas Grünes bemerkte; alles Uebrige war nur Stein, und trotz fleißigen Fegens und Kehrens beständig mit einem feinen Staub bedeckt.

Die Kinder rannten auf den Steinen umher, als wenn diese ein eigens für sie verfertigtes Parkett gewesen wären; man hörte ihre Stimmen trotz des Brummens und Summens der Glocken. Nach und nach nahm dieses Summen ab und auch das große Glockenseil schwenkte nicht mehr hin und her, sondern hing schlapp und schlaff auf den Boden herab. Schwal-

ben huschten vorüber, ließen ein helles Zwitschern hören, durchschnitten pfeilschnell die Luft und kehrten dann raschen Fluges zu ihren gelben, unter den Dachkranzleisten klebenden Nestern zurück. Im Hintergrunde der Kirche brannte eine ewige Lampe, deren Schimmer von weitem weißlich erzitterte. Ein langer Sonnenstrahl zog durch das ganze Schiff und ließ die Seitencapellen und Winkel nur noch dunkler erscheinen.

»Wo ist der Herr Pfarrer?« fragte Madame Bovary einen der Knaben, der sich so eben mit Kreiselspielen ganz vortrefflich amusirte.

»Er wird gleich kommen,« antwortete er.

In der That hörte man die Thür der Sacristei knarren; Abbé Bournisien kam zum Vorschein; in wirrem Chaos eilten die Kinder der Kirche zu.

»Die Schelme,« murmelte der Geistliche, »bleiben sich doch immer gleich!«

Er hob bei diesen Worten einen zerfetzten Katechismus vom Boden auf, an den er mit dem Fuße gestoßen hatte und fuhr fort:

»Die Jungen haben doch vor gar nichts Respect!«

Als er Madame Bovary erblickte, sagte er:

»Entschuldigen Sie mich, Madame, ich bin Ihrer nicht gleich ansichtig geworden.«

Er steckte den Katechismus in die Tasche und blieb stehen, wobei er fortwährend den schweren Schlüssel der Sacristei zwischen zwei Fingern hin- und herschaukelte.

Das Licht der untergehenden Sonne, das auf sein Angesicht fiel, ließ den Stoff seiner Kutte minder dunkel erscheinen und zeigte, wie sie an den Ellbogen glänzte und am Saume zerfasert war. Auch die Knopflöcher waren abgenützt,

abgegriffen und theilweise ausgerissen; der Priester war bereits ältlich, Haar und Bart waren grau; außerdem war der Mann wohlgenährt; er kam eben vom Speisen, war roth und congestionirt im Gesicht und athmete schwer auf, weil er eben vom Tische kam.

»Wie befinden Sie sich?« fragte er.

»Nicht gut,« antwortete Emma; »ich bin leidend.«

»Ich auch,« versetzte der Geistliche. »Die ersten Hitzen alljährlich erschlaffen den Menschen. Wir sind aber nun einmal zum Leiden geboren und müssen es ertragen. Was sagt denn aber Herr Bovary zn Ihrem Befinden?«

»Er?« rief sie mit geringschätziger Geberde aus.

»Wie,« versetzte der ganz erstaunte Geistliche, »er verordnet Ihnen nichts?«

»Ach,« sagte Emma, »mit irdischen Mitteln ist mir nicht geholfen.«

Der Pfarrer blickte von Zeit zu Zeit in die Kirche, wo die bereits knienden Knaben einander mit den Schultern stießen.

»Ich möchte wissen —« fuhr sie fort.

»Warte nur, warte nur, Boudet,« rief der Geistliche mit zornmüthiger Stimme, »Du sollst mich gleich kennen lernen, Du schlimmer Bursche!«

Er wendete sich dann wieder an Emma und sagte:

»Der schlimme Junge gehört dem Zimmermann Boudet; seine Eltern sind wohlhabend und lassen ihm alle seine Launen angehen. Es könnte jedoch nichtsdestoweniger etwas Tüchtiges aus ihm werden, denn er hat einen guten Kopf und lernt sehr leicht. Sie haben mir aber noch nicht gesagt, wie sich Herr Bovary befindet.«

Sie schien diese Frage nicht gehört zu haben; er fuhr fort:

»Er ist gewiß immer sehr beschäftigt; im ganzen Orte sind wir Beide, ich und er nemlich, sicherlich diejenigen, die immer am Meisten zu thun haben. Er,« fügte der Geistliche mit behäbigem Lächeln hinzu, »ist der Arzt der Leiber, wie ich der Arzt der Seelen bin.«

Sie betrachtete ihn mit flehenden Blicken.

»Ach ja,« sagte sie. »Sie wissen allem Elend abzuhelfen.«

»Das kann wohl Niemand,« meinte er; »außerdem ist's oft recht verdrießlich, wenn man von den Leuten mit gar so viel thörichtem Zeug behelligt wird und ihnen zum Beispiel begreiflich machen muß, daß ihr Vieh wohl krank, aber nicht behext seyn kann, wie sie sich wohl von Zeit zu Zeit einbilden. Doch entschuldigen Sie, wenn ich Sie jetzt verlasse. Die Jungens treiben es gar zu toll. He! Longuemarre und Barret, wollt Ihr wohl Ruhe halten!«

Er eilte in die Kirche.

Die Knaben hatten wirklich tolles Zeug getrieben, sich um die Kanzel gedrängt, das Meßbuch aufgeschlagen und selbst den Beichtstuhl zum Tummelplatz ihrer Spiele erwählt. Der Pfarrer wies sie in derb eindringlicher Weise zurecht und drückte die Widerspenstigen mit kräftiger Hand zu Boden, als wenn sie dort in knieender Stellung hätten Wurzel schlagen sollen.

Als er dann zu Emma zurückkehrte und sich mit dem rothen baumwollstoff'nen Schnupftuch den Schweiß von der Stirn trocknete, sagte er:

»Hören Sie, Madame, die Landleute sind doch wirklich manchmal recht zu beklagen.«

»Es gibt auch außer ihnen beklagenswerthe Leute,« entgegnete sie.

»Freilich, freilich; so zum Beispiel die Arbeiter in der Stadt.«

»Diese sind nicht —«

»Entschuldigen Sie; ich habe arme Familienmütter gekannt, recht tugendhafte Frauen, die einen musterhaften Lebenswandel führten und denen es doch an Brot fehlte.«

»Jene aber,« versetzte Emma und preßte unwillkürlich die Lippen einen Augenblick zusammen, »Jene, die wohl Brot haben, denen es jedoch —«

»Des Winters an Holz fehlt,« meinte der Priester.

»Ach, was liegt daran?«

»Was daran liegt? Nun, ich möchte glauben, daß man, wenn man zu essen hat und keine Kälte leidet, wenn man —«

»Ach mein Gott, mein Gott!« seufzte sie.

»Ist Ihnen nicht ganz wohl?« sagte er, indem er mit besorgter Miene einen Schritt näher trat; »Sie haben wohl eine schlechte Verdauung? Sie müssen nach Hause gehen, Madame Bovary, und ein wenig Thee nehmen, das wird Ihnen gut thun; ein Glas Zuckerwasser pflegt mitunter ebenfalls gute Dienste zu leisten.«

»Warum denn?« fragte sie und schien dabei wie aus einem Traume zu erwachen.

»Nun, ich meinte, Sie befänden sich nicht wohl, weil Sie immer mit der Hand über die Stirn fuhren; ich glaubte, daß Sie schwindlig geworden seyen. Aber Sie wollten ja irgend etwas von mir verlangen? Was sollte es denn seyn? Ich habe es nicht herausbekommen können.

»Ich hätte irgend etwas gewollt?« wiederholte Emma; »nein, nein, ich habe nichts gewollt.«

Sie blickte langsam um sich her und fixirte den Greis; die Beiden betrachteten einander längere Zeit, ohne dabei ein Wort zu wechseln.

Er unterbrach endlich die Pause und sagte:

»Jetzt, Madame Bovary, muß ich aber ernstlich um Entschuldigung bitten; Sie wissen ja, Pflicht geht allem Andern vor; ich muß meine jungen Schelme da drinnen vornehmen. Die Firmungen sind vor der Thüre; und ich fürchte, daß mir noch manche Störung dazwischenkommen wird. Von nächster Woche an müssen mir die Jungen auch allwöchentlich eine Stunde länger in der Christenlehre bleiben. Im Grunde habe ich Mitleid mit ihnen, wenn ich sie gar so sehr anstrengen muß. Es ist aber nun einmal meine priesterliche Pflicht und die werde ich durchzuführen wissen. Gute Besserung, Madame; meine beste Empfehlung an Ihren Herrn Gemal.«

Er ging nun in die Kirche und beugte schon auf der Thürschwelle andächtig das Knie.

Emma blickte ihm nach, wie er schwerfälligen Schrittes zwischen der Doppelreihe der Bänke langsam mit etwas vorwärtsgebeugtem Kopf und ausgebreiteten Händen einherging.

Als wenn sie steif aus einem Stück wie eine Statue gewesen wäre, drehte sie sich gerade um ihre eigene Axe und schlug den nach ihrem Hause führenden Weg ein. Die tiefe Stimme des Priesters bei den von ihm gestellten Fragen, die hellen Stimmen der antwortenden Knaben tönten noch lange an ihr Ohr.

Sie stieg die Treppenstufen hinauf und mußte sich dabei

an der Rampe halten; als sie in ihrem Zimmer war, ließ sie sich in einen Lehnstuhl sinken.

Die Sonne war bereits untergegangen und das Tageslicht fiel nur mehr dämmernd durch die Scheiben in das Zimmer. Die Möbel schienen an ihren Plätzen noch unbeweglicher geworden zu seyn und wie in einem dunkeln Meere zu verschwimmen. Das Feuer im Camin war erloschen, der Pendel der Uhr ließ sein regelmäßiges Ticktack hören; Emma wunderte sich, wie denn Alles ringsumher so regelmäßig und ruhig seyn konnte, da es doch in ihrem Innern wie in einem Vulkan gährte und tobte.

Zwischen dem Fenster und dem Arbeitstische spielte die kleine Bertha und versuchte es schwankenden Ganges sich ihrer Mutter zu nähern, um die Bänder ihrer Schürze zu erfassen.

„Laß' mich," sagte die Mutter, das Kind mit der Hand wegdrängend.

Das kleine Mädchen ließ sich jedoch nicht so schnell abschrecken; es kam wieder, drängte sich an die Knie der Mutter, stützte sich mit den Aermchen auf dieselben und schlug das große, blaue Auge zu Bertha's Angesicht empor, wobei es sich ereignete, daß es die seidene Schürze der Mutter beschmutzte.

„Laß' mich," sagte die gereizte junge Frau.

Das Kind erschrak, als es das zornige Angesicht sah, und fing zu weinen an.

„So laß' mich doch!" sagte sie nochmals und stieß das Kind mit dem Ellbogen an.

Es stürzte zu Boden, schlug mit dem Köpfchen gegen die scharfe Kante eines Kastens, verletzte sich die Wange und

blutete. Außer sich stürzte Madame Bovary auf sie zu, hob sie vom Boden auf, riß an der Klingelschnur, rief nach der Magd und wollte eben in Verwünschungen gegen sich selbst ausbrechen, als Charles ins Zimmer trat. Es war eben Essenszeit, um welche er immer nach Hause zu kommen pflegte.

Mit plötzlich ruhig gewordener Stimme sagte Emma:

»Sieh doch einmal, lieber Freund, die Kleine hat am Boden gespielt und sich dabei verletzt.«

Charles beruhigte sie; die Sache war nicht bedeutend; er ging ins Nebenzimmer, um ein Stück Klebpflaster herbeizuholen.

Madame Bovary ging nicht zum Essen in den ebenerdigen Saal hinab; sie wollte bei dem Kinde bleiben, um es zu bewachen. Als sie es ruhig schlafen sah, verschwanden ihre Besorgnisse nach und nach und sie beschuldigte sich selbst einer gar zu großen und darum auch albernen Gutmüthigkeit, daß sie solcher Kleinigkeit halber so ängstlich habe werden können. Bertha hatte in der That zu schluchzen aufgehört und ihre ganz ruhig gewordenen Athemzüge lüfteten die Bettdecken in kaum merklicher Weise. An den halbgeschlossenen Augenlidern, durch deren Spalte man die weißen, glänzenden Augäpfel sah, hingen große Thränentropfen; das auf die Wange geklebte Pflaster spannte die Haut und zog sie schief nach der Seite.

»Es ist doch seltsam,« dachte Emma, »wie das Kind häßlich ist.«

Als Charles nach dem Essen um eilf Uhr aus der Apotheke kam, wo er frisches Klebpflaster geholt hatte, fand er seine Frau an dem Kinderbettchen stehen.

Er küßte sie auf die Stirn und tröstete sie:

»Aber ich sage Dir ja, Liebchen, daß das Ganze nichts auf sich hat; quäle Dich nicht, Herzchen, Du wirst Dich noch krank machen.«

Er war lange in der Apotheke geblieben. Obwohl er sich dort nicht sehr ergriffen gezeigt hatte, so war Herr Homais doch bemüht gewesen, ihn zu ermuthigen und aufzurichten. Alsdann hatte man von den verschiedenen Gefahren gesprochen, welche die Kindheit bedrohen; der Leichtsinn der Kindermädchen war ebenfalls Gegenstand des Gesprächs gewesen. Madame Homais wußte etwas davon zu erzählen; sie trug noch auf ihrer Brust ein Brandmal; eine Köchin hatte in ihrer Jugend eine Schaufel voll glühender Kohlen auf sie geschüttet. Darum ließ sie es auch an Vorsichtsmaßregeln aller Art nicht fehlen. Die Messer durften nie geschliffen, die Zimmerböden nie gewichst seyn. Vor den Fenstern waren hoch hinaufreichende Eisengitter. Die kleinen Homais durften trotz ihrer Unabhängigkeit sich nicht von der Stelle rühren, ohne einen Wächter bei sich zu haben; beim geringsten Husten überfüllte sie ihr Vater mit Brustbonbons und bis nach zurückgelegtem vierten Lebensjahr mußten sie die Köpfchen mit einer Art ausgestopftem Turban geschützt tragen. Diese letztere Maßregel war freilich nur eine Manie der Madame Homais; ihr Gatte betrübte sich darüber, weil er für die Organe der Intelligenz die aus einem solchen Drucke möglicher Weise hervorgehenkönnenden Resultate fürchtete; er erlaubte sich sogar bisweilen zu ihr zu sagen:

»Gedenkst Du denn etwa Karaiben oder Botokuden aus ihnen zu machen?«

Charles hatte es einigemal versucht, das Gespräch zu

unterbrechen; erst beim Fortgehen aber auf der Terrasse war es ihm gelungen, Leon ins Ohr flüstern zu können.

»Ich habe Ihnen dann etwas zu sagen, sobald wir allein seyn werden.«

»Sollte er etwas gemerkt haben?« fragte sich Leon. Er hatte Herzklopfen und erschöpfte sich in Vermuthungen. Als sie allein waren, bat ihn Charles sich in Rouen zu erkundigen, was denn eine schöne Photographie kosten könne; er gedachte seiner Frau eine eben so zarte als sentimentale Ueberraschung zu bereiten und sich im schwarzen Frack porträtiren zu lassen. Früher wollte er jedoch wissen, wie theuer ihm die Geschichte zu stehen kommen könnte. Die Erkundigung konnte Leon nicht sehr beschwerlich fallen, da er fast allwöchentlich nach Rouen ging.

Zu welchem Zweck mochte er aber wohl so oft nach der Stadt gehen? Homais hatte ihn im Verdacht, daß es irgend eines Verhältnisses, einer verliebten Intrigue halber geschehe. Er irrte sich jedoch. Leon hatte kein solches Verhältniß. Er war trauriger als je, was Madame Lefrançois recht gut an den Speiseportionen bemerkte, die er unberührt auf seinem Teller liegen ließ. Um jedoch mehr zu erfahren, fragte sie den Steuereinnehmer aus; Binet versetzte aber in barschem Tone, daß er kein Auskunftsbureau halte.

Nichtsdestoweniger kam ihm das Benehmen Leons sehr sonderbar vor, da dieser sich sehr oft auf seinem Stuhl zurücklehnte, die Arme ausbreitete und in allgemeinen Ausdrücken auf das menschliche Leben loszog.

»Suchen Sie denn gar keine Zerstreuung auf?« fragte der Steuereinnehmer.

»Womit sollte ich mich denn zerstreuen?«

»Ich an Ihrer Stelle würde mir eine Drechselbank anschaffen.«

»Ich kann ja nicht drechseln,« meinte der Concipient.

»Ja richtig!« versetzte der Andere, indem er sich mit selbstzufriedenem und gleichzeitig geringschätzigem Wesen das Kinn streichelte.

Leon war der resultatlosen Liebe müde geworden; außerdem fing er an jenen Druck zu fühlen, den das ewige Einerlei der Existenz mit sich führt, wenn diese von keinem Interesse geleitet und von keiner Hoffnung unterstützt wird.

Er war des Ortes und seiner Bewohner so überdrüssig geworden, daß schon der bloße Anblick gewisser Leute und gewisser Häuser ihn aufs Aeußerste reizte. Der Apotheker endlich war ihm trotz seiner Gutmüthigkeit völlig unerträglich geworden. Nichtsdestoweniger erschreckte ihn die Perspective einer neuen Lebenssituation eben so, wie sie ihn lockte und anzog.

Die Befürchtungen wandelten sich jedoch bald in Ungeduld um und Paris ließ aus der Ferne die verführerischen Fanfaren seiner Maskenbälle und das helle Lachen seiner Grisetten vernehmen. Er fragte sich, warum er denn nicht jetzt nach Paris ginge, da er doch dort seine Studien der Jurisprudenz vollenden sollte. Was hinderte ihn denn eigentlich sich jetzt schon auf den Weg zu machen?

Er beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu dieser Ortsveränderung und entwarf Pläne zu einer Pariser Zeiteiniheilung. Im Geiste möblirte er bereits die künftige Wohnung. Er gedachte dort eine Art künstlerische Existenz zu führen und sogar Lectionen im Guitarrespielen zu nehmen. Außerdem mußte er dort einen Schlafrock, ein spanisches Bar-

ret und blausammtene Pantoffeln haben; über dem Camine sollten zwei gekreuzte Rapiere, ein Todtenkopf und die Guitarre befestigt seyn.

Die einzige Schwierigkeit, die er noch zu besiegen hatte, war die Zustimmung seiner Mutter; sein Vorhaben stellte sich jedoch als ein so vernünftiges heraus, daß ihre Einwilligung gar nicht leicht ausbleiben konnte. Sein eigener Principal hatte ihm bereits angerathen, sich in einer größeren Kanzlei mehr zu vervollkommnen und auszubilden. Er schlug daher einen Mittelweg ein, indem er eine Concipientenstelle in Rouen suchte. Diese wollte sich natürlich nicht finden; er schrieb daher seiner Mutter einen langen, sehr ins Detail gehenden Brief, in welchem er die Gründe auseinandersetzte die ihn veranlaßten, sofort nach Paris gehen zu wollen. Sie willigte ein. Er beeilte sich jedoch nicht damit. Einen ganzen Monat hindurch transportirte Hivert täglich für ihn von Yonville nach Rouen und wieder von Rouen nach Yonville zurück: Koffer, Felleisen, Packete; wenn aber Leon seine Garderobe erneuert, seine drei Fauteuils frisch ausstopfen gelassen, ein Dutzend Foulards gekauft und mit einem Worte mehr Verfügungen getroffen hatte, als für eine Reise um die Welt nöthig gewesen wären, vertagte er die Abreise von einer Zeit zur andern, bis er endlich einen zweiten mütterlichen Brief erhielt, in welchem man ihn zum Aufbruch drängte, da er doch noch vor Ablauf der Ferien sein Examen ablegen sollte.

Als der Moment der gegenseitigen Umarmungen herangekommen war, weinte Madame Homais; Justin schluchzte; Homais wollte den Starken spielen und unterdrückte seine Aufregung; er wollte sogar in eigener Person den Paletot des Freundes bis zum Hause des Notars tragen, der in sei-

nem eigenen Wagen Leon nach Rouen führte. Man ließ dem jungen Menschen kaum Zeit Bovary ein Wort des Abschieds zu sagen.

Er ging die Treppe hinauf, die in das obere Stockwerk der Wohnung des Arztes führte. Als er auf der obersten Stufe war, ruhte er; er war außer Athem und mußte stehen bleiben. Als er ins Zimmer trat, stand Emma mit rascher Bewegung von ihrem Stuhle auf.

»Ich bin es schon wieder!« sagte Leon.

»Ich dachte, daß Sie noch kommen würden.«

Sie biß sich in die Lippen; ihr Gesicht, ihre Stirn, ihr Hals, der Nacken selbst waren wie mit rosigem Blute übergossen. Sie blieb stehen und lehnte mit der Schulter gegen die Wand.

»Ist Herr Bovary nicht zu Hause?« fragte er.

»Er ist abwesend.«

Wie mechanisch sagte sie das: Er ist abwesend, noch mehrmals, ohne sich dessen bewußt zu werden.

Es entstand eine Pause; sie blickten einander an; ihre Gedanken kreuzten einander, schienen Form und Gestalt anzunehmen und sich innig an einander zu drängen, gleich zwei Leibern, die einander zu umschlingen streben.

»Ich möchte gern Bertha noch einmal umarmen,« sagte Leon.

Emma näherte sich der Thüre und rief nach der Magd.

Er blickte rasch im Zimmer um sich her, betrachtete die Möbel, die Wände, die Caminplatte, als wenn er das Abbild aller dieser Gegenstände in sich hätte aufnehmen wollen.

Von der Magd wurde Bertha hereingeführt, die ein Spielzeug in der Hand hielt.

Leon küßte die Kleine zu wiederholten Malen auf den Hals.

»Lebe wohl, recht wohl, liebe Kleine, herzgeliebtes Kind, lebe wohl!«

Er drückte das Kind an seine Brust und hielt es längere Zeit an dieselbe geschlossen, ehe er es der Mutter wieder zurückgab.

»Bringe die Kleine wieder fort,« sagte sie zur Magd. Die Magd führte Bertha hinaus; die Beiden blieben allein zurück.

Madame Bovary hatte sich gegen das Fenster gewendet und das Gesicht an die Scheiben gedrückt; Leon hielt die Mütze in der Hand und drehte sie zwischen den Fingern.

»Es scheint regnen zu wollen,« sagte Emma.

»Ich habe einen Mantel,« sagte er.

»Ah so!«

Jetzt wendete sie sich gesenkten Hauptes ab; das Licht fiel hell auf sie und doch konnte man die Richtung ihrer Blicke nicht erkennen und auch aus ihren Zügen nicht ihre Gedanken errathen.

»Leben Sie wohl!« seufzte er.

Sie hob den Kopf mit rascher Bewegung empor.

»Ich wünsche Ihnen dasselbe,« sagte sie; »reisen Sie glücklich.« Sie näherten sich einander; er reichte ihr die Hand hin; sie zögerte.

»Nach englischer Manier denn,« sagte sie mit erzwungenem Lächeln, indem sie ihm ihre Hand überließ. Als Leon diese Hand in der seinigen fühlte, glaubte er, seine ganze Seele müsse in diese feuchte kleine Hand hinabsteigen.

Noch einmal blickten sie einander tief und innig an; dann entfernte er sich.

Als er auf der Gasse war, blieb er stehen und verbarg sich hinter einen Pfeiler, um ein letzes Mal das weiße Häuschen mit den grünen Jalousien zu betrachten. Er glaubte die Umrisse einer Gestalt hinter den Fenstervorhängen zu bemerken; er konnte jedoch nichts deutlich unterscheiden und entfernte sich endlich mehr laufend als gehend.

Von weitem erblickte er auf der Straße das Cabriolet seines Principals und einen in einen Zwilchkittel gekleideten Mann daneben, der das Pferd am Zaume hielt. Homais und Guillaume plauderten mit einander. Man hatte auf ihn gewartet.

»Umarmen Sie mich,« sagte der Apotheker, dem die Thränen in den Augen standen; »hier ist Ihr Paletot, lieber Freund, nehmen Sie sich vor Erkältung in Acht; pflegen Sie sich, schonen Sie sich.«

»Vorwärts, Leon!« mahnte der Notar; »steigen Sie ein.«

Homais neigte sich noch über das Spritzleder; mit einer von Schluchzen halberstickten Stimme murmelte er die melancholischen Worte:

»Glückliche Reise!«

»Adieu,« entgegnete der Notar, »und nun vorwärts!«

Das Pferd griff im raschen Trabe aus; Homais kehrte allein nach seiner Wohnung zurück.

Madame Bovary hatte ein in den Garten hinausgehendes Fenster geöffnet; sie blickte nach den Wolken. Gegen Westen zu, in der Richtung, in welcher Rouen lag, häuften sie sich am Horizont auf und bildeten dunkle schwarze Schichten,

die von den Sonnenstrahlen, wie von goldenen Pfeilern durchbrochen wurde; der Rest des Himmels hatte die Weiße des Porzellans. Ein Windstoß beugte die Wipfel der Pappeln; plötzlich goß ein Regenstrom vom Himmel und prasselte auf den grünen Blättern. Dann kam die Sonne wieder zum Vorschein. die Hühner krähten, die Sperlinge schlugen mit den Flügeln in den feuchten Gebüschen; die kleinen Wasserbäche in den Gossen trieben rosige Acacienblüthen mit sich fort.

»Ach,« dachte sie; »jetzt ist er schon weit, recht weit von hier!«

Wie gewöhnlich stellte sich Herr Homais um halb sieben Uhr ein, als sie und Charles bei Tische saßen.

»Nun,« begann er, »unsern jungen Menschen hätten wir eingeschifft; möge seine Schiffahrt glücklich seyn. Das wünsche ich ihm von ganzem Herzen und aus dem Grunde meiner Seele.«

»Das wünsche ich auch,« fügte der Arzt hinzu.

Nach einer Pause fuhr er fort:

»Was gibt es denn Neues bei Ihnen?«

»Nichts von Belang. Meine Frau war wohl ein bischen aufgeregt heute Nachmittag. Sie wissen ja wie die Frauen sind. Ein Nichts bringt sie aus dem Gleichgewichte und die Meinige ist gar gleich aus dem Häuschen. Uebrigens hätte man Unrecht, wenn man ihnen das verargen wollte; ihre nervöse Organisation ist nun einmal für jeden Eindruck empfänglicher als die unsere.«

»Der arme Leon!« ließ sich Charles vernehmen; »wie wird es ihm in Paris ergehen? Ob er sich wohl an das dortige Leben wird gewöhnen können?«

Madame Bovary seufzte.

»Was das für eine Frage ist!« entgegnete der Apotheker und schnalzte dabei mit der Zunge. »Denken Sie nur einmal, was es dort Alles gibt! Feine Diners bei den Restaurants! Liebesabenteuer auf den maskirten Bällen! Champagner! Daran gewöhnt sich ein junger Mensch mit der größten Leichtigkeit, das dürfen Sie mir auf mein Wort glauben!«

»Ich glaube nicht,« meinte Bovary, »daß er einen unordentlichen Lebenswandel führen wird.«

»Das glaube ich auch nicht,« versetzte der Apotheker mit großer Lebhaftigkeit, »obwohl er Vieles wird mitmachen müssen, wenn er nicht für einen Jesuiten gehalten seyn will. Sie haben aber keinen Begriff davon, was die jungen Leute im Quartier latin mit den Grisetten und Schauspielerinnen für ein Leben führen. Man hat übrigens die Studenten sehr gern in Paris, und wenn sie nur irgend ein gesellschaftliches Talent besitzen, so können sie Zugang in den schönsten Zirkeln erlangen; bisweilen werden sogar Damen aus dem Faubourg Saint-Germain in sie verliebt, was ihnen in der Folge Gelegenheit gibt sehr schöne Partien zu machen.«

»Aber,« sagte der Arzt, »ich fürchte doch, daß er dort —«

»Sie haben Recht,« fiel der Apotheker ein, »und das ist die Kehrseite der Medaille. Außerdem ist man dort fortwährend genöthigt, mit der Hand in die Tasche zu greifen. Man geht zum Beispiel in einen öffentlichen Garten; ein Herr drängt sich an Sie; er ist schön, trägt sogar einen Orden und hat ganz das Aussehen eines Diplomaten; es entspinnt sich ein Gespräch, er wird immer zuthunlicher, bietet eine Prise Tabak an oder hebt Ihren Hut auf, wenn er auf den Boden gefallen ist. Das Verhältniß wird immer vertrauter; er führt

Sie ins Kaffehhaus, ladet Sie ein ihn auf seinem Landhause zu besuchen, vermittelt bei der Weinflasche eine Unzahl der verschiedenartigsten Bekanntschaften, und all das hat in den meisten Fällen nur den Zweck, aus Ihrer Börse zu schöpfen oder sie auf verderbliche Abwege zu bringen.«

»Ganz richtig,« antwortete Charles; »ich habe aber an Anderes gedacht, nemlich an Krankheiten, an Typhusfieber zum Beispiel, von dem die aus der Provinz kommenden Studenten in Paris gar so häufig befallen werden.«

Emma zuckte zusammen.

»Das kommt wohl,« ergänzte der Apotheker, »von der veränderten Lebensweise und von der Störung, die sich hieraus für den Gesammtorganismus ergibt. Und dann das Pariser Wasser und die Küche der Restaurateurs! Alle diese gewürzten Speisen erhitzen das Blut und wiegen, möge man dagegen sagen was man immer wolle, in meinen Augen kein Stück Rindfleisch auf. Ich, was mich anbelangt, ziehe eine gute Hausmannskost allem Andern vor; sie ist jedenfalls gesünder. Als ich in Rouen studirte, hatte ich mich einer solchen Kost halber in eine Pension eingemiethet, wo auch meine Professoren speisten.«

In solcher Weise fuhr er fort seine allgemeinen Ansichten und seine persönlichen Sympathien auszudrücken, und hörte damit erst dann auf, als Justin kam, um ihn wegen der Bereitung eines Medicaments in die Apotheke zu führen.

»Man hat doch nie Ruhe!« versetzte er, »es ist gerade, als wenn man an der Kette liegen würde! Ich kann doch keine Minute vom Geschäft wegbleiben und muß immer wie ein Ackergaul Wasser und Blut schwitzen! Der Mensch bleibt doch ein Sclave all sein Leben lang!«

Er stand auf, empfahl sich, blieb aber in der Thür wieder stehen und sagte:

»Apropos, haben Sie die große Neuigkeit schon gehört?«

»Was denn?«

»Daß es sehr wahrscheinlich ist,« fuhr Homais fort, indem er eine sehr ernste Miene annahm, »daß die landwirthschaftlichen Comitien des Departements der untern Seine in diesem Jahre ihre Versammlung wahrscheinlich in Yonville-l'Abbaye abhalten werden. So will wenigstens das Gerücht wissen. Auch die Zeitung hat heute etwas Derartiges verlauten lassen. Für unser Arrondissement würde die Sache von höchster Wichtigkeit seyn. Wir werden noch darauf zu sprechen kommen. Jetzt muß ich gehen. Gute Nacht. Justin, leuchte!«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

In gleichem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Frau von Monflanquin,

oder:

Wie die That, so der Lohn.

Von Paul de Kock.

Vollständige sehr schöne Ausgabe. 3 Theile. Elegant brosch. 1 Thlr. 6 Ngr. 1 fl. 36 kr.

Paul de Kock, der stets heitere, beliebte Erzähler erfreut seine Leser mit einem neuen humoristischen Werke, in welchem er zu zeigen sucht, daß sowohl die gute als die böse That, wenn auch erst spät, doch stets die verdiente Belohnung oder Bestrafung finde. Vorstehende Behauptung ist aber in der anerkannt humoristischen Manier des Verfassers so anziehend ausgeführt, daß dieser Roman sich als ein wahrhaft ausgezeichneter bewährt.

Felicie,

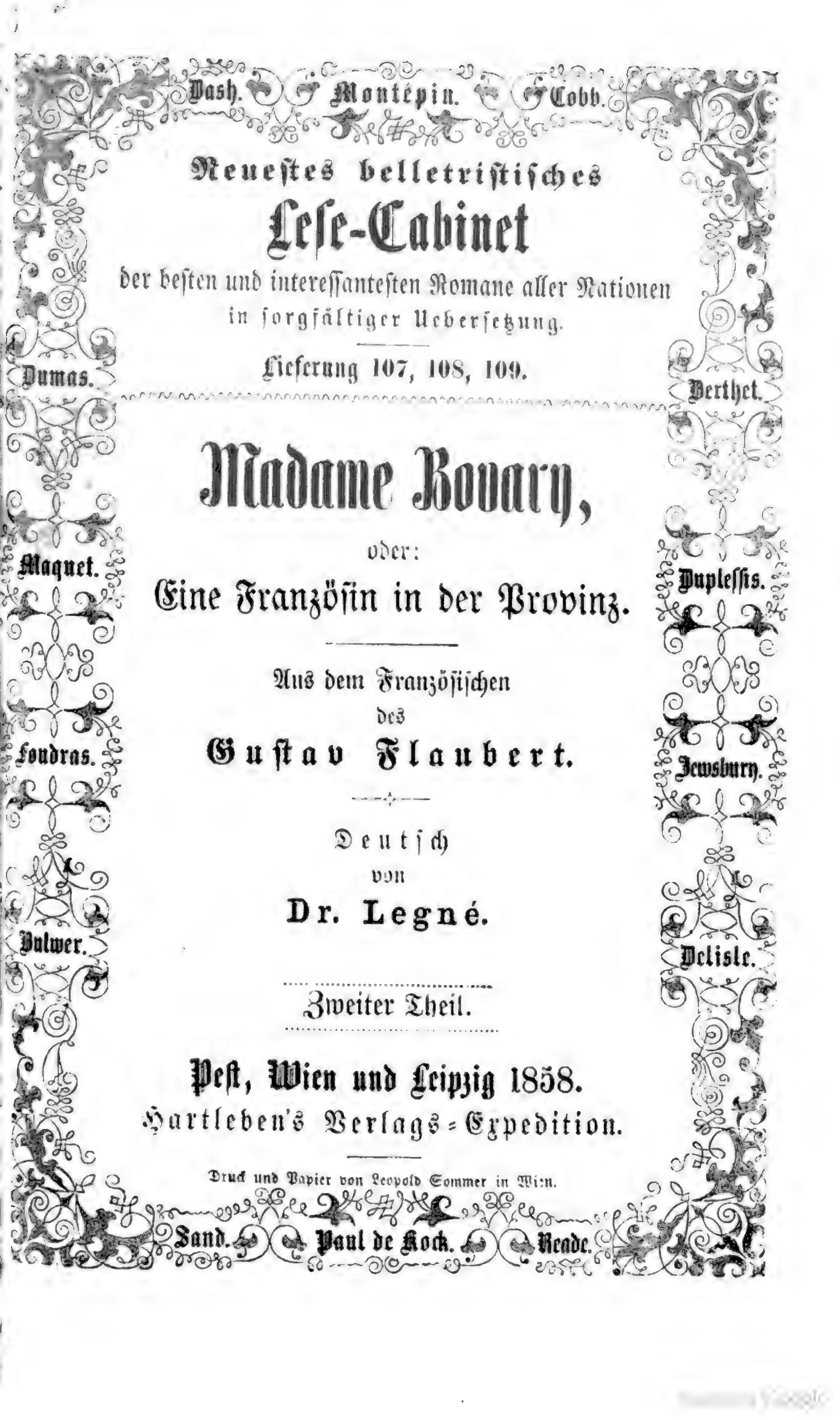
das Mädchen aus dem fünften Stocke.

Von Paul de Kock.

Uebersetzt von Dr. G. F. W. Rödiger.

Vier Theile. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. 2 fl.

Der beliebte Verfasser gibt hier ein Bild aus dem bunten Pariser Leben. Der Schauplatz ist ein großes Vorstadthaus, dessen Bewohner dem Leser bald in humoristischer, bald in rührender Weise vorgeführt werden; der arme, für seinen Beruf begeisterte Schulmeister, dann die geschwätzige Pförtnerin zu ebener Erde; der gutmüthige etwas unbeholfene deutsche Rentier im ersten Stocke; die reizende Tänzerin und der für Musik schwärmende Arzt im zweiten; der Cassabeamte und die beiden heiratslustigen Witwen im dritten; die emeritirte Soubrette und die drei Garçons im vierten; endlich das Mädchen im fünften Stocke, eine räthselhaft anmuthige Erscheinung, welche durch eine Kette von überraschenden Umständen in den ersten Stock kommt, bilden einen heitern, höchst unterhaltenden Roman voll Humor und Leben.



Neuestes belletristisches

Lese-Cabinet

der besten und interessantesten Romane aller Nationen
in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 107, 108, 109.

Madame Bovary,

oder:

Eine Französin in der Provinz.

Aus dem Französischen
des
Gustav Flaubert.

Deutsch
von
Dr. Legné.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Digitized by Google

Madame Bovary,

oder:

Eine Französin in der Provinz.

Aus dem Französischen

des

Gustav Flaubert.

Deutsch

von

Dr. Legné.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

I.

Der nächste Tag war für Emma sehr traurig. Alles schien ihr von einer schwarzen Atmosphäre umgeben zu seyn, die sich wie ein dunkler Schleier auf die Dinge lagerte; wie Winterstürme heulend und pfeifend in die Kreuzgänge eines verlassenen Schlosses eindringen, so senkte sich der Kummer tief in ihre Seele. Es war jener Kummer, den man über Dinge empfindet, die unwiederbringlich verloren sind, jene Erschöpfung, die uns nach einer vollendeten Thatsache überkommt, jener Schmerz endlich, den uns die Unterbrechung jeder gewohnten Bewegung und das plötzliche Aufhören längern Vibrirens bringt.

So wie damals, als sie von Schloß Vaubyessard zurückkehrte und die Melodien der Tanzmusik noch in ihren Ohren vibrirten und summten, so war sie auch jetzt von düsterer Melancholie, von dumpfer Verzweiflung befallen. Leon erschien ihr in der Phantasie größer, schöner, liebenswürdiger; es war, als wenn er sich in seiner Persönlichkeit vervielfältigt hätte und als wenn diese vervielfältigten Persönlichkeiten mit unwiderstehlichem Reize bekleidet seyn würden.

Bei der Erinnerung aber an das Silbergeschirr und die Messer mit den Perlmutterheften auf jenem Schlosse hatte sie

nicht so sehr zusammengezuckt, als wenn sie sich jetzt Leons Lachen und den Glanz seiner weißen Zahnreihen zurückrief. Sie rief sich Gespräche ins Gedächtniß zurück, die melodischer waren und ergreifenderen Wohlklang besaßen, als Flötenspiel und der Gesang gut gespielter Geigen; sie hatte Blicke an ihm beobachtet, die Feuer sprühten wie hellleuchtende Kronleuchter; das Aroma seiner Haare und seines Athems schwellten ihre Brust höher, als es die warme Luft eines Treibhauses und der süße Duft der Magnolien vermochte. Obwohl er von ihr getrennt war, so war ihr doch, als habe er sie gar nicht verlassen; er war noch immer da, die Wände des Hauses schienen seinen Schatten zurückbehalten zu haben. Sie konnte den Blick nicht abwenden von dem Teppich, auf den er den Fuß gesetzt, von den leeren Stühlen, auf denen er gesessen hatte.

Blickte sie zum Fenster hinaus, so sah sie den Fluß, der langsam zwischen den abschüssigen Ufern seine Gewässer rollte. Gar oft hatte sie an seinen Ufern gelustwandelt, dem Rauschen der kleinen Wellchen gehorcht, die mit Moos bedeckten Kiesel betrachtet.

Und dann der schöne, heitere Sonnenschein und wieder die tiefen dunkeln Schatten, deren sie sich an manchem Nachmittage im Garten erfreut hatten. Barhäuptig war er dort auf einem Schämel zu ihren Füßen gesessen und hatte ihr vorgelesen; der kühle, von den Wiesen herüberwehende Wind hatte dann die Seiten des Buches umgeblättert und mit den Blüthen und Blättern an den Wänden der Laube gespielt.

Und jetzt war er fort, er, der Einzige, der einen Reiz in ihr Leben gebracht und die Hoffnung auf die Möglichkeit irgend eines Glückes rege gemacht hatte! Warum hatte sie aber auch das Glück nicht erfaßt, so lange es für sie noch erfaßbar gewesen? Warum hatte sie ihn nicht kniend und mit gefalteten

Händen zurückgehalten, als er entfliehen gewollt? Sie verwünschte sich selbst, weil sie Leon nicht ihre Liebe gegeben; es dürstete sie nach seinen Lippen. Ein tolles Gelüste erfaßte sie, ihm nachzueilen, ihn einzuholen, sich in seine Arme zu werfen, ihm zu sagen: »Ich bin es, ich, die ganz Dir gehören will!«

Vor den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, so verlockend es auch war, bebte sie jedoch zurück; die Unmöglichkeit der Erfüllung ihrer Wünsche fachte deren Glut nur noch mehr an.

Von jenem Momente an wurde die Erinnerung an Leon wie ein Centralpunkt all' ihrer Sehnsucht; sie glich einem Feuer, das von Reisenden auf einer russischen, mit Schnee bedeckten Steppe angezündet und dann verlassen wurde; auf dieses Feuer stürzte sie los, sie kauerte sich an demselben nieder, sie schürte es, damit es nicht erlöschen solle, und suchte ringsumher nach neuem Stoffe, um es zu nähren und zu beleben; ferneliegende Reminiscenzen und noch ganz nahe liegende Anlässe, wirkliche Empfindungen, so wie Schöpfungen ihrer Phantasie, sehnsüchtige Wünsche nach glühenden Umarmungen, Glückspläne, die gleich dürrem Geäste im Wehen des Orkans zerbrachen, ihre freudenlose Enthaltsamkeit, ihre verschwundenen Hoffnungen, ihre Häuslichkeit die sie langweilte, sie raffte Alles auf, nahm Alles zusammen und benutzte Alles, um nur ihre Melancholie zu erhalten und ihr neue Nahrung zu geben.

Die Flamme nahm jedoch nichtsdestoweniger ab, weil es ihr entweder an Stoff fehlte, oder weil dieser in allzugroßen Massen aufgehäuft worden. In Folge der Abwesenheit erlosch die Liebe nach und nach; Gewohnheit wirkte abstumpfend auf ihre Sehnsucht: der Schein jener Brunst, der ihren bleichen

Horizont purpurn färbte, bedeckte sich nach und nach mit dunkeln Schatten und verschwand endlich ganz und gar. Weil die Stimme ihres Gewissens schwach und kaum hörbar geworden, wurde sie auch in der Beurtheilung ihrer eigenen Empfindungen irre; den Widerwillen, den sie gegen den Gatten empfand, nahm sie für ein Hinstreben zu dem Geliebten, die brennende Empfindung des Hasses für ein Wiedererglühen der Zärtlichkeit; da jedoch der Orkan noch immer wehte, da die Leidenschaft sich bis auf die Asche verzehrte und von nirgends her Beistand kam und kein Sonnenstrahl durch das Gewölk dringen wollte, so blieb es finster und schwarz ringsumher, und sie war wie getaucht in Eiseskälte, die ihr Mark und Gebein durchschauerte.

Nun begannen die bösen Tage von Tostes wieder von Neuem. Sie hielt sich jetzt noch für weit unglücklicher, weil sie die Kenntniß des Grames und dabei die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er nie endigen werde.

Eine Frau, die sich so große Opfer auferlegt hatte, durfte sich nach ihrer Meinung wohl auch die Befriedigung mancher Laune erlauben. Sie kaufte sich einen gothisch gearbeiteten Betschämel und verbrauchte in einem einzigen Monat für vierzehn Francs Citronen, um ihre Nägel zu reinigen; sie schrieb nach Rouen, um sich ein Kleid aus blauem Kashemir zu bestellen; sie wählte in der Boutique des Modehändlers l'Heureux die schönsten Schärpen aus und knöpfte sie über ihren Schlafrock um die Taille; in solchem Aufzuge legte sie sich bei geschlossenen Jalousien mit einem Buche in der Hand auf das Canapé und brachte ihre Zeit mit Lesen hin.

Mit der Veränderung ihrer Frisur machte sie sich ebenfalls viel zu schaffen; bald ordnete sie ihr Haar à la Chinoise, bald in hängenden Locken, bald in dick geflochtenen Zöpfen;

dann theilte sie die Haare wieder an der Seite ab und rollte es auf, so daß sie fast wie ein Mann frisirt war.

Sie wollte italienisch lernen und kaufte Wörterbücher. eine Grammatik und sehr viel Papier. Dann verlegte sie sich wieder auf ernste Lectüre, auf Geschichte und Philosophie. Charles fuhr oft des Nachts durch irgend ein Geräusch geweckt plötzlich aus dem Schlaf in die Höhe, glaubte, daß man ihn zu einem Kranken hole und rief aus: »Ich komme schon!« Das Geräusch rührte aber blos vom Reiben eines Zündhölzchens her, das Emma gebraucht hatte, um die Lampe wieder anzuzünden.

Mit ihrer Lectüre hatte es jedoch dasselbe Bewandtniß wie mit den vielen Stickereien, die sie angefangen hatte und die unbeendigt ihren Kasten anfüllten; sie nahm die Dinge nur zur Hand, um sie wieder fahren zu lassen und mit andern zu vertauschen.

Sie hatte mitunter Anfälle, in denen sie der thörichtsten Dinge fähig war. So behauptete sie eines Tages ihrem Manne gegenüber, sie sey im Stande, ein großes Glas Rhum auszutrinken; als er unbesonnener Weise ihr direct widersprach und meinte, sie würde dies nie zu thun im Stande seyn, setzte sie das Glas an den Mund und leerte es bis auf den letzten Tropfen.

Trotz ihres excentrischen Wesens schien sie doch nie heiter zu seyn; ihre Mundwinkel waren beständig in jener Weise zusammengezogen die man an alten Jungfern und an Leuten zu bemerken pflegt, deren Ehrgeiz getäuscht und unbefriedigt geblieben ist. Sie war bleich, beinahe weiß wie eine Marmorstatue und ihre Blicke hatten einen unbestimmten, ganz eigenthümlichen, beinahe unheimlichen Ausdruck. Sie hatte einige

graue Haare an ihren Schläfen bemerkt und sprach seitdem fortwährend von ihrem Alter.

Sie litt öfter an Ohnmachtsgefühlen. Eines Tages spuckte sie sogar Blut, und da Charles ängstliche Besorgnisse äußerte, antwortete sie:

»Pah, das hat ja gar nichts zu sagen!«

Charles aber ging in sein Ordinationscabinet, setzte sich in seinen Lehnstuhl, stützte die Ellbogen auf seinen Schreibtisch, verhüllte sein Angesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Er schrieb sodann an seine Mutter und bat sie zu kommen; sie hatten dann lange Conferenzen über Emma's Befinden.

Wozu sollte man sich entschließen und was beginnen, da sie jede Art von Behandlung hartnäckig ausschlug?

»Ich will Dir sagen,« bemerkte die alte Frau, »was deiner Frau eigentlich noth thut: sie braucht eine tüchtige Beschäftigung, wobei die Körperkräfte ebenfalls in Anspruch genommen werden müssen. Wäre sie, gleich so vielen Andern, ebenfalls genöthigt, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes zu verdienen, so würde sie jene Launen nicht haben, die ihr von den Ideen kommen, die sie sich in den Kopf setzt, und von dem Müßiggange, in dem sie lebt.«

»Sie beschäftigt sich ja,« meinte Charles.

»Sie beschäftigt sich! Womit beschäftigt sie sich denn? Sie liest Romane, schlechte Bücher, die gegen die Religion sind und in denen man sich über die Priester mit Tiraden aus Voltaire's Werken lustig macht. Derlei Dinge, mein armer Sohn, führen jedoch immer abwärts, und wer keine Religion hat, dem geht es zuletzt immer schlecht aus.«

Demnach wurde beschlossen, Emma am Romanlesen zu hindern. Die Aufgabe war jedoch keine leichte. Die gute alte Frau nahm ihre Lösung auf sich; sie wollte bei der Rückfahrt durch Rouen zu dem Leihbibliothekar gehen uud ihm anzeigen, daß Emma das Abonnement aufgebe. Sie meinte sogar, sich mit vollem Rechte an die Polizei wenden zu dürfen, falls der Bücherverleiher sein Geschäft als Seelenvergifter noch weiter fortsetzen würde.

Schwiegermutter und Schwiegertochter nahmen einen sehr kalten Abschied von einander. Sie hatten während der drei Wochen, die sie mit einander gewesen waren, keine drei Worte gewechselt, abgesehen von den Reden und Complimenten, die bei Tische und vor dem Schlafengehen herkömmlicher Weise getauscht wurden.

Madame Bovary Mutter reiste an einem Mittwoch ab, an welchem Tage immer Wochenmarkt in Yonville war.

Schon am frühen Morgen war der große Platz mit Karren überfüllt, deren Deichseln und Gabeln in die Höhe gerichtet waren, nachdem man die Fuhrwerke von der Kirche bis zum Wirthshause möglichst raumersparend längs der Häuser aufgestellt hatte. Außerdem waren Leinwandzelte aufgeschlagen, in denen Baumwollwaaren, Wolldecken und Strümpfe, Pferdehalfter und Bänder von den verschiedensten Farben verkauft wurden. Auf dem Boden waren grobe Quincaillerie-waaren aufgeschichtet, dazwischen Pyramiden aus Eiern und Käslaiben, Dreschmaschinen, Käfige voll gackernder Hühner, die ihre Köpfe durch die Stäbe streckten. Die sich drängende und oft nicht von der Stelle weichende Menge drohte oft die Scheiben an den Kaufläden und namentlich an der Apotheke zu brechen. Diese wurde überhaupt an Mittwochen nie leer von Besuchern; man drängte einander dort weniger, um Me-

dicamente zu kaufen, als um sich daselbst Raths zu erholen; der Ruf des Herrn Homais war in den Nachbardörfern gar zu wohl begründet, und die Sicherheit, mit der er seine Aussprüche fällte, hatte die Landleute bezaubert; in ihren Augen war er der größte aller noch lebenden Aerzte.

Emma schaute zum Fenster hinaus, was zu ihren häufigsten Beschäftigungen gehörte (in der Provinz muß das Fenster die Theater und die Promenaden ersetzen); es amüsirte sie, das Drängen der Landleute zu sehen, als sie einen Herrn bemerkte, der in einen grünen Sammtrock gekleidet war. Er trug gelbe Glacéehandschuhe, dabei aber auch starke Lederkamaschen; er ging direct auf das Haus des Arztes zu; ein Landmann schritt ihm voran, der sehr nachdenklich aussah und den Kopf hängen ließ.

»Kann ich den Herrn sprechen?« fragte er den auf der Schwelle mit Felicité sprechenden Justin.

Er hielt ihn für einen Diener des Hauses und fuhr fort:

»Sagen Sie ihm, Herr Rudolph Boulanger von la Houchette sey da.«

Der Ankömmlung hatte das Wörtchen »von« nicht aus Eitelkeit zu seinem Namen hinzugefügt; er wollte sich blos genauer bezeichnen und kennbar machen. La Houchette war wirklich eine in der Nähe von Yonville gelegene Besitzung, die aus einem Schlosse, zwei Pachthöfen und den dazu gehörenden Grundstücken bestand und die Rudolph gekauft hatte. Er bewohnte das Schloß und bewirthschaftete die Güter selbst, ohne sich jedoch sehr einzuschränken. Er war ja Junggeselle und sein Einkommen betrug dem allgemeinen Vernehmen nach über fünfzehntausend Francs.

Charles trat in den Saal. Rudolph stellte ihm den

Landmann vor, der sich zur Ader lassen wollte, weil er eine Art von Ameisenkriechen über den ganzen Körper verspürte.

Auf alle Einwendungen gegen die Nützlichkeit des Aderlasses entgegnete er:

»Nehmen Sie mir nur eine tüchtige Portion Blut; das reinigt den Körper.«

Bovary ließ eine Aderlaßbinde und ein Becken herbeibringen und ersuchte Justin, ihm zu assistiren. Er wendete sich dann an den Landmann, der bereits erdfahl geworden war, und sagte:

»Fürchten Sie nichts, mein Freund.«

»Oh,« entgegnete der so Angesprochene, »ich fürchte mich gar nie, legen Sie nur Hand an.«

Mit großthuerischem Wesen streckte er seinen dicken Arm aus, gleich nach dem Lanzettestich spritzte das Blut im Bogen hervor und schlug gegen den Spiegel.

»Nähere doch das Gefäß!« rief Charles aus.

»Da sehe Einer einmal,« bemerkte der Landmann, »das Ding springt wie eine kleine Fontaine! Mein Blut ist recht hübsch roth, das ist wohl ein gutes Zeichen!«

»Bisweilen,« versetzte der Arzt, »auch pflegt man im Anfang eines Aderlasses gewöhnlich gar nichts zu empfinden, dann tritt die Ohnmacht ein, namentlich bei kräftig constituirten Männern, wie Sie zum Beispiel sind.«

Als der Bauer diese Worte hörte, ließ er den Stock, den er zwischen den Fingern drehte, fallen, er zuckte mit den Schultern, daß die Stuhllehne krachte; sein Hut folgte dem Stocke nach.

»Dachte ich's doch,« sagte Bovary, indem er den Finger auf die Oeffnung der Ader drückte.

Das Becken, in welchem das Blut aufgefangen worden war, schwankte in den Händen Justins; seine Knie schlugen an einander; er wurde ganz blaß im Gesichte.

»Frau, komm doch her, Frau!« rief Charles.

Sie eilte mit Vogelschnelle die Treppe herab.

»Schaff' Essig herbei,« sagte er; »Du lieber Himmel, da werden gleich Zwei auf einmal ohnmächtig!«

Er war so aufgeregt, daß er kaum den Verband anzulegen vermochte.

»Es hat mit solchen Ohnmachten nichts auf sich,« sagte Rudolph Boulanger ruhigen Tones, »während er den zusammensinkenden Justin in seine Arme nahm.

Er setzte ihn auf einen Tisch und lehnte ihn mit dem Rücken an eine Wand.

Madame Bovary knüpfte dem Ohnmächtigen die Cravate auf; der Hemdkragen des jungen Menschen war mit dem Knoten einer Schnur befestigt; sie brauchte einige Minuten, ehe sie ihn zu lösen vermochte; dann schüttelte sie Essig auf ihr Battistschnupftuch und benetzte die Schläfe des Jünglings damit.

Der Landmann kam zuerst wieder zu sich selbst; Justin war aber noch immer ohnmächtig.

»Man muß,« sagte Charles, »das Blut bei Seite bringen; wenn er die Augen aufschlägt und es wieder erblickt, so wird er neuerdings ohnmächtig.«

Madame Bovary nahm das Becken mit dem Blute weg. Um es unter den Tisch zu stellen mußte sie sich bücken und ihr Kleid (eine gelbe Sommerrobe mit vier Volants, langer Taille und sehr weitem Rocke) breitete sich trichterförmig rings um sie her. Nachdem sie wieder aufgestanden, nahm sie die Wasserflasche zur Hand und machte Zuckerwasser zurecht, als der

Apotheker herbeikam. Die Magd war um ihn gelaufen; als er bemerkte, daß sein Lehrling wieder aus der Ohnmacht erwacht war, holte er tief Athem, ging rings um ihn her, maß ihn mit den Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und sagte:

»Dumpfkopf, junger Dumpfkopf, wegen einer solchen Kleinigkeit, wie ein Aderlaß ist, in Ohnmacht zu fallen! Dabei müssen Sie wissen, daß er sich sonst vor gar nichts fürchtet und wie ein Eichhorn Nüsse aus den Wipfeln der Bäume holt. Deswegen darfst Du Dich aber doch ein andermal nicht rühmen; das sind mir schöne Anlagen zur dereinstigen Ausübung der edlen Apothekerkunst; im Leben eines Apothekers kommen gar oft ernste Anlässe vor, in Folge welcher er vor Gericht gerufen wird, um als Fachmann Rath und Aufschluß zu geben; da heißt es kaltblütig seyn, ruhige Schlüsse ziehen, sich als Mann bekunden, wenn man nicht für einen Esel gehalten seyn will.«

Justin antwortete nicht. Der Apotheker fuhr fort:

»Wer hat Dich überhaupt hierherkommen geheißen? Du belästigst Herrn und Madame Bovary gar zu oft! Außerdem weißt Du, daß ich Dich an Mittwochen immer dringend nöthig brauche. In der Apotheke warten jetzt vielleicht zwanzig Personen und ich habe Alles und Jedes im Stiche gelassen, um nach Dir zu sehen. Jetzt mache, daß Du fortkömmst! Laufe nach der Apotheke und sieh dort zu, daß Niemand etwas beschädigt oder zerbricht.«

Als Justin sich wieder angekleidet hatte und fortgegangen war, sprachen die Zurückgebliebenen eine Weile lang über Ohnmachten. Madame Bovary war nie in ihrem Leben ganz ohnmächtig geworden.

»Das ist wirklich etwas ganz Außerordentliches für eine Dame!« sagte Herr Boulanger. »Es gibt aber auch Leute,

die wieder gar zu zart sind; so habe ich bei einem Duell einen Zeugen ohnmächtig werden gesehen, als er die Hähne an den Pistolen, die man lud, knacken hörte.«

Sie betrachtete ihn voll Bewunderung.

»Was mich anbelangt,« ließ sich der Apotheker vernehmen, »so genirt mich der Anblick fremden Blutes ganz und gar nicht; wenn ich aber nur an die Möglichkeit denke, daß auch das meine fließen könnte, so fühle ich, daß mir die Sinne vergehen würden, wenn ich längere Zeit darüber nachdächte.«

Herr Boulanger schickte den Landmann, der auf seinem Meierhofe diente und sich jetzt wieder gänzlich erholt hatte, mit der Ermahnung fort, sich zu beruhigen, nachdem man ihm doch seinen Willen gethan und zur Ader gelassen hätte.

»Dem Aderlaß,« bemerkte er, »habe ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zu danken.«

Sein Blick war während dieser Worte auf Emma gerichtet.

Dann legte er einige Silberstücke auf die Tischecke, verneigte sich und ging fort.

Er war bald am jenseitigen Ufer des Flusses (es war dies sein Weg, um nach la Houchette zurückzukehren); Emma sah ihn auf der Wiese, wie er zwischen den Pappeln fortging und von Zeit zu Zeit sich langsamen Schrittes bewegte oder gar stehen blieb, gleich Jemanden, der über etwas nachdenkt.

»Sie ist allerliebst,« sagte er zu sich selbst, »ganz allerliebst, die Frau des Arztes. Schöne Zähne, schwarze Augen, einen hübschen Fuß und ein Benehmen, graziös wie das einer Pariserin! Wo er sie nur her haben mag, der dicke Feldscheer!«

Herr Rudolph Boulanger war vierunddreißig Jahre alt, besaß ein etwas brutales Temperament, dabei aber viel Ver-

stand und Beurtheilungskraft; mit Frauen war er viel umgegangen und wußte sie zu behandeln; Emma war ihm sehr hübsch vorgekommen und darum dachte er über sie und ihren Mann nach.

»Ich halte ihn,« sagte er zu sich selbst, »für recht dumm und sie ist seiner gewiß von ganzem Herzen müde. Ein wahrer Landlümmel mit schmutzigen Nägeln und einem Barte der seit drei Tagen nicht rasirt worden ist. Während er bei seinen Kranken herumreitet, hat sie wohl daheim das Vergnügen, ihm die Strümpfe zu stopfen. Ein solches Weibchen muß sich aber dabei langweilen; auch hat sie gewiß Lust in einer großen Stadt zu wohnen und allabendlich Polka zu tanzen. Armes Weibchen! Ich glaube, daß sie sich nach Liebe sehnt, wie ein auf dem Küchentisch liegender Karpfen nach dem frischen Wasser. Meinem Dafürhalten nach bedarf es nur einiger Galanterien, um sie ganz zu erobern; das wäre ein köstlicher Bissen, wenn ich nur gleich wüßte, wie ich ihrer später wieder los und ledig werden soll.

Die Freuden, die er in Emma's Besitz in perspectiver Weise erblickte, ließen ihn an seine Maitresse in Rouen denken. Es war dies eine Schauspielerin daselbst, die ihm viel Geld kostete und deren er bereits ziemlich satt war.

»Madame Bovary,« dachte er, »ist viel jünger nud namentlich viel frischer als sie. Virginie wird wahrhaftig gar zu dick und außerdem hat sie gar so kostspielige Gelüste und kann sich hauptsächlich an Seekrebsen nie satt essen.«

Die Landschaft ringsumher war ganz öde und verlassen. Rudolph hörte nichts, als das Knistern des dürren Grases unter seinen Tritten und das Zirpen der in den Haferfeldern nistenden Heimchen. Ungestört konnte er sich Emma's

Bild zurückrufen, die er im Geiste als eine bereits gesicherte Eroberung betrachtete.

»Sie wird, sie muß einmal mein seyn!« rief er aus, indem er eine Erdscholle mit seinem Stocke zerschlug.

Er war seiner so sehr Meister, daß er sofort einen Angriffsplan entwarf und dessen Chancen berechnete. Er fragte sich:

»Wo werde ich ihr begegnen können? Wie soll ich Zusammenkünfte veranstalten? Für gewöhnlich wird sie wohl ihren kleinen Balg mit sich schleppen und da ist auch das Gefolge dabei, die Bonne, die Nachbarn, der Mann und alles Erdenkliche, was nur immer lästigen Zeitverlust herbeiführen kann. Und Zeit mag ich nicht verlieren!«

Eine Weile später sagte er wieder:

»Augen hat sie, die sich wie Schrauben in das Herz bohren! Und der blasse Teint! — Blasse Frauen sind immer meine Schwäche gewesen.«

Eine Viertelstunde später war sein Entschluß gefaßt; er rief aus:

»Es bleibt dabei; ich werde nach einer Gelegenheit suchen. Ich werde mir öfter Raths bei dem Arzt holen, werde ihnen Wildpret schicken und Geflügel. Es soll mir auf einige Ausgaben mehr oder weniger nicht ankommen; wir werden gute Freunde werden; ich werde sie mir zu Gaste laden. — Ach, da fällt mir etwas bei: die landwirthschaftlichen Versammlungen sind ja vor der Thür; da gibt es Feste, bei denen sie seyn würde und wo ich sie auch sehen werde. Ich werde von vorn herein dreist zu Werke gehen und so sicher zum Ziele gelangen.«

II.

Sie waren nun wirklich herbeigekommen, die famosen landwirthschaftlichen Comitien! Am Tage der Solennität konnte man schon am frühen Morgen die Ortsbewohner sehen, wie sie sich vor den Hausthüren über die festlichen Vorbereitungen besprachen; die Façade der Bürgermeisterei war mit Epheuguirlanden geschmückt; behufs der Abhaltung des eigentlichen Festes war auf der Wiese ein Zelt aufgeschlagen; in Mitten des Platzes vor der Kirche sollte ein Pöller die Ankunft des Herrn Präfecten und die Namen der mit Preisen ausgezeichneten Landwirthe signalisiren. Die Nationalgarde von Luchy (Yonville besaß keine solche Institution) hatte sich zu dem von Binet als Hauptmann commandirten Pompiercorps gesellt; Binet trug an diesem Tage einen Halskragen, der noch höher als der gewöhnliche war; in den engen Waffenrock eingeknöpft, sah er so steif und unbeweglich aus, daß es den Anschein hatte, es sey der ganze Antheil seiner Lebensfähigkeit in seine Beine hinabgesunken, die sich nach dem Tacte in scharf markirender Weise bewegten. Da zwischen ihm und dem Commandanten der Nationalgarde eine Art von Rivalität bestand, so ließ Jeder von ihnen seine Leute besonders manövriren, und so sah man abwechselnd bald die rothen Epaulettes, bald die schwarzen Brustschilder vorüberkommen. Das Ding wollte kein Ende nehmen, da es immer wieder von vorn anfing. Man hatte nie zuvor einen solchen Aufwand an Pomp und Ge-

dränge in Yonville gesehen. In der Voraussicht desselben hatten mehre Bürger schon Tags zuvor ihre Häuser gewaschen; tricolore Fahnen hingen aus den geöffneten Fenstern; alle Gasthäuser waren überfüllt; die weißen Frauenhauben, die goldenen Kreuze und die farbigen Brusttücher schienen bei dem schönen Wetter noch weißer, spiegelnder und greller als sonst zu seyn; ihr buntscheckiges Aussehen machte einen angenehmen Eindruck in der düstern Eintönigkeit der blauen Ueberröcke und Blousen. Die Bäuerinnen aus der Umgegend zogen, als sie vom Pferde stiegen, die starken Nadeln aus ihren Röcken, die beim Reiten, um nicht beschmutzt zu werden, zusammengesteckt gewesen waren; ihre Männer behielten aus ähnlichem Grunde die Schnupftücher, die sie über ihre Hüte gezogen hatten, auf denselben.

Die Menge strömte von den zwei entgegengesetzten Enden des Dorfes herbei; auch aus den Gäßchen und Hausthoren kamen Zuflüsse und von Zeit zu Zeit hörte man hinter den Frauen, die ausgingen, um auch der Herrlichkeiten des Festes ansichtig zu werden, die Thüren, deren Klinken heute von Händen, die mit gewirkten Handschuhen bekleidet waren, ins Schloß fallen. Am meisten bewunderte man die Illuminationsvorrichtungen längs einer Estrade, die für die Honoratioren bestimmt war; außer dem hatte man noch vor der Bürgermeisterei vier hölzerne Säulen errichtet und diese mit Fähnchen und Inschriften geschmückt, auf denen zu lesen war: »Dem Handel! dem Ackerbau! der Industrie! den schönen Künsten!«

Die allgemeine und auf allen Angesichtern sich kundgebende Freude schien jedoch auf die Krone aller Gastwirthinnen des Ortes, auf Madame Lefrançois, niederdrückend zu

wirken. Aufrecht auf den Stufen ihrer Treppe stehend murmelte sie vor sich hin:

»Was das für Albernheiten mit der Leinwandbarake sind! Glauben sie vielleicht, es werde dem Präfecten Vergnügen machen, unter einem Zelte nach Art eines herumziehenden Gauklers zu speisen? Und mit all' den Umständen und all' dem Krimskrams glauben sie etwas für das Beste des Landes zu thun! Das war wahrhaftig nicht der Mühe werth, erst einen Extrakoch aus Neufchatel kommen zu lassen! Für wen denn eigentlich? Für Viehtreiber und für Leute, die ihre Promenaden in Holzschuhen machen!«

Nun kam auch der Apotheker vorüber. Er trug einen schwarzen Frack, Nankinbeinkleider, Filzschuhe und ausnahmsweise einen Hut, dessen Krone sehr niedrig war.

»Gehorsamer Diener!« sagte er; »entschuldigen Sie mich einstweilen, wenn ich mich nicht aufhalte, ich habe gar so viel zu thun.«

Die dicke Witwe fragte ihn nichtsdestoweniger, wohin er denn eigentlich ginge; er entgegnete:

»Es kömmt Ihnen wohl komisch vor, daß Sie mich so herumlaufen sehen, mich, der immer noch mehr in seinem Laboratorium steckt, als jene Maus in ihrem Käse.«

»Was für einem Käse?« fragte die Wirthin.

»Ach, ich habe ja nur figürlich gesprochen und Ihnen ausdrücken wollen, daß ich für gewöhnlich immer zu Hause bleibe; heute aber und in Anbetracht der ganz besonderen Umstände muß ich wohl auch —«

»Ach,« rief sie mit geringschätziger Miene, »Sie gehen auch dorthin?«

»Ja wohl, freilich gehe ich dorthin,« entgegnete der

ganz verwunderte Apotheker. »Bin ich denn nicht Mitglied der berathenden Commission?«

Die Wirthin fixirte ihn einige Augenblicke, und antwortete dann lächelnd:

»Das ist nun freilich etwas Anderes! Aber was kümmert Sie denn die Landwirthschaft? Verstehen Sie denn etwas davon?«

»Freilich verstehe ich sie, weil ich Apotheker bin. Apotheker will aber so viel sagen als Chemiker, und die Chemie, Madame Lefrançois, hat die gegenseitige Molecularwirkung aller Körper der Natur zum Gegenstande, woraus folgt, daß sich die Agricultur ebenfalls im Bereiche ihres Gebietes befindet. Was wäre in der That die Zusammensetzung des Düngers, die Gährung der Flüssigkeiten, die Analyse der Gase und der Einfluß der Miasmen, was wäre dies Alles sonst, als pure Chemie und Prozesse, die zu ihr gehören?«

Die Wirthin antwortete nicht; Homais fuhr fort:

»Glauben Sie etwa, daß man selbst ackern oder Federvieh auffüttern müsse, um ein Agronom zu seyn? Dazu sind vielmehr ganz andere Dinge nöthig. Man muß die Zusammensetzung der Substanzen kennen, um die es sich handelt, die geologischen Erdschichten, die Einwirkung der Atmosphäre, die Beschaffenheit des Bodens, der Mineralien, der Gewässer, die Dichtigkeit der verschiedenen Körper, ihre Capillarität und noch eine Menge andere Dinge, die ich Ihnen jetzt nicht alle aufzuzählen im Stande bin. Man muß ferner die Grundsätze der Gesundheitslehre im kleinen Finger haben, um den Bau von Wirthschaftsgebäuden, die Aufzucht der Hausthiere, die Ernährung des Dienstpersonales gehörig lenken, leiten und überwachen zu können. Ferner, Madame Lefrançois, ferner muß man auch Botaniker seyn, muß die

Pflanzen kennen und die schädlichen von den unschädlichen, die productiven von den nicht productiven zu unterscheiden im Stande seyn; man muß bestimmen können, wo gesäet und wo gejätet, wo fortgepflanzt und wo ausgerottet werden soll; mit Einem Worte, man muß sich mit den beständigen Fortschritten der Wissenschaft durch das Lesen von Broschüren und Zeitungen vertraut machen, muß immer sattelfest seyn, um auf alle Verbesserungen aufmerksam zu machen —«

Die Wirthin ließ die Thüre des »Café français« keinen Augenblick aus den Augen, während der Apotheker fortfuhr:

»Wollte Gott, unsere Landwirthe wären auch Chemiker oder hörten wenigstens mehr auf die Rathschläge der Wissenschaft! Aus diesem Grunde habe ich erst kürzlich eine starke Broschüre von mehr als zweiundsiebenzig Seiten geschrieben; sie führt den Titel: »Ueber den Cider, dessen Erzeugung und Wirkung; neue Reflexionen über diesen so hochwichtigen Gegenstand.« Ich habe die Abhandlung der agronomischen Gesellschaft von Rouen eingeschickt, was mich sogar der Ehre theilhaftig gemacht hat, in dieselbe als Mitglied und zwar in die Agricultur-Section, Classe für Obstbaumzucht, aufgenommen zu werden; würde nun meine Arbeit in die Oeffentlichkeit durch die Druckerpresse gelangen, so —«

Der Apotheker bemerkte endlich, daß Madame Lefrançois nicht auf ihn hörte, und hielt mitten im Reden inne.

»Schauen Sie nur einmal,« sagte sie, »wie es in der Garküche dort zugeht, die sie »Café français« nennen!«

Achselzuckend zeigte sie bei diesen Worten auf das Local ihres Riwalen, aus welchem eben der laute Schall lustiger Lieder vernommen wurde.

*

»Uebrigens,« fügte sie hinzu, »wird die Herrlichkeit dort nicht lange dauern; ehe acht Tage vergehen, ist Alles vorüber und aus mit ihm.«

Voll Erstaunen trat Homais einen Schritt zurück; sie näherte sich ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

»Wissen Sie denn das nicht? Es wird ja noch im Laufe dieser Woche Alles bei ihm mit Beschlag belegt werden; der Krämer l'Heureux läßt ihn pfänden. Er hat ihn ganz in seinen Klauen.«

»Das ist wirklich eine ganz erschütternde Katastrophe,« rief der Apotheker, der für jeden Anlaß stets hochtrabende Worte fand. Die Wirthin erzählte ihm nun die ganze Geschichte sehr ausführlich und umständlich; sie hatte sie von Theodor, dem Diener des Herrn Guillaumin, und obwohl sie Tellier, ihren Rivalen, verabscheute, so war sie doch auch in ihrem Urtheil über l'Heureux sehr strenge und nannte ihn eine hinterlistige Wucherseele.

»Sehen Sie einmal,« sagte sie, »er geht dort in der Markthalle und grüßt Madame Bovary, die einen grünen Hut trägt und Herrn Rudolph Boulanger gar den Arm gibt.«

»Richtig!« entgegnete der Apotheker, »dort ist Bovary. Ich eile, um ihr mein Compliment zu machen. Sie hegt vielleicht den Wunsch, einen bessern Platz innerhalb der Umfriedung für die Honoratioren zu bekommen.

Ohne nun seinerseits auf Madame Lefrançois hören zu wollen, die ihn zurückrief, um ihm die Sache noch ausführlicher zu erzählen, entfernte sich der Apotheker raschen Schrittes, mit graziösem Lächeln, nach rechts und links fortwährend grüßend und einen bedeutenden Raum mit den breiten, im Winde flatternden Schößen seines schwarzen Frackes einnehmend.

Als Rudolph seiner von Weitem ansichtig wurde, fing er an schneller zu gehen; Madame Bovary verlor jedoch den Athem, er mußte einen langsamen Schritt einschlagen und sagte mit brutalem Lächeln:

»Ich habe nur dem dicken Menschen dort aus dem Wege kommen wollen Sie wissen ja, dem Apotheker.«

Sie stieß ihn mit dem Ellbogen an.

»Was sie damit wohl meinen mag?« sagte er zu sich selbst und blickte sie während des Gehens verstohlen an.

Aus ihrem Angesicht sprach so tiefe Ruhe, daß sich durchaus nichts errathen oder ermitteln ließ; der Hut mit den blassen Rosabändern, der es einrahmte, ließ ihr ganz allerliebst. Die Augen waren von den langen seidenen Wimpern halb verschleiert, die sonst bleichen Wangen waren heute sanft roth gefärbt, eine Färbung, die sich auch den fast durchsichtigen Nasenflügeln mitgetheilt hatte. Sie trug den Kopf ein wenig nach links gesenkt und durch die Spalte der halbgeöffneten Lippen schimmerte das Perlmutterweiß der kleinen Zähne.

»Macht sie sich vielleicht lustig über mich?« dachte Rudolph. Emma's Geberde war übrigens nur eine Mahnung gewesen, daß sie von l'Heureux begleitet wurden, der sie von Zeit zu Zeit ansprach und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen suchte.

»Prachtvolles Wetter heute!« sagte er unter Anderen; »alle Welt ist auf der Gasse; auch haben wir Ostwind.«

Weder Madame Bovary, noch Rudolph antwortete ihm, obwohl er sich ihnen jeden Augenblick näherte, die Hand an den Hut legte und fragte:

»Was beliebt?«

Als sie vor dem Hause des Dorfschmieds angekommen waren, schlug Rudolph, anstatt die große Straße weiter zu ver-

folgen, plötzlich einen Seitenweg ein, zog Madame Bovary mit sich fort und rief:

»Guten Tag, Herr l'Heureux! Auf Wiedersehen!«

»Sie sind seiner recht ungenirt losgeworden,« sagte sie lachenden Tones.

»Warum,« entgegnete er, »sollte ich mich denn von Lästigen stören lassen, da mir heute das Glück Ihrer Gesellschaft zu Theil geworden?«

Emma erröthete. Er vollendete den begonnenen Satz nicht, sondern sprach vom Wetter und vom Vergnügen, im Grünen spaziren gehen zu können. Als er einige Gänseblümchen am Boden bemerkte, sagte er:

»Da wächst Stoff zu Orakeln für alle Verliebten im ganzen Lande. Ich hätte große Lust, auch einige Fragen an die Zauberblumen zu richten.«

»Sind Sie denn verliebt?« fragte sie und konnte dabei ein leises Hüsteln nicht unterdrücken.

»Vielleicht!« lautete seine Antwort.

Die Wiese füllte sich mit Menschen; Bäuerinnen mit großen Regenschirmen, Körben voll Eßwaaren und zahlreichen Kindern versperrten häufig den Weg. Auch mußte man öfter langen Reihen von Dirnen ausweichen, Mägden in blauen Strümpfen, groben Schuhen und silbernen Ringen, nach Milch und dem Stalle riechend. Sie hielten einander an den Händen und breiteten sich so über die ganze Länge der Wiese aus, von den Espenbäumen an bis zum Zelte, in welchem das Bankett gehalten werden sollte.

Der Moment, in dem die Preisbewerbung beginnen sollte, war jedoch herangekommen, schaarenweise zogen die Landleute in den von einer Umfriedung umgebenen Raum;

die Umfriedung bestand aus einem an Stangen gespannten Strick.

Dort standen die Thiere, die Köpfe gegen die Stricke gekehrt, die ungleich hohen Croupen nach dem inneren Raum des Kreises gewendet. Schlafende Schweine hatten ihre Rüssel in den Boden eingewühlt, Kälber brüllten, Schafe blöckten, Kühe lagen langsam wiederkäuend am Boden und zwickerten mit den schweren Augenlidern, wenn ihnen die summenden Bremsen allzunahe kamen. Fuhrleute mit entblößten Armen hielten Hengste an den Halftern fest; die Thiere bäumten sich, weil Stuten in ihrer Nähe wieherten; die Stuten aber blieben ganz ruhig, streckten ihre Köpfe vor und ließen die Mähnen hängen, während ihre Füllen sich im Schatten ausruhten oder auch bisweilen an den Zitzen ihrer Mütter saugten; wellenförmig bewegten sich die Massen hin und her; aus ihrer Mitte gewahrte man bisweilen eine weiße Mähne wehen, spitzige Hörner emporragen, Köpfe von hin und herlaufenden Menschen sich bewegen. Abseits und hundert Schritte von den andern Thieren entfernt stand ein großer, schwarzer Stier mit einem Maulkorbe; auch durch die Nase hatte man ihm einen ehernen Ring gezogen und er stand unbeweglich wie aus Erz gegossen da. Ein zerlumpter Bauernknabe hielt ihn am Stricke fest.

Zwischen den Doppelreihen der Thiere bewegten sich gemessenen Schrittes einige Herren, die jedes Stück prüfend betrachteten und sich dann mit leiser Stimme beriethen.

Einer von ihnen, welcher der ansehnlichste zu seyn schien, schrieb im Gehen einige Notizen in sein Album. Dieser Herr war der Präsident der Jury, Herr Derozerays de la Pampille. Als er Rudolphs ansichtig wurde, schritt er rasch auf ihn zu und sagte mit möglichst freundlichem Lächeln:

»Wie, Herr Boulanger, Sie verlassen uns?«

Rudolph versicherte, daß er dem Feste beiwohnen werde. Als aber der Präsident den Rücken zugewendet hatte, sagte er:

»Ich werde es wahrhaftig nicht thun; Ihre Gesellschaft ziehe ich jeder andern vor.«

Er machte sich lustig über die ganze Ausstellung, zeigte aber, um ungehinderter herumgehen zu können, den wachhabenden Gendarmen die blaue Karte, die ihn als Jury-Mitglied bezeichnete; er blieb sogar vor manchem schönern Stücke stehen, obwohl Madame Bovary die von ihm geäußerte Bewunderung durchaus nicht theilte. Er bemerkte es und erging sich nur in Scherzen über die Toilette der Damen von Yonville; dann entschuldigte er die Nachlässigkeit der eigenen Toilette.

In derselben begegnete man einer unzusammenhängenden Zusammenstellung von gemeinen und ausgewählten Sachen, in der gewöhnliche Menschen die Kundgebung einer excentrischen Existenz, Unordnungen der Empfindungssphäre, Tyrannei der Kunst und vorzugsweise eine gewisse Geringschätzung des socialen Herkommens erblicken, durch die sie sich bald angezogen, bald wieder abgestoßen fühlen. So hatte sein Battisthemd sorgfältig gefältelte Manschetten, war aber an der Brust ganz zerknittert; die Jacke war aus grauem Zwilch, das Beinkleid mit breiten Streifen versehen; es ließ an den Knöcheln schon die Nankinghalbstiefel sehen. Sie waren mit Lackleder besetzt, das so glänzte, daß sich das Gras darin spiegelte. Rücksichtslos trat er damit in den Pferdemist; eine Hand hielt er in der Tasche seiner Jacke, den Strohhut hatte er schief nach der Seite gesetzt.

»Uebrigens,« fügte er hinzu, »wenn man das Land bewohnt —«

»Ist jede Toilettemühe verloren,« sagte Einer.

»Wohl wahr!« versetzte Rudolph. »Man muß nur bedenken, daß keiner der wackern Leute auch nur den Schnitt eines Kleides zu beurtheilen im Stande ist.«

Sie sprachen nun von der in der Provinz herrschenden Mittelmäßigkeit, von den Existenzen, die durch diese erstickt, von den Illusionen, die durch sie verloren gingen.

»Ich fühle auch,« sagte Rudolph, »daß ich in einen Grad von Traurigkeit versinke —«

»Sie?« rief sie voll Erstaunen aus; »und ich glaubte, daß Sie sehr heiter seyen.«

»Dem Anscheine nach wohl, weil ich vor der Welt mein Angesicht mit einer spöttischen Maske bedecke; wie oft habe ich mich im Mondschein Angesichts eines Kirchhofes gefragt, ob ich nicht wohl daran thun würde, zu Jenen zu gehen, die dort unter der Erddecke schlummern.«

»Da denken Sie wohl nicht an Ihre Freunde, wenn Sie solchen Gedanken nachhängen.«

»Meine Freunde? Wer wären denn die? Habe ich denn welche? Wer kümmert sich denn um mich?«

Bei diesen letzten Worten ließ er ein ganz eigenthümliches Zischen zwischen den Lippen hören.

Jetzt mußten sie sich von einander trennen; ein Mann mußte nemlich zwischen ihnen durch, der mit einer Unzahl von Stühlen belastet war. Er war so bepackt, daß man nur die Spitze seiner Holzschuhe und die Enden seiner ausgestreckten Arme bemerkte. Es war dies Lestiboudois, der Todtengräber, der die Stühle aus der Kirche genommen hatte,

um sie jetzt der Menge zu Sitzplätzen zu vermiethen. Stets auf seinen Vortheil bedacht, hatte er dieses Mittel ersonnen, um Nutzen aus den Comitien zu ziehen, der Gedanke war ein glücklicher; die Sitze fanden reißenden Absatz. Die Bauern, denen warm geworden war, machten einander die Stühle streitig, deren Stroh nach Weihrauch roch; sie lehnten sich an die hohen wachsbeträufelten Lehnen und fühlten dabei eine Art von Andacht.

Madame Bovary konnte nun wieder Rudolphs Arm nehmen; er fuhr wie im Selbstgespräch zu reden fort:

»O! mir hat immer sehr viel gefehlt! Ich bin immer allein gewesen! Hätte ich einen Zweck im Leben gehabt, wäre mir je Liebe in meiner Existenz entgegengekommen, würde ich Jemanden gefunden haben — o, ich hätte alle Energie, deren ich nur irgend fähig bin, zur Wirksamkeit gebracht, ich würde Alles besiegt, Alles vor mir niedergeschmettert haben.«

»Ich sollte doch meinen,« sagte Emma, »daß Sie nicht sehr zu beklagen sind.«

»Meinen Sie wirklich?« entgegnete Rudolph.

»Freilich. Sie sind ja frei — sind reich.«

»Sie dürfen meiner nicht so spotten,« antwortete er.

Sie schwor, daß sie nicht spottete, als plötzlich ein Böllerschuß erdröhnte; Alles drängte sich in wirrem Durcheinander dem Dorfe zu.

Es war nur ein falscher Allarm gewesen. Der Herr Präfect war noch immer nicht angekommen und die Mitglieder der Jury waren in großer Verlegenheit; sie wußten nicht, ob sie die Sitzung eröffnen oder noch warten sollten.

Endlich wurde ein großer Landauwagen, der sichtlich keine Equipage, sondern gemiethet war, in der Ferne sichtbar;

zwei magere Pferde waren vorgespannt, die ein Kutscher, dessen Haupt mit einem weißen Hute geschmückt war, aus Leibeskräften peitschte. Binet hatte kaum mehr Zeit, seine Leute unter die Waffen zu rufen; der Oberst that dasselbe. Man eilte zu den in Pyramiden zusammengestellten Gewehren, griff in der Hast nach fremden Waffen, um überhaupt irgend etwas schultern und sich in Reih und Glied stellen zu können. In der Equipage des Präfecten schien man diese Verlegenheit zu errathen; die beiden Mähren bewegten sich in einer Art Schaukeltrab langsam vorwärts und kamen vor der Bürgermeisterei gerade in dem Augenblicke an, in welchem die Nationalgarde und die Pompiers daselbst aufmarschirten.

»In die Balance!« commandirte Binet.

»Halt! Man wird links deployiren!« lautete das Commando des Obersten.

Es wurde präsentirt, wobei die in ungleichem Tempo angeschlagenen Flinten gleich einem über eine Treppe herabpolternden Kupfergeschirr rasselten; dann hieß es: Gewehr bei Fuß!

Nun stieg ein Mann in silbergesticktem Frack aus dem Wagen; sein Vorderhaupt war ganz kahl, das Hinterhaupt mit einem Toupet geschmückt, der Teint fahl, das ganze Aussehen ungemein gutmüthig. Seine weit aus den Höhlen vorstehenden Augen, wahre Kalbsaugen, waren von buschigen Brauen überschattet; er drückte sie halb zu, um die Menge besser überschauen zu können; gleichzeitig richtete er die spitze Nase in die Höhe und lächelte in so graziöser Weise, als es ihm nur überhaupt möglich war. Er erkannte den Maire an seiner Schärpe und setzte ihm auseinander, wie der Herr Präfect am Kommen verhindert sey. Er selbst sey Präfecturrath; er fügte noch einige Entschuldigungen hinzu. Tuvache,

so hieß der Maire, erschöpfte sich in Höflichkeiten; der Andere versicherte, daß er ganz verwirrt sey; so blieben sie stehen, Angesicht zu Angesicht, ihre Stirnen berührten einander fast, ringsumher waren sie von den Mitgliedern der Jury, der Municipalität, den Notabilitäten, der Nationalgarde und der Menge umgeben. Der Herr Rath drückte seinen kleinen dreispitzigen Hut an die Brust, wiederholte seine Complimente, während der wie ein Bogen gekrümmte Tuvache ebenfalls lächelte, stammelte, nach Phrasen haschte, von seiner Ergebenheit für die Regierung und von der Ehre sprach, die heute Yonville erzeugt wurde.

Der Stallknecht vom Wirthshause nahm die Pferde des Kutschers beim Zügel; er hatte einen Plattfuß und hinkte, als er die Thiere in das Gasthaus »zum goldenen Löwen« führte, wo auch der Wagen stand, den die Bauern umringten und nicht genug bewundern konnten. Die Trommeln wurden gerührt, die Pöller donnerten und die Herren von der Jury setzten sich nun auf die Estrade in Lehnstühlen, die mit geschornem Sammt überzogen und von der würdigen Frau des Maire hergeliehen worden waren.

Diese Leute sahen beinahe alle einander sehr ähnlich. Ihre schlaffen blondhaarigen Gesichter, die ein wenig von der Sonne verbrannt waren, hatten die Farbe des Obstweines; ihre buschigen Backenbärte ragten über steife Vatermörder; die Halsbinden waren sämmtlich weiß, die Schleifen möglichst auffallend geknüpft. Sämmtliche Gilets waren aus Sammt und shawlartig geschnitten; von sämmtlichen Uhren hingen Ketten mit Carneolpetschaften herab; alle stemmten die Hände auf beide Schenkel und spreizten die Beine auseinander; diese staken in Beinkleidern aus ungeschornem Tuche, das beinahe eben so wie die gefirnißten Stiefel glänzte.

Die Damen der Gesellschaft standen in der Halle der Bürgermeisterei zwischen den Säulen, während die große Menge auf dem freien Platze ringsumher stand oder saß. Lestiboudois hatte nemlich die auf der Wiese überflüssig gewordenen Stühle hierhergebracht, er brachte sogar jeden Angenblick neue, die er aus der Kirche herbeiholte; er häufte seine Waare dergestalt an, daß man nur mehr mit großer Mühe zu der kleinen Treppe der Estrade gelangen konnte.

»Ich finde,« sagte Herr l'Heureux, an den Apotheker gewendet, der vorüberkam, um sich auf seinen Platz zu begeben, »daß man hier zwei venetianische Mastbäume hätte aufpflanzen sollen; diese hätten dann mit einigen Kleinigkeiten, theils im ernsten, theils im reichen Styl aufgeputzt werden müssen, was eine sehr hübsche Wirkung gemacht haben würde.«

„Sie haben Recht,« antwortete Homais. »Wissen Sie aber, wer Schuld ist, daß dies nicht geschehen? Der Herr Maire, der Alles auf seine Schultern genommen hat. Der gute Tuvache hat aber nicht viel Geschmack und das, was man Kunstgeist nennt, ist ihm völlig fremd.«

Rudolph war mittlerweile mit Madame Bovary in den ersten Stock der Bürgermeisterei, in den sogenannten Berathungssaal hinaufgestiegen; da dieser leer war, erklärte er, man würde hier das Schauspiel viel bequemer und anmuthiger genießen können. Von dem ovalen Tisch, auf welchem die Büste des Monarchen stand, nahm er zwei niedere Stühle weg und stellte sie ans Fenster. Sie setzten sich neben einander.

Auf der Estrade kam es nnn zu längerem Flüstern und Hin- und Herreden. Endlich erhob sich der Herr Präfecturrath von seinem Sitze. Man wußte nun, daß er Lieuvain hieß; der Name circulirte von Mund zu Mund in Mitten der Menge.

Der vornehme Gast blickte auf einige Blätter, die er vor sich liegen hatte, blickte sie flüchtig durch und begann dann folgendermaßen:

»Meine Herren!«

»Möge es mir, ehe ich von dem Gegenstande, der unsere heutige Zusammenkunft veranlaßt hat, zu sprechen anfange, gestattet seyn, Ihren Gefühlen und Gesinnungen zu entsprechen, indem ich der Präfecturverwaltung, der Regierung überhaupt und vor Allem dem Monarchen Gerechtigkeit widerfahren lasse, dem Monarchen, unserem Souverän, dem geliebten König, dem kein Zweig des öffentlichen oder Privatwohls gleichgiltig ist, der mit fester Hand das Staatsschiff durch die unablässigen Gefahren eines sturmbewegten Meeres lenkt und im Frieden wie im Kriege den Gewerbfleiß, den Handel, den Ackerbau und die schönen Künste zu Ruhm und Ehren zu bringen weiß.«

»Ich sollte mich wohl,« meinte Rudolph »ein wenig vom Fenster entfernen.«

»Warum?« sagte Emma.

In diesem Augenblick ließ sich jedoch die Stimme des Präfecturrathes stärker als zuvor vernehmen. Er declamirte:

»Vorüber, meine Herren, ist die Zeit, in welcher Zwietracht zwischen Bürgern unsere öffentlichen Plätze mit Blut bespritzte, in welcher der Grundbesitzer, der Kaufmann, selbst der Arbeiter, wenn er sich am Abend der Ruhe des erquickenden Schlafes hingeben wollte, zittern mußte, plötzlich vom Schalle der Sturmglocke aufgeweckt werden zu können, eine Zeit, in der Umsturzmaximen die Grundlagen jeder gesellschaftlichen Existenz unterminirten.«

»Man könnte mich doch von unten sehen,« meinte

Rudolph; »ich hätte dann vierzehn Tage lang nichts als Entschuldigungen zu machen und bei meinem schlechten Ruf —«

»Sie verleumden sich selbst,« sagte Emma.

»Nein, nein, mein Ruf ist abscheulich, darauf kann ich Ihnen einen Eid ablegen.«

»Aber, meine Herren,« fuhr der Rath fort, »wenn ich meinen Geist von diesen düstern Bildern abwende und die Blicke auf die gegenwärtige Lage unseres schönen Vaterlandes richte, so sehe ich, daß Handel und Künste überall blühen, daß dem Verkehr überall neue Wege gleich eben so viel neuen Arterien im Staatskörper eröffnet werden; die großen Centralpunkte unserer Fabrikation haben ihre Thätigkeit wieder aufgenommen, die Religion ist in Aller Herzen neu befestigt worden, in unsern Hafen drängen sich die Schiffe, das Vertrauen erwacht von Neuem und Frankreich athmet erleichtert tief auf. — Uebrigens« fügte Rudolph hinzu, »hat die Welt von ihrem Standpunkte aus vielleicht Recht.«

»Wie so?« fragte sie.

»Wissen Sie denn nicht,« antwortete er, »daß es Gemüther gibt, die nie zur Ruhe kommen, die abwechselnd des träumerischen Sinnens und des kräftigen Wirkens der reinsten Leidenschaften und der ungezügeltsten Genüsse bedürfen und die darum jedes phantastischen Schrittes, jeder Thorheit fähig sind«.

Sie betrachtete ihn, wie man etwa einen Reisenden betrachtet, der sich in den abenteuerlichsten Ländern herumgetrieben hat, und fuhr dann fort:

»Uns armen Frauen sind nicht einmal solche Zerstreuungen gegönnt.«

»Die Zerstreuungen haben keinen sonderlichen Werth da sie nie eigentliches Glück gewähren.«

»Findet sich denn dieses irgendwo?« fragte sie.

»Ja wohl, man begegnet ihm denn doch bisweilen,« antwortete er.

»Ihnen,« ließ sich wieder der Rath vernehmen, »ist dies Alles klar geworden. Sie, die Oeconomie und Bearbeitung des Bodens, Sie, die auf dem friedlichen Wege der Agricultur die große Aufgabe der Civilisation fördern, Sie, die Männer des Fortschritts und der Moralität, Sie haben es eingesehen, sage ich, daß die politischen Stürme noch furchtbarer sind als die Ungewitter im Bereich der Atmosphäre —«

»Man begegnet ihm bisweilen,« wiederholte Rudolph, »oft ganz plötzlich, wenn man sich dessen am wenigsten versah und ganz daran verzweifelte. Dann öffnet sich der Horizont und eine Stimme scheint uns zuzurufen: »Hier ist es!« Dem Menschen, der uns in solcher Zeit entgegentritt, wollen wir dann unser Innerstes und Geheimstes offenbaren, ihm Alles und Jedes geben, Alles und Jedes zum Opfer bringen. Ihm gegenüber sprechen wir uns nicht aus, denn man erräth sich gegenseitig, da man sich in frühern Träumen bereits kennen gelernt hat.« — Er fixirte sie bei diesen Worten und fuhr dann fort: »Wir haben ihn endlich, den lang gesuchten Schatz, er leuchtet, funkelt und glüht vor unsern Augen. Und doch zweifelt man noch daran und wagt noch nicht an seine Wirklichkeit zu glauben; man ist wie verblendet, denn man ist aus dichter Finsterniß plötzlich zu hellem, blendendem Lichte übergegangen.«

Rudolph begleitete diese letzten Worte mit einer sehr ausdrucksvollen Pantomime. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, gleich einem Menschen, der schwindlich geworden, dann ließ er seine Hand auf die Emma's fallen. Sie zog die ihre zurück. Der Rath setzte die Vorlesung seiner Rede fort:

»Wen könnte dies auch Wunder nehmen, meine Herren? Gewiß nur Jenen, der so verblendet, so sehr (ich nehme keinen Anstand, den Ausdruck zu gebrauchen) in die Vorurtheile einer früheren Zeit versunken ist, daß er den Geist, der in unserer jetzigen landwirthschaftlichen Bevölkerung wirket und strebet, mißachtet und verkennt. Wo in der That, wo fände man mehr Patriotismus, als auf dem flachen Lande, wo mehr Hingebung für das allgemeine Interesse, wo mit einem Worte mehr Intelligenz? Und mit diesem Worte, meine Herren, mit diesem Worte will ich nicht jene oberflächliche Intelligenz gemeint haben, die nur zum eitlen Schmucke hohler Geister dient, sondern jene gemäßigte, tief eingreifende Intelligenz, die es sich vor Allem zur Aufgabe macht, nützliche Zwecke anzustreben, die dergestalt zum allgemeinen Wohle beiträgt, die gemeinsame Verbesserung und die Unterstützung des Staates fördert, weil sie eine Frucht der Ehrfurcht vor den Gesetzen und der Ausübung der Pflichten ist.«

»Da muß ich nun wieder von Pflichten reden hören,« sagte Rudolph. »Das Wort kann mich meilenweit treiben. Altersschwache Männer, die Flanell auf der bloßen Haut tragen, betagte Matronen, die Wärmpfannen als Fußschämel brauchen und die Krücke nie aus den Händen lassen, singen uns fortwährend von Pflichten und wieder von Pflichten vor. Ich aber fasse die Pflicht anders auf; ich sage, es ist Pflicht, alles Große zu fühlen, alles Schöne zu lieben, nicht aber sich dem zu fügen, was blos sociales Herkommen ist und uns dabei tausend Schändlichkeiten aufzwingt.«

»Man sollte jedoch meinen —« fiel Madame Bovary ein —

»Nichts, nichts kann gegen meine Behauptung gemeint

werden. Warum soll denn immer gegen Leidenschaften losgezogen werden? Leidenschaften sind das einzige Schöne, das es noch auf Erden gibt; sie sind die Quelle alles Heldenthums und jedes Enthusiasmus, der Ursprung der Musik und Poesie, aller Künste und kurz alles dessen, was schön und herrlich ist!«

»Man muß aber doch,« sagte Emma, »die Meinung der Welt ein wenig beachten und die von ihr aufgestellte Moral befolgen.«

»Es gibt aber eine doppelte Moral,« entgegnete er. »Die eine ist die des Herkommens, die conventionelle Moral, die von Menschen gemachte und zugestutzte, die darum immerfort wechselt, einen gewaltigen Lärm erhebt und viel Wesens von sich selber macht, gleich jenen Dummköpfen, die wir dort versammelt und zusammengerottet sehen. Die andere Moral aber, die ewige, ist rings um und über uns, sie gleicht der Landschaft, die uns umgibt, dem blauen Himmel, der sich uns zu Häupten wölbt.«

Der Präfecturrath hatte sich den Schweiß mit seinem Schnupftuche abgetrocknet und sprach nun weiter:

»Meine Herren, eine Auseinandersetzung des Nutzens der Landwirthschaft wäre wahrhaftig überflüssiges Thun und Anstrengen. Wer sorgt denn für unsere unentbehrlichsten Bedürfnisse? Wer liefert uns denn die Mittel zu unserer Erhaltung? Wer anders, als der Landmann, der Landmann, meine Herren, der mit arbeitsamer Hand den Samen streut in die fruchtbaren Furchen der Felder, der so den Wachsthum des Getreides herbeiführt, des Getreides, das mittelst sinnreicher Apparate gedroschen und gemahlen wird, als Mehl aus der Mühle hervorgeht, in diesem Zustande nach den Städten transportirt und dann zum Bäcker gebracht wird, der das Brot daraus

erzeugt, welches dem Reichen wie dem Armen zur Nahrung dient. Der Landmann ist es ferner, der auf den Wiesen die Heerden mästet, deren reiches Bließ zur Anfertigung unserer Kleider dient. Wie nemlich würden wir uns bekleiden, wie ernähren, wenn nicht die Agricultur wäre. Meine Herren, ich brauche gar nicht so weit zu gehen, um Ihnen Beispiele zu citiren. Wer hätte nicht öfter schon über die Wichtigkeit und Bedeutung jenes bescheidenen Thieres nachgedacht, das eine Zierde unserer Meierhöfe ist, das schwellende Polster für unsere Betten, saftiges Fleisch und Eier für unsere Tafeln liefert! Ich würde jedoch kein Ende finden, wollte ich alle die verschiedenen Producte aufzählen, welche die wohlbebaute Erde gleich einer freigebigen Mutter ihren Kindern spendet. Hier blüht die Rebe, dort grünt der Apfelbaum, dessen Früchte uns den erquickenden Cider geben; hier gedeiht der Reps, dort erblicke ich das nahrhafte Product der Milchkammer, den Käse! Und dann der Flachs, meine Herren, lassen Sie uns des Flachses gedenken, dessen Erzeugung in den letzten Jahren so bedeutend an Ausdehnung gewonnen hat und auf den ich Ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise lenken möchte.«

Er hatte nicht nöthig, an die Aufmerksamkeit zu appelliren, da ihm alle Welt mit offenem Munde zuhörte und mit den Ohren an seinen Lippen zu hängen schien. Tuvache, der neben ihm stand, riß die Augenlieder unmäßig weit auf; Herr Derozerays dagegen schloß sie von Zeit zu Zeit; etwas weiter entfernt konnte man den Apotheker sehen, wie er sein Söhnchen Napoleon auf den Knien hielt und die Hand als Schallwölbung am Ohre hielt, um auch nicht eine Sylbe zu verlieren.

Die andern Mitglieder der Jury wiegten im Ausdruck ihrer Zustimmung die Köpfe bedächtig hin und her; die am

Fuße der Estrade postirten Pompiers stützten sich auf ihre Gewehre; Binet stand unbeweglich, gleich einer Statue, den Ellbogen nach außen gekehrt, die Säbelspitze drohend nach oben gewendet. Er mochte die Rede vielleicht gehört haben, gesehen hatte er aber sicherlich gar nichts da ihm der Schirm seiner Kopfbedeckung über die Nase herabging. Noch schlechter erging es seinem Lieutenant, dem jüngern Sohn des Herrn Tuvache; dieser hatte mit seiner Kopfbedeckung das Aeußerste erreicht; sie war so weit, daß sie ihm auf dem Kopfe hin- und herschwankte und er ein Schnupftuch in sie legen mußte, um sie nur erhalten zu können. Dabei lächelte er beständig mit fast kindischer Sanftmuth; von seinem kleinen, blassen Gesichtchen tropfte der Schweiß herunter; es trug gleichzeitig den Ausdruck des Genusses, der Erschöpfung und der Schläfrigkeit.

Der ganze Platz bis zu den Häusern war von Menschen vollgedrängt. In allen Fenstern sah man Leute, eben so standen Zuschauer auf improvisirten Gerüsten vor den Hausthoren; Justin, der einen bequemen Platz im Fenster der Apotheke hatte, schien in die Betrachtung dessen, was ringsumher vorging, ganz versunken zu seyn.

Trotz der tiefen Stille, die ringsumher herrschte, verlor sich die Stimme des Präfecturrathes doch in der Luft. Zu den Zuhörern gelangten nur einzelne Phrasen, die vom Geräusch der Sessel, die man häufig hin- und herrückte, gewissermaßen in der Mitte durchgerissen wurden; auch ertönte von Zeit zu Zeit das Brüllen der Ochsen und das Blöcken der Lämmer, die einander von den Straßenecken her zu antworten schienen. Die Rind- und Schafviehhirten hatten nemlich ihre Thiere bis in die unmittelbare Nähe des Platzes getrieben; auf ihren Ruheplätzen ließen sie nun von Zeit zu Zeit

ihre Stimme hören oder rissen auch Grashalme ab, die ihnen eben unter der Nase wuchsen.

Rudolph war mittlerweile mehr in die Nähe Emma's gerückt und sagte ihr rasch mit leiser Stimme:

»Sind Sie über diese Verschwörung der Welt nicht ebenfalls empört? Gibt es denn ein Gefühl, das von der Welt nicht verdammt würde? Die edelsten Instincte, die reinsten Sympathien werden von ihr verfolgt und verleumdet; begegnen sich zwei für einander passende Gemüther, so wird alles nur Erdenkliche aufgeboten, um sie auseinander zu halten. Diese Gemüther werden das Zusammenkommen aber doch anstreben, sie werden ihre Fittige bewegen, sie werden einander rufen. Auch werden Hindernisse nichts gegen sie vermögen; früher oder später, in Monaten oder in Jahren werden sie sich vereinigen und sich lieben, weil das Schicksal es also will und weil sie für einander geboren sind.«

Er hielt die Arme über die Knie gekreuzt, richtete sein Angesicht zu Emma empor und fixirte sie. Sie konnte die Iris seiner Augen sehen, auf der sich goldene Strahlen rings um die schwarze Pupille ausdehnten; sie roch den Duft der Pomade, mit der er sein Haar gesalbt hatte. Eine eigenthümliche Erschlaffung kam über sie; sie erinnerte sich an jenen Vicomte, mit dem sie in Vaubyessard gewalzt hatte und dessen Bart, gerade wie dieses Haar, nach Orangen und Vanille geduftet hatte; unwillkürlich schloß sie die Augenlider, als wenn sie dann freier zu athmen vermocht hätte.

Als sie sich aber auf ihren Lehnstuhl zurücklehnte, gewahrte sie in der Ferne, ganz am Horizont, die alte Diligence, die langsam die Höhe von Leux herabfuhr und lange Staubwolken hinter sich zurückließ. Es war dies der gelbe Wagen, in welchem Leon so oft von Rouen zu ihr fahrend gekommen

und in dem er wahrscheinlich für immer nach Paris gegangen war. Sie glaubte ihn vor sich zu sehen; ihr war, als wenn er von der Gasse zu ihr emporblickte; dann trübten sich die Bilder wieder; Wolkenschleier schienen sich herabzusenken; sie glaubte beim Glanz der Kronleuchter wieder am Arme des Vicomte im tollen Walzer umherzuwirbeln; Leon war ebenfalls nicht weit, er sollte herbeikommen — und doch fühlte sie Rudolphs Haupt in ihrer Nähe. Gelüste einer frühern Zeit mischten sich mit den Empfindungen des gegenwärtigen Augenblicks; wie Sandkörner bei einem Windstoße wirbelten die Empfindungen ihrer in eigenthümlichem Rausche befangenen Seele. Der Duft der um die Säulen des Hauses gewundenen Epheuranken drang zu ihr empor und gierig schlürfte sie denselben ein. Sie zog die Handschuhe ab, und trocknete die feuchtgewordenen Hände; sie wehte sich mit dem Schnupftuch Kühlung zu und hörte, trotzdem ihr das Blut zu Kopfe stieg, das Summen der Menge und die Stimme des Rathes der näselnd fortfuhr. Er sagte:

»Fahren Sie fort, meine Herren, wie Sie bisher gehandelt! Bleiben Sie standhaft und ausdauernd; hören Sie weder auf die Eingebungen der Routine noch auf die übereilten Rathschläge eines tolldreisten Empirismus. Verlegen Sie sich eifrig auf die Verbesserung des Bodens, auf gute Düngung, auf die Hebung der Pferdezucht, auf die Veredlung der Schaf-, Rindvieh- und Schweinzucht! Mögen diese Comitien für Sie die Bedeutung eines friedlichen Wahlplatzes haben, an dessen Ausgang der Sieger dem Besiegten freundschaftlich die Hand reichen und mit ihm in der Hoffnung auf bessere Erfolge fraternisiren wird. Ihr aber, achtungswerthe Diener, demüthige Knechte, deren mühsame Arbeiten bis auf den heutigen Tag noch von keiner Regierung beachtet worden sind,

kommt herbei, um die Belohnung eurer im Stillen wirkenden Tugenden zu erhalten und seyd überzeugt, daß der Staat fortan die Augen auf Euch gerichtet halten Euch ermuthigen und beschützen wird, daß er euern gerechten Reclamationen Gehör schenken und so viel solches in seiner Macht steht, die Last eurer peinlichen Opfer erleichtern wird!«

Jetzt setzte sich der Präfecturrath wieder nieder; Herr Derozeray erhob sich, um eine zweite Rede zu halten. Sein Vortrag war vielleicht nicht so blumenreich wie der des Rathes, dagegen war der Styl positiver und bekundete mehr Fachkenntnisse und höhere Ansichten. Er gab weniger Lobeserhebungen der Regierung zum Besten, sprach aber dafür mehr von Religion und Agricultur. Er setzte ihre gegenseitigen Beziehungen auseinander und zeigte, wie beide jederzeit fördernd auf die Civilisation gewirkt hätten. Rudolph sprach mit Madame Bovary über Träume, Ahnungen, Magnetismus. Der Redner ging bis auf den Ursprung und die Wiege der Gesellschaften zurück und schilderte die wilden Zeiten, in denen die Menschen in finstern Wäldern gelebt und rohe Eicheln gegessen hatten. Er erzählte, wie sie dann die Thierhäute abgelegt, sich in selbst gewebte Stoffe gekleidet, Furchen gezogen und Reben gepflanzt hatten.

Waren aber diese Entdeckungen und Erfindungen wohl auch ein Glück oder vielmehr ein Uebelstand für die Menschheit? So lautete die Frage, die sich Herr Derozeray als Problem aufstellte.

Vom Magnetismus war Rudolph nach und nach auf die Wahlverwandtschaften übergegangen, und während der Präsident von Cincinnatus und seiner Pflugschar, von Diocletian und seinen Kohlpflanzungen und den Kaisern von China sprach, welche das neue Jahr mit Säen und Ackern inaugurirten, er-

klärte der junge Mann der jungen Frau, wie jene unwiderstehlichen Anziehungen ihren Urgrund bisweilen in Existenzen hätten, die diesem Leben vorangegangen.

»So verhält es sich auch,« sagte er, »mit unserer Bekanntschaft. Welch ein Zufall hat diese herbeigeführt? Ich will Ihnen den Grund bezeichnen. Gleich zwei Flüssen, die ineinandermünden sollen, so neigen sich auch die Abhänge unseres Lebens trotz der trennenden Entfernung unwiderstehlich einander zu.«

Er erfaßte ihre Hand; diesmal entzog sie sie ihm nicht.

»Für eine gute Gesammtwirthschaft,« rief der Präsident.

»Als ich zum Beispiel das erste Mal zu Ihnen kam —«

»Herrn Bizet von Quincampoix —«

»Da wußte ich noch nicht, daß ich Sie begleiten würde —«

»Siebenzig Francs!«

»Wohl hundertmal wollte ich fortgehen und mußte Ihnen doch nachfolgen und in Ihrer Nähe bleiben.«

»Für Dünger.«

»Und so möchte ich auch heute, morgen, künftighin, all mein Leben lang die Tage an Ihrer Seite zubringen.«

»Herrn Caron von Argueil eine goldene Medaille!«

»Weil ich nie zuvor im Leben einer mit Reiz und Anziehung so begabten Person begegnet bin!«

»Herrn Bain von Givry-Saint-Martin —«

»Ihr Bild ist meinem Herzen eingegraben.«

»Für einen Merinowidder —«

»Sie aber werden mich vergessen und ich werde wie ein Schatten an Ihnen vorübergegangen seyn.«

»Herrn Belot von Notre-Dame —«

»Oder darf ich doch hoffen, etwas in Ihren Gedanken, in Ihrem Leben seyn zu können?«

»Schweinezucht, die Herren Leherisse und Cullembourg; sechzig Francs!«

Rudolph drückte ihr die Hand; er fühlte sie warm und bebend gleich einer gefangenen Turteltaube, die sich befreien möchte; dies war entweder ihr Streben oder sie hatte seinen Druck erwiedert, denn er fühlte eine Bewegung ihrer Finger und rief aus:

»Dank, tausend Dank! Sie stoßen mich nicht zurück. Sie sind gut, Sie sehen ein, daß ich Ihnen mit Leib und Seele angehöre! O, gestatten Sie, daß ich Sie betrachte, daß Ihr Bild durch meine Augen in mein Herz dringt!«

Ein Windstoß, der jetzt durch die Fenster hereindrang, hob den auf dem Tische liegenden Teppich in die Höhe; eben so lüftete sich und flatterten die Flügel der großen Hauben, welche die auf dem Platze versammelten Bäuerinnen trugen.

Der Präsident wurde nun wieder gehört; er sprach schneller als zuvor:

»Für Verwendung von Oelkuchen, für flämischen Dünger, für Hanfbau, für Drainirung, für lange Pachtungen, für häuslichen Dienst!«

Rudolph hatte zu sprechen aufgehört. Sie betrachteten einander. Unendliche Sehnsucht durchzuckte sie; ihre Lippen bebten und trockneten aus; ihre Hände sanken in einander.

»Katharina — Nicaise — Elisabeth Leroux von Sassetot — La Guerrière, für vierundfünfzigjährige Dienste auf einem und demselben Pachthofe eine silberne Medaille im Werth von fünfundzwanzig Francs.«

»Wo ist Katharina Leroux?« fragte der Präfecturrath.

Sie erschien noch immer nicht; man hörte flüsternde Stimmen:

»So gehe doch!«

»Nein.«

»Links!«

»Fürchte Dich nicht.«

»Ach, was sie doch dumm ist!«

»Kömmt sie?« rief Tuvache.

»Ja, da ist sie.«

»Sie soll einmal heraufkommen.«

Nun sah man eine alte kleine Frau von schüchterner, furchtsamer Haltung sich der Estrade nähern; in ihren ärmlichen Kleidern schien sie noch mehr zusammenzuschrumpfen und noch welker zu werden. An den Füßen hatte sie große Holzschuhe und um die Hüften trug sie eine lange blaue Schürze. Ihre Haube war ohne Besatz und ihr mageres Angesicht hatte mehr Runzeln, als ein welkgewordener Reinetteapfel; aus den Aermeln ihres rothen Leibchens ragten zwei lange magere Hände mit knochigen Gelenken hervor. Der Staub der Scheunen und Scheuern, die Pottasche der zum Waschen gebrauchten Laugen und das Fett der Schafwolle hatten ihre Hände so überkrustet, so rissig gemacht und so mit Schwielen bedeckt, daß sie schmutzig zu seyn schienen, obwohl sie erst jetzt in reinem Wasser gewaschen worden waren; sie hatte keine Handschuhe angezogen, als wenn sie die Absicht gehabt hätte, mit dem Anblick dieser nackten Hände ein demuthsvolles Zeugniß der überstandenen Mühseligkeiten abzulegen. In ihren Zügen lag etwas von nonnenhafter Strenge. Der ausdruckslose Blick war weder weich noch melancholisch. Durch den beständigen Umgang mit Thieren hatte sie deren Stummheit und Sanftmuth angenommen. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie sich in so zahlreicher Gesellschaft; durch das Rasseln der Trommeln, durch den Anblick der wehenden Fahnen und der Herren im schwarzen Kleide, so wie durch das Kreuz der Ehrenlegion an

Knopfloche des Präfecturrathes war sie ganz eingeschüchtert und blieb endlich völlig unbeweglich stehen; sie wußte nicht, ob sie weiter vorwärts gehen, oder die Flucht ergreifen sollte, eben so wenig war es ihr klar, warum die Menge sie drängte und warum die Mitglieder der Jury ihr zulächelten. In solcher Weise stand die Repräsentantin fünfzigjähriger Dienstbarkeit Angesichts der behäbigen Bürger.

»Ehrwürdige Katharina — Nicaise — Elisabeth Leroux, treten Sie näher!« sagte der Präfecturrath, nachdem er vom Präsidenten das Verzeichniß der zu Belohnenden erhalten und abwechselnd in dieses und auf die verschiedenen Persönlichkeiten geblickt hatte, »kommen Sie näher, nur immer näher!«

»Sind Sie taub?« sagte Tuvache, indem er auf seinem Lehnstuhl in die Höhe fuhr; er schrie ihr dann in's Ohr:

»Vierundfünfzigjährige Dienste! Eine silberne Medaille! Fünfundzwanzig Francs! Eine Belohnung für Sie!«

Als sie die Medaille erhalten hatte, betrachtete sie dieselbe eine Weile. Ein gutmüthiges Lächeln verbreitete sich über ihr ganzes Gesicht; sie entfernte sich und murmelte dabei vor sich hin:

»Ich werde die Medaille unserm Herrn Pfarrer geben und ihn bitten, Messen für mich zu lesen.«

Der Apotheker glaubte in seiner Eigenschaft als Freigeist sich über diese Aeußerung der Frömmigkeit lustig machen zu müssen. Er neigte sich gegen den Notar und sprach von Fanatismus und dergleichen mehr. Die Sitzung war jedoch zu Ende. Die Menge zerstreute sich nach allen Richtungen und jetzt, nachdem die Festreden vorgetragen waren, nahm Jeder wieder seinen gewöhnlichen Rang ein und Alles kehrte in die alte Ordnung zurück; die Herrenleute waren wieder grob

und barsch mit den dienenden Individuen und diese schlugen auf die Thiere los, auf diese ihres Triumphes unbewußten Geschöpfe, die mit bekränzten Hörnern und Stirnen nach den Ställen zurückkehrten.

Die Nationalgarden waren in das erste Stockwerk der Mairie hinaufgestiegen und hatten Brot und allerlei Backwerk an ihre Bajonnete gespießt; der Bataillonstambour schleppte einen Korb voll Weinflaschen herbei. Madame Bovary nahm Rudolphs Arm; er begleitete sie nach Hause; vor der Hausthüre trennten sie sich; er ging dann allein auf der Wiese spaziren, um die Zeit bis zum Beginne des Gastmahls hinzubringen.

Die Mahlzeit dauerte lang und war eben so geräuschvoll als schlecht; man war so zusammengedrängt, daß man kaum Raum hatte, seine Ellbogen zu bewegen; die schmalen, als Bänke benützten Breter drohten unter dem Gewichte der Gäste zu brechen.

Sie aßen ungemein viel, denn Keiner wollte von der auf ihn entfallenden Quote etwas zurücklassen. Von Aller Stirnen rannte der Schweiß in Strömen herab; ein weißlicher Dunst, dem Nebel gleichend, der an Herbsttagen über Flüssen schwebt, zeigte sich über der Tafel zwischen den schwebenden Lampen. Rudolph lehnte sich gegen die Zeltwand und war so in Gedanken an Emma versunken, daß er von Allem, was um ihn her vorging, gar nichts merkte. Hinter ihm häuften die Diener auf dem Rasen Stöße schmutziger Teller auf; wenn seine Nachbarn ihn ansprachen, gab er ihnen keine Antworten; man mußte ihm sein Glas anfüllen, da er sich nie selbst einschenkte und trotz des zunehmenden Lärms herrschte für ihn doch die tiefste Stille. Er dachte an ihre Worte und an die Form ihrer Lippen; ihr Angesicht lächelte

ihm aus den glänzenden Deckeln der Tschakos wie aus eben so vielen Zauberspiegeln entgegen; längs der Mauern glaubte er die Falten ihres Kleides herabhängen zu sehen und rauschen zu hören; in der Perspective der Zukunft sah er lange Reihen glücklicher, von Liebe erfüllter Tage auf einander folgen.

Am Abend während des Feuerwerkes sah er sie wieder; sie war aber in Gesellschaft ihres Gatten, der Madame Homais und des Apothekers, der viel Aufhebens von der Gefahr machte, die durch in der Ferne sich verlierende Raketen erzeugt werden konnte; er verließ seine Begleiter in jedem Augenblick, um Binet besondere Vorsicht anzuempfehlen.

Die aus Rouen an Herrn Tuvache geschickten Feuerwerksstücke waren jedoch aus besonderer Vorsicht in dessen Keller aufbewahrt worden; das feuchtgewordene Pulver wollte daher nicht Feuer fangen und das Hauptstück, das einen Drachen vorstellte, der sich in den Schweif biß, versagte ganz und gar. Von Zeit zu Zeit brannte eine ärmliche römische Kerze ab; dann stieß die gaffende Menge Ausrufungen aus, in welche sich das Geschrei der Zuschauerinnen mischte, die im Dunkeln mit allerlei handgreiflichen Scherzen behelligt wurden.

Emma war ganz still geworden und lehnte an Charles' Schulter; so gestützt richtete sie von Zeit zu Zeit ihr Angesicht empor, um den Flug einer Rakete zu verfolgen. Rudolph betrachtete sie beim Schein der Lampen, die hier und da brannten.

Sie erloschen nach und nach. Die Gestirne wurden am abendlichen Himmel sichtbar. Dann fielen einige Regentropfen. Emma knüpfte ihr Tuch um das entblößte Haupt.

Der Wagen, in welchem der Präfecturrath gekommen war, war vor einiger Zeit schon aus dem Wirthshause her-

ausgefahren. Der Kutscher, den seine Collegen völlig trunken gemacht hatten, schlief nun gänzlich ein; schon von Weitem konnte man zwischen den beiden Laternen die Masse seines Körpers gewahren, der fortwährend wie ein Pendel hin- und herschwankte.

»Wahrhaftig,« sagte der Apotheker, »man sollte Trunkenbolde mit strengen Strafen belegen. Ich möchte den Vorschlag machen, allwöchentlich am Bürgermeisterei-Thor in jeder Stadt auf einem eigens hierzu bestimmten schwarzen Bret die Namen aller Derjenigen zu verzeichnen, die sich die Woche über Trunkenheit zu Schulden kommen gelassen. Vom statistischen Standpunkte aus würde man in solcher Weise gleichzeitig Annalen zusammenstellen, die man nöthigenfalls zu Rathe ziehen könnte — Ich vergesse jedoch ganz an die drohende Gefahr — Entschuldigen Sie —«

Er eilte wieder zu Binet.

Dieser wollte sich eben nach Hause begeben, um im Spiegel nachzusehen, ob ihm denn die Perrücke noch am rechten Orte säße.

»Sie würden vielleicht gut thun,« sagte Homais, »einen Ihrer Leute zu schicken oder auch allenfalls selbst nachzusehen —«

»Lassen Sie mich doch zufrieden,« antwortete der Steuereinnehmer; »es kömmt zu nichts.«

»Beruhigen Sie sich,« sagte der Apotheker, nachdem er wieder zu seinen Freunden zurückgekehrt war. »Herr Binet hat mich versichert, daß alle nothwendigen Maßregeln getroffen seyen und nirgends ein Brand stattfinden könne. Auch sind alle Spritzen gefüllt. Wir können ruhig schlafen gehen.«

»Meiner Treu,« sagte Madame Homais mit herzhaftem Gähnen, »ich brauche es recht nöthig; übrigens läßt sich nicht

läugnen, daß wir für unser Fest einen recht schönen Tag gehabt haben.«

Mit leiser Stimme und unter zärtlichen Blicken wiederholte Rudolph:

»Ja wohl, sehr schön!«

Man grüßte und ging auseinander.

Zwei Tage später konnte man in dem »Canal de Rouen«, einem dort sehr viel geltenden Blatte, einen großen Artikel über die Ackerbau-Comitien lesen. Im Feuer nachhaltiger Begeisterung hatte ihn Homais am Tage nach dem Feste geschrieben; es hieß darin:

»Wozu sollten denn diese Kränze, diese Blumen, diese Guirlanden? Wohin eilte die Menge, die gleich den aufgeregten Fluten des Meeres hin- und herwogte und sich von den Strahlen einer tropischen Sonne nicht beirren ließ, die unsere Brachfelder beschien und durchglühte?«

Dann sprach er von der socialen Stellung der Bauern und sagte, daß die Regierung wohl viel, aber doch noch immer nicht genug thäte. Er rief ihr zu:

»Muth, Muth! Unzählige Reformen thun noth und sind unerläßlich. Wir wollen, wir müssen sie ausführen!«

Er besprach das Erscheinen des Präfecturrathes und erwähnte »des martialischen Aussehens der Volksmiliz«, der »blühenden Gestalten der schönen Dorfmädchen«, des »ehrwürdigen Aussehens der kahlköpfigen Greise, dieser Patriarchen, von denen einige einem unsterblichen Phalanx angehört hatten und deren Herz jetzt noch höher beim kriegerischen Schalle der Trommeln und Trompeten schlug.«

Sich selbst nannte er zuerst unter den Mitgliedern der Jury; in einer Anmerkung erwähnte er sogar, daß Herr Ho-

mais, der Apotheker, der agronomischen Gesellschaft eine Denkschrift über Cider eingesendet hätte.

Als er auf die Vertheilung der Belohnungen zu sprechen kam, schilderte er die Freude der Preisgekrönten in dithyrambischen Zügen.

„Der Vater,“ hieß es in dem Artikel, „umarmte den Sohn, der Bruder den Bruder, der Gatte die Gattin. Mehr als Einer zeigte voll Stolz auf seine bescheidene Medaille; in sein Haus an die Seite der wackern Gattin zurückgekehrt, wird er sie ohne Zweifel unter Freudenthränen an die verschwiegenen Mauern seiner Strohhütte gehängt haben.

„Gegen sechs Uhr vereinigten sich die vornehmsten Theilnehmer des Festes zu einem Gastmahl auf der Wiese des Herrn Lingeard. Die lebhafteste Heiterkeit waltete bei demselben ob. Es wurden mehre Toaste ausgebracht. Herr Lieuvain trank auf das Wohl des Monarchen, Herr Tuvache auf das des Präfecten, Herr Derozeray auf das Gedeihen der Agricultur, Herr Homais auf den Fortschritt der Industrie und der Kunst, die Schwestern sind. Herr Leplichey trank auf die Einführung von Verbesserungen. Am Abend erhellte ein glänzendes Feuerwerk die Luft. Man glaubte ein Kaleidoskop und eine Operndecoration vor sich zu haben; einen Augenblick lang konnte man glauben, unsere kleine Localität sey inmitten der Schöpfungen der Tausend und einen Nacht versetzt.

„Wir müssen schließlich noch hervorheben, daß diese Vereinigung, bei der sich nur Freunde und Verwandte zusammengefunden zu haben schienen, auch nicht durch den leisesten Unfall getrübt wurde.“

Der Apotheker war ein sogenannter starker Geist, wie wir bereits bemerkt haben; er fügte daher noch hinzu:

»Die Abwesenheit des Clerus wurde bemerkt; er meinte wohl den Fortschritt anderwärts suchen zu müssen. Wir fühlen keinen Beruf in uns, ihn in dieser Ansicht zu stören.«

Der Apotheker that sich auf diese Phrase nicht wenig zu Gute.

III.

Sechs Wochen waren verstrichen. Rudolph hatte sich die ganze Zeit über nicht sehen lassen. Endlich kam er wieder zum Vorschein.

Am Tage nach dem Ackerbaufeste hatte er zu sich selbst gesagt:

»Ich darf mich nicht zu bald dort sehen lassen; es wäre dies ein gewaltiger Mißgriff.«

Am Ende jener Woche war er auf die Jagd gegangen. Nach der Jagd war es zum Besuche nicht mehr an der Zeit und später stellte er folgendes Raisonnement an:

»Wenn sie mich vom ersten Tage an geliebt hat, so wird sie aus Sehnsucht mich wieder zu sehen mich noch mehr lieben. Das System muß daher fortgesetzt werden.«

Als er Emma bei seinem Eintritt blaß werden sah, wußte er, daß seine Berechnung richtig gewesen war.

Sie war ganz allein. Es war bereits spät am Tage. Die kleinen Musselinvorhänge an den Fenstern machten das Dämmerlicht noch schwächer; auf dem Goldstreif am Barometer fiel ein Sonnenstrahl, der sich im Spiegel zwischen den Verästlungen der Korallenstaude reflectirte.

Rudolph blieb stehen; Emma hatte seine ersten, nur Höflichkeitsausdrücke enthaltenden Reden kaum beantwortet.

»Ich habe Geschäfte gehabt,« sagte er; »auch bin ich krank gewesen.«

»Bedeutend krank?« rief sie aus.

»Aufrichtig gestanden, nein,« versetzte Rudolph, indem er sich neben sie auf einen Schämel setzte; »ich habe eigentlich gar nicht wieder kommen wollen.«

»Warum denn nicht?«

»Sie können den Grund leicht errathen.«

Er betrachtete sie noch einmal, diesmal aber in einer Weise, die ihr das Blut in die Wangen trieb und unwiderstehlich zwang, die Augen zu Boden zu schlagen. Er fuhr fort:

»Emma —«

»Mein Herr!«

Sie hatte sich ein wenig von ihm entfernt.

»Da sehen Sie nun selbst,« ließ er sich in melancholischem Tone vernehmen, »daß ich Recht hatte, als ich nicht wieder kommen wollte, da Sie mir das Aussprechen des Namens, der meine ganze Seele erfüllt und mir unwillkürlich entschlüpft ist, so strenge verbieten! Also Madame Bovary! — Ach, so werden Sie ja von aller Welt genannt! Auch ist es nicht Ihr Name, es ist der Name eines Andern!«

Er wiederholte mit ganz besonderem Nachdrucke:

»Eines Andern!«

Dann verhüllte er sein Angesicht mit beiden Händen.

Nach einer Pause fuhr er fort:

»Ja, ich denke beständig an Sie! — Die Erinnerung an Sie bringt mich zur Verzweiflung! — Ach, verzeihen Sie mir. — Ich verlasse Sie — Leben Sie wohl — ich werde weit von hier gehen — so weit, daß Sie nicht mehr von mir reden hören sollen — Und doch — heute — eine mir unbegreifliche und völlig unwiderstehliche Gewalt hat mich hier-

hergetrieben — zu Ihnen getrieben — Man kann nicht gegen den Himmel ankämpfen, kann dem Lächeln eines Engels nicht widerstehen! Man läßt sich von Allem, was schön, was reizend, was anbetungswürdig ist, widerstandslos hinreißen!«

Nie zuvor waren Emma derlei Dinge gesagt worden; gleich einem Menschen, der sich in einem warmen Bade recht behaglich fühlt und die Glieder reckt und streckt, dehnte sich auch ihr Stolz aus und blähte sich wohlgefällig auf, als diese Töne an ihr Ohr schlugen.

»Wenn ich aber nicht gekommen bin,« sprach er weiter, »wenn ich Ihren Anblick vermieden habe, so habe ich doch wenigstens Alles betrachtet, was Sie umgibt. In der Nacht, in jeder Nacht, habe ich mein Lager verlassen, um hierher zu eilen: ich betrachtete Ihr Haus, das im Mondschein glänzende Dach desselben, die Bäume im Garten, deren Zweige sich vor Ihren Fenstern hin- und herwiegten, und die kleine Lampe, deren Schimmer im Dunkel der Nacht durch die Scheiben erglänzte. Ach, Sie hatten keine Ahnung davon, daß so nah und doch so fern von Ihnen ein armer Elender —«

Sie schluchzte und wendete sich zu ihm.

»O, Sie sind zu gut!« sagte sie.

»Nein, ich liebe Sie blos und das ist Alles. Sie ahnten es nicht! Gestehen Sie es nur, daß Sie es nicht geahnt haben! Ein Wort, nur ein einziges Wort!«

Rudolph war bei diesen Worten unmerklich von seinem Schämel auf den Boden herabgeglitten; man hörte jedoch ein Geräusch wie von klappernden Holzschuhen aus der Küche her; die Thür des Salons, in dem sie sich befanden, war nicht geschlossen, wie er jetzt erst bemerkte.

*

Er erhob sich vom Boden und sagte:

»Ach, ich hätte einen Wunsch und es wäre gar so schön von Ihnen, wenn Sie ihn erfüllen wollten!«

Er wollte ihr Haus besichtigen; er wünschte es in allen seinen Details kennen zu lernen; Madame Bovary hatte nichts dagegen einzuwenden; sie standen Beide von ihren Sitzen auf, als Charles ins Zimmer trat.

»Guten Tag, Doctor,« sagte Rudolph zu ihm.

Der Arzt, dem der so unerwartet beigelegte Titel schmeichelte, erging sich in Ergebenheitsversicherungen, was der Andere benützte, um sich ein wenig zu fassen.

»Madame,« sagte er, »hat mit mir von Ihrem Befinden gesprochen.«

Charles unterbrach ihn und bemerkte, daß er in tausend Besorgnissen sey; seine Frau habe immer so viele Wallungen und Congestionen gegen die Brust. Rudolph fragte, ob ihr vielleicht Reiten zuträglich seyn würde.

»Gewiß, das wäre ganz vortrefflich und ausgezeichnet! Eine prächtige Idee! Du solltest sie befolgen, Emma.«

Als sie bemerkte, daß sie kein Pferd habe, beeilte sich Rudolph ihr eines zu Gebote zu stellen; sie schlug jedoch sein Anerbieten aus; er drang nicht weiter in sie; um einen Beweggrund für seinen Besuch anzugeben, erzählte er, daß sein Knecht, dem Charles vor einiger Zeit zur Ader gelassen hatte, noch immer an Schwindel leide.

»Ich werde einmal nachschauen,« sagte Bovary.

»Nein, nein, ich werde den Menschen hierher schicken; wir werden zusammen hierher kommen; das wird für Sie bequemer seyn.«

»Auch gut. Ich danke Ihnen.«

Als Gatte und Gattin wieder allein waren, sagte Charles:

»Warum hast Du denn das Anerbieten des Herrn Boulanger ausgeschlagen? Er meint es ja recht gut.«

Sie machte ein Schmollgesichtchen, brachte eine Unzahl Ausflüchte vor und erklärte endlich, es würde seltsam aussehen.

»Ach, was kümmert mich, was die Welt sagen wird!« rief Charles, indem er sich auf einem Absatz herumdrehte. »Gesundheit geht über Alles! Du hast Unrecht!«

»Wie soll ich denn reiten? Du weißt ja, daß ich kein Reitkleid habe?«

»Bestelle Dir eines.«

Dieses Wort wirkte entscheidend auf sie.

Als der Anzug fertig war, schrieb Charles an Herrn Boulanger, daß seine Frau ihm zur Verfügung stehe und auf seine Gefälligkeit rechne.

Am nächsten Tage erschien Rudolph um Mittag vor Charles' Hausthür mit zwei Reitpferden; das eine, welches einen Damensattel auf dem Rücken hatte, war am Kopfzeug mit rothen Bändern geschmückt.

Er hatte hohe Reitstiefel angezogen und dabei gedacht, daß Emma wohl noch nie eine solche Ausrüstung zu Gesicht gekommen sey; Emma war in der That ganz entzückt von seinem Aussehen, und in dem Sammtrock und dem enganliegenden Beinkleid gefiel er ihr ausnehmend gut. Sie war bereit und hatte schon auf ihn gewartet.

Justin entschlüpfte aus der Apotheke, um sie zu sehen; der Apotheker folgte dem Beispiele seines Lehrlings, konnte sich aber nicht enthalten, Herrn Boulanger Vorsichtsmaßregeln ans Herz zu legen:

»Ein Unglück ist gar so schnell geschehen! Geben Sie nur recht Acht! Die Pferde werden leicht scheu und könnten das Gebiß zwischen die Zähne nehmen.«

Sie hörte ein Geräusch oberhalb ihres Kopfes; es war Felicité, die an den Scheiben trommelte, um die kleine Bertha zu unterhalten. Das Kind warf seiner Mutter einen Kuß zu; die Mutter winkte freundlich mit der Reitgerte.

»Gute Unterhaltung!« rief Herr Homais. »Besonnenheit, um des Himmels willen und vor Allem nur recht viel Besonnenheit!«

Er winkte ihnen mit der Zeitung nach, die er in der Hand hielt, als sie sich entfernten.

Gleich im Beginn des Rittes fing Emma's Pferd zu galoppiren an. Rudolph galoppirte neben ihr. Von Zeit zu Zeit wechselten sie einzelne Worte. Emma hielt den Oberleib etwas vorgebeugt, ließ dem Pferde den Zügel schießen und gab sich ganz der tactmäßigen Bewegung hin, mit der das Pferd sie im Sattel schaukelte.

Nachdem sie eine Weile so fortgesprengt und auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe angekommen waren, hielten sie die Pferde an, um sie verschnaufen zu lassen; Emma's großer blauer Schleier war vom Winde zurückgeschlagen worden.

Man befand sich eben in den ersten Tagen des October; auf der Landschaft lag ein leichter Nebel; am Horizont und zwischen den Hügeln stiegen Dünste auf, die eine Zeit lang wie einen dichten Vorhang bildeten, der dann stellenweise auseinanderriß. Wenn die Sonne gerade durch die Lücken schien, konnte man in der Ferne die Dächer von Yonville, die Gärten am Flußufer, die Höfe, Mauern und den Thurm der Kirche erblicken. Emma strengte sich an, um ihr Haus aus den übrigen Gebäuden herauszufinden; das Dörfchen, in dem

sie lebte, war ihr zuvor nie so klein erschienen. Von der Höhe herab, auf der sie sich jetzt befanden, erschien ihnen das ganze Thal wie ein ungeheurer, in einem Verdunstungsprozesse begriffener See. Die vereinzelten Baumgruppen tauchten gleich schwarzen Felsen empor; die aus dem Nebel emporragenden Wipfel der hohen Pappeln konnten Dünen vorstellen, deren bewegliche Sandhügel dem Impulse des Windes nachgaben.

Zur Seite aber, auf dem Rasen, zwischen den Fichten, schimmerte ein braunes Licht durch die laue Atmosphäre. Die Erde war röthlich und wie mit Tabak eingestaubt; auf dem weichen Boden waren die Tritte der Pferde kaum hörbar; mit den Hufen der Vorderfüße zertraten sie die umherliegenden Tannenzapfen oder schleuderten dieselben vor sich her.

Emma und Rudolph ritten längs des Saumes einer dichten Waldung. Sie wendete sich von Zeit zu Zeit ab, um nicht immer seinem Blick begegnen zu müssen; dann sah sie nichts, als eine unabsehbare Reihe von Stämmen, deren Unzahl ihr Auge ermüdete. Die Pferde schnaubten, das Leder der Sättel knisterte und krachte.

In dem Augenblick, in welchem sie in den Forst einritten, kam die Sonne zum Vorschein.

»Der Himmel ist uns günstig!« sagte Rudolph.

»Meinen Sie wirklich?«

»Vorwärts! Vorwärts!«

Am Rande des Weges wuchs langes Riedgras, das sich in Emma's Steigbügel verfing. Rudolph bückte sich im Reiten hinab, um diese Hindernisse zu beseitigen. Ein andermal mußte er wieder überhängende Zweige zur Seite beugen; er drängte dann sein Pferd an das ihrige, sie fühlte, wie sein Knie an ihrem Bein streifte. Der Himmel war ganz blau geworden; der Wind hatte sich gelegt; es rührte sich kein Blätt-

chen mehr. Die Farrenkräuter standen auf weiten Räumen in üppiger Blüthe; buntfarbige Teppiche streckten sich zwischen den Bäumen hin, deren Laubwerk grün, roth oder gelb war. Zwischen den Sträuchern hörte man bisweilen den Flügelschlag oder auch den rauhen und heisern Ruf der Raben, die dann aufflogen und zwischen den Eichen sichtbar wurden.

Jetzt stiegen sie von den Pferden, deren Zügel Robert an einen Baumast anknüpfte, während sie auf dem mit Moos bedeckten Boden voranging.

Die Schleppe des Reitkleides war ihr im Gehen hinderlich, obwohl sie sie über den Arm geschlagen hatte; Rudolph, der hinter ihr einherschritt, hatte öfter Gelegenheit zwischen dem schwarzen Kleide und den schwarzen Stiefelchen die eleganten Formen des wohlgeformten Beines zu betrachten.

Sie blieb endlich stehen.

»Ich bin müde,« sagte sie.

»Nur noch ein Stückchen Weges!« versetzte er. »Muth, versuchen Sie es, es wird schon gehen!«

Hundert Schritte weiter blieb sie neuerdings stehen; durch den blauen, von ihrem Hute bis auf die Hüften lang und in reichen Falten herabwallenden Schleier erschien ihr Angesicht wie von blauem Aetherduft umgeben.

»Wohin gehen wir denn?« fragte sie ihn.

Er antwortete nicht. Ihr Athem war beinahe keuchend geworden. Rudolph blickte nach allen Richtungen umher und klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne.

Sie gelangten an eine ziemlich weite Lichtung des Waldes, wo Reisig und Hölzer gefällt worden waren. Dort setzten sie sich auf den Stamm eines umgestürzten Baumes; Rudolph sprach neuerdings von seiner Liebe.

Er nahm sich in Acht, sie durch allzuviele Complimente zu erschrecken und gab sich Mühe, ruhig, ernst, selbst melancholisch zu erscheinen.

Emma hörte ihm zu und blickte dabei auf den Boden vor sich hin, während sie mit der Fußspitze in den dort aufgehäuften Holzspänen wühlte.

Als er aber sagte:

»Soll denn unser Geschick nicht fortan ein gemeinsames seyn?« antwortete sie:

»Nein, o nein. Sie wissen recht gut, daß das unmöglich ist.«

Sie stand auf, um sich zu den Pferden zurückzubegeben. Er faßte ihre Hand und sie blieb wieder stehen. Dann betrachtete er sie einige Augenblicke mit feuchten Augen und mit dem Ausdrucke inniger Liebe, und sagte endlich mit großer Lebhaftigkeit:

»Ich bitte Sie, lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen. — Wo sind denn die Pferde? Es ist wohl schon Zeit zur Heimkehr.«

Er machte eine Geberde des Zornes und Verdrusses; sie wiederholte:

»Die Pferde? Wo sind die Pferde?«

Mit einem seltsamen Lächeln, stieren Blicke und mit zusammengebissenen Zähnen schritt er mit offenen Armen auf sie zu. Sie trat zitternd einige Schritte zurück und stammelte:

»Ich fürchte mich vor Ihnen; Sie thun mir wehe. Lassen Sie uns aufbrechen.«

»Es sey, wenn es überhaupt seyn muß,« versetzte er mit ganz verändertem Tone und Ausdrucke.

Sofort wurde er auch, wie er früher gewesen, ehrer-

bietig, schüchtern, einschmeichelnd. Er reichte ihr seinen Arm. Sie kehrten zurück; er sagte:

„Was war Ihnen denn zuvor? Ich habe Sie nicht begriffen. Sie haben sich sicherlich geirrt. Meine Seele ist ein Tempel, in welchem Sie wie eine Göttin, rein, makellos und angebetet, auf einem Piedestal thronen. Ich aber bedarf Ihrer Gegenwart, um leben zu können. Ich bedarf des Anblickes Ihrer Augen, ich muß Ihre Stimme hören und Ihre Gedanken wissen. Seyn Sie mir eine Freundin, eine Schwester, ein Schutzengel!“

Er schlang seinen Arm um ihren Leib. Sie strebte sich loszumachen, setzte ihm aber keinen ernstlichen Widerstand entgegen. Er hielt sie dergestalt im Gehen an sich gedrückt.

Nun hörten sie, wie die beiden Pferde an den Blättern knisperten.

„O, lassen Sie uns noch nicht zurückkehren,“ flehte Rudolph, „bleiben wir noch.“

Er führte sie an eine mehr verborgene Stelle, an den Rand eines kleinen Teiches, wo Wassergewächse tiefe Schatten über den Spiegel der kleinen Flut warfen. Zwischen den Binsen wuchsen Schwertlilien mit weiten Kelchen. Beim Geräusch ihrer Schritte im Grase sprangen Frösche auf und suchten Sicherheit im Teiche.

„Ich habe Unrecht, ich habe Unrecht,“ sagte sie. „Es ist Wahnsinn, daß ich Sie noch länger anhöre.“

„Warum denn? Emma — süße Emma!“

„O Rudolph!“ entgegnete das junge Weib und stützte ihr Haupt auf seine Schulter.

Das Tuch ihres Reitkleides blieb an dem Sammt seines Jagdrockes hängen. Seufzend bog sie den weißen Hals zurück; ihrer selbst kaum mehr bewußt, an allen Gliedern bebend,

das Angesicht mit beiden Händen verhüllend, vergaß sie sich und gab sich ganz hin —

Die Bäume warfen längere Schatten; die am Horizont stehende Sonne schickte ihre Strahlen durch die Bäume; sie war wie geblendet. An einzelnen Stellen ringsumher, auf den Blättern und am Boden zitterten leuchtende Flecken, als wenn Colibris hier im Fluge ihre glänzenden Federn hätten fallen lassen. Ueberall herrschte tiefe Stille; Emma fühlte sich glücklich wie nie zuvor; sie glaubte mehr zu schweben, als zu gehen; sanft wie Milch schien ihr Blut durch die Adern zu rinnen. Außerhalb des Waldes und von den Bergen her wurden Stimmen gehört, denen sie wie einer Musik horchte, deren Töne mit ihren Nerven vibrirten. Rudolph stand etwas seitwärts, hatte die Cigarre im Munde und besserte mit dem Federmesser etwas an einem der beiden Pferdezäume aus.

Sie kehrten nach Yonville auf demselben Wege zurück, auf dem sie gekommen waren. Sie konnten die Spuren beobachten, die von ihren Pferden dem Boden eingedrückt worden waren; sie kamen an denselben Gebüschen, an denselben Kieseln vorüber. Ringsumher hatte sich nichts geändert, und doch war in Beziehung auf sie selbst Bedeutenderes vorgegangen, als wenn Berge vom Platze gerückt worden wären. Rudolph bückte sich von Zeit zu Zeit, um ihre Hand zu fassen und an seine Lippen zu drücken.

Sie sah auch ganz allerliebst zu Pferde aus, mit der schlanken Taille, dem runden Knie, das an die Mähne des Pferdes gedrückt war, die Wangen von der frischen Luft und der Bewegung geröthet.

Als sie in Yonville einritten, ließ sie ihr Pferd auf dem Pflaster caracoliren. Aus allen Fenstern ragten Köpfe, alle Welt wollte nach ihr schauen.

Bei Tische fand ihr Mann, daß sie sehr gut aussah; sie that jedoch, als wenn sie ihn nicht gehört hätte, als er nach den Einzelnheiten ihrer Promenade fragte; sie hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hand gelegt und starrte zwischen den Lichtern vor sich hin.

»Emma,« sagte er.

»Was willst Du?«

»Ich bin heute Nachmittag bei dem alten Alexander gewesen; er hat eine Stute, die noch recht hübsch und nur ein bischen dämpfig ist; ich bin überzeugt, daß er sie für ein paar hundert Francs hergeben wird —«

Sie schwieg; er fuhr fort:

»Ich dachte, es könnte Dir angenehm seyn — ich habe mich darum in einen Handel mit ihm eingelassen — und habe das Pferd gekauft — habe ich nicht Recht gehabt? — So rede doch!«

Sie nickte zustimmend mit dem Kopfe; nach einer langen Pause fragte sie:

»Gehst Du heute noch aus?«

»Ja; warum fragst Du?«

»O, blos um etwas zu sagen, ich habe gar keinen besondern Grund gehabt.«

Als sie seiner los war, ging sie in ihr Zimmer hinauf und sperrte sich dort ein.

Zuerst wurde ihr ganz schwindlig zu Muthe; sie glaubte jetzt noch die Bäume, Wege, Gräben und Rudolph vor sich zu sehen und meinte noch die Umschlingung seiner Arme zu fühlen, während der Wind in den Blättern rauschte und die langen Binsen niederdrückte.

Als sie sich im Spiegel erblickte, war sie über ihr Aussehen im höchsten Grade erstaunt. Nie zuvor waren ihre Augen

so groß und schwarz, nie ihr Blick so tief gewesen. Sie kam sich schöner, größer, imponirender vor.

Sie wurde nicht müde, zu sich selbst zu sagen:

»Ich habe einen Geliebten! Ich habe einen Geliebten!«

Der Gedanke ergötzte sie mehr, als dies je zuvor gewesen. Sie war überzeugt, daß ihr nun alle jene Liebesfreuden, jene fieberhaften Genüsse zu Theil werden würden, an denen sie bisher verzweifelt hatte. Sie vermeinte an der Schwelle einer neuen, wunderbaren Existenz zu stehen, in welcher Leidenschaft, Extase, glühende Wonnen nie ein Ende nehmen würden; ihr geistiger Horizont erweiterte sich; sie schwebte auf schwindelnden Höhen, von denen aus ihre gewöhnliche Existenz ihr nur wie im weiten Schatten in unabsehbarer Ferne zu verschwimmen schien.

Sie rief sich die Heldinnen der Romane zurück, in denen sie die ganze Zeit über gelesen hatte; die lyrische Legion dieser ehebrecherischen Weiber erschien ihr wie im Schwesterbund; sie hörte sie Chöre singen, in welche sie ebenfalls einstimmte. Sie kam sich selbst wie ein verkörpertes Traumgebilde vor, wie das Traumbild ihrer Jugend, wie der Typus jener Liebenden, die sie so lange vergeblich beneidet hatte. Außerdem empfand Emma auch noch das Gefühl befriedigter Rache. Hatte sie denn nicht genug gelitten? Jetzt triumphirte sie; ihre so lange im Zaume gehaltene Liebessehnsucht machte sich nun im fröhlichen Aufbrausen Luft. Sie genoß diese Befriedigung, ohne noch Gewissensbisse, ja ohne Angst und Besorgniß vor Entdeckung zu empfinden.

Der nächstfolgende Tag brachte neue Freuden. Sie schwuren einander unvergängliche Liebe zu. Sie erzählte ihm ihre frühere Trauer. Rudolph unterbrach ihre Erzählung mit seinen Küssen; mit halbgeschlossenen Augen bat sie ihn, sie wie-

der beim Namen zu nennen und ihr die Versicherungen seiner Liebe zu wiederholen. Wie gestern waren sie auch heute wieder im Walde zusammengekommen, in einer Hütte, die einem Holzschuharbeiter gehörte. Die Wände waren aus Flechtwerk, die Decke so niedrig, daß man nicht aufrecht stehen konnte. Sie saßen auf einem Haufen dürrer Blätter eng aneinander geschmiegt.

Von dieser Zeit an schrieben sie einander regelmäßig jeden Abend.

Emma trug ihren Brief bis an das Ende des Hausgartens, wo sie ihn in der Nähe des Flusses in eine Spalte der Terrassenmauer steckte. Rudolph holte ihn dort und legte einen andern an dessen Stelle, den Emma immer zu kurz fand.

Als Charles einmal vor Tagesanbruch das Haus verlassen hatte, fühlte sie sich von einem unwiderstehlichem Verlangen erfaßt, Rudolph sogleich zu sehen. Sie konnte nach la Houchette eilen, dort eine Stunde zubringen und wieder nach Yonville zurückgekehrt seyn, ehe die Leute dort aus dem Schlafe erwachten. Sie konnte dem Gelüste nicht widerstehen und war bald mitten in der Wiese, auf der sie raschen Schrittes forteilte, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen.

Der Tag begann zu grauen. Emma erkannte von Weitem das Haus ihres Geliebten; die schwarzen Wetterfähnchen auf dem Dache schnitten sich scharf gegen den blauen Himmel ab.

Hinter dem Hofraume, der zu den Wirthschaftsgebäuden gehörte, war ein größerer Bau, der das Schloß seyn mußte. Sie betrat es und ihr war zu Muthe, als wenn die Mauern bei ihrer Annäherung wie von selbst auseinandergewichen wären. Eine breite Treppe führte zu einem Corridor. Emma öffnete eine Thür und erblickte an der Rückwand des Zimmers

ein Bett, in dem ein Mann schlief. Der Mann war Rudolph. Sie stieß einen Schrei aus.

»Du, Du bist hier?« fragte er. »Wie bist Du hierhergekommen? Dein Kleid ist durchnäßt.«

»Ich liebe Dich!« antwortete sie, indem sie den Arm um seinen Hals schlang.

Nachdem ihr der verwegene Streich einmal gelungen war, versuchte sie ihn öfter. Charles ging jetzt immer am frühen Morgen aus; gleich darauf kleidete sich Emma rasch an und huschte die Treppe hinab, die bis an den Rand des Wassers führte.

Bisweilen war aber der Steg, auf welchem man über dasselbe gelangte, beschädigt oder auch ganz weggenommen; dann mußte sie den Mauern entlang gehen, die sich längs des Flusses erhoben. Die Uferböschung war abschüssig und schlüpfrig; um nicht zu fallen, mußte sie sich mit einer Hand an überhängenden Zweigen festhalten. Dann führte sie der Weg über frisch beackerte Felder, auf denen sie mit den feinen Stiefelchen bis über die Knöchel einsank. Die Zipfel des um den Kopf gewundenen Foulards wehten im Winde; sie fürchtete sich vor den Rindern und fing zu laufen an; sie kam dann ganz außer Athem an; ihre Wangen waren wie mit Purpur übergossen; aus ihrem ganzen Körper duftete das Aroma der freien Luft, der reichen, vollsäftigen Vegetation. Rudolph pflegte um diese Stunde immer noch zu schlafen. Mit ihr schien der Frühling in sein Zimmer zu treten.

Durch die gelben, an den Fenstern herabhängenden Vorhänge drang das Licht in sanften, gemäßigten Strahlen ein. Emma suchte tastend ihren Weg zwinkerte dabei mit den Augen, während die an Haaren und Gesicht hängenden Thau-

tropfen wie Edelsteine glänzten. Rudolph zog sie lachend zu sich und drückte sie an seine Brust.

Sie betrachtete dann alles, was sich im Zimmer befand, öffnete die Schubfächer aller Möbel, kämmte sich mit seinem Kamme und betrachtete sich in seinem Rasirspiegel. Bisweilen nahm sie sogar zwischen ihre Zähne das Mundstück einer großen Pfeife, die auf dem Nachtkästchen zwischen Citronen und Zuckerstücken bei einer Wasserflasche lag.

Der Abschied dauerte immer eine gute Viertelstunde. Emma weinte immer; sie versicherte, sich von Rudolph nicht trennen zu können. Den Impuls, der sie zu ihm trieb, vermochte sie nicht zu bewältigen; als sie eines Tages wieder ganz unerwartet zu ihm kam, runzelte er die Stirn, als wenn ihn irgend etwas unangenehm berührt hätte.

»Was hast Du denn?« fragte sie; »bist Du leidend? So rede doch.«

Er erklärte ihr mit sehr ernster Miene, daß diese Besuche sehr unbesonnen seyen und sie sich compromittire.

VI.

Nach und nach kam sie jedoch dahin, dieselben Befürchtungen, die Rudolph geäußert hatte, ebenfalls zu hegen. So lange sie von der Liebe noch ganz berauscht gewesen, hatte sie einzig und allein nur an diese gedacht. Jetzt, seitdem ihr diese Liebe zum Leben unerläßlich geworden, fürchtete sie etwas davon einzubüßen, oder auch nur eine Störung darin zu erleiden. Wenn sie Rudolphs Wohnung verließ und nach Hause zurückkehrte, warf sie unruhige Blicke umher, spähte nach jeder am Horizont auftauchenden Gestalt und nach jeder Dachluke, aus der man ihrer hätte ansichtig werden können. Sie horchte auf jeden Schritt, jeden Ruf, auf jedes Geräusch der Pflugscharen und blieb öfter stehen und zitterte, wie die Blätter der Pappeln, hinter deren Stämmen sie sich barg.

Als sie eines Morgens dergestalt zurückkehrte, glaubte sie plötzlich den langen Lauf einer anscheinend auf sie gerichteten Büchse zu erkennen. Der Lauf ragte in schiefer Richtung aus einem kleinen, am Rande eines Grabens halb zwischen Gräsern versteckten Fasse hervor. Emma, vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, ging nichtsdestoweniger vorwärts, worauf ein Mensch aus dem Fasse ungefähr in der Weise hervorkroch, wie jene wurstartig gedrehten Teufelchen, die aus Schachteln und Büchsen hervorspringen. Der Mensch trug Camaschen, die bis ober's Knie zugeknöpft waren, und eine

Kappe, die er tief in die Stirn gedrückt hatte; die Lippen zitterten und die Nase war hochroth vor Kälte. Der Mann war Capitän Binet, der hier auf dem Anstand lag, um wilde Enten zu schießen.

»Sie hätten schon von Weitem rufen sollen!« sagte er. »Wenn man eine Flinte sieht, muß man den Schützen immer aufmerksam machen.«

Der Capitän, oder besser gesagt, der Steuereinnehmer suchte mittelst dieser Reden die Furcht zu verbergen, die er ausgestanden hatte; da nemlich die Jagd auf wilde Enten gesetzlich nur von einem Kahn aus erlaubt ist, so fand es sich, daß Herr Binet, trotz seiner Ehrfurcht vor den Gesetzen, doch auf einem Jagdfrevel betreten worden war. Ohnedies hatte er in der Angst geschwebt, vom Feldhüter überrascht werden zu können. Diese Angst war jedoch gewissermaßen ein picanter Beisatz zu seinem Vergnügen gewesen; im Fasse steckend hatte er sich selbst seines Glücks und seiner Verschlagenheit halber Beifall gezollt.

Als er gewahrte, daß nicht der Feldhüter, sondern Emma ihn auf seiner verbotenen Jagd überrascht hatte, fiel ihm ein Stein vom Herzen und er athmete neuerdings tief und frei auf; er spann sogleich ein Gespräch folgendermaßen an:

»Es ist nicht warm heute; die Luft ist scharf!«

Emma antwortete nicht; er fuhr fort:

»Sie sind ja gar früh ausgegangen?«

»Ja wohl,« entgegnete sie stammelnd, »ich habe die Amme besucht bei der früher mein Kind war.«

»Schön, sehr schön! Was mich anbelangt, so bin ich, wie Sie mich hier sehen, seit Tagesanbruch auf dem Anstand;

das Wetter ist jedoch zu dunstig und neblig, als daß man, falls das Wildpret nicht ganz in die Schußlinie kömmt —«

»Guten Tag, Herr Binet,« unterbrach sie ihn und kehrte ihm den Rücken zu.

»Guten Tag, Diener, Madame,« erwiederte er in barschem Tone.

Er kehrte in sein Faß zurück.

Einige Augenblicke später that es Emma leid, daß sie den Steuereinnehmer in so verletzender Weise verlassen hatte. Sie mußte voraussetzen, daß er sicherlich nachtheilige Vermuthungen über ihren Spazirgang am frühen Morgen anstellen werde. Die Geschichte mit der Amme war die ungeschickteste Entschuldigung, die sie vorbringen konnte, da alle Welt in Yonville recht gut wußte, daß die kleine Bertha sich schon seit Jahresfrist wieder im Hause ihrer Eltern befand. Außerdem wohnte auch gar Niemand in der Nähe und der Weg, auf dem sie gesehen worden war, führte nur nach La Houchette; Binet mußte demnach errathen haben, von wo sie gekommen war, und daß er nicht schweigen, sondern plaudern würde, dessen konnte sie in vorhinein sicher seyn. Sie quälte sich den ganzen Tag hindurch mit allen nur erdenklichen Lügenprojecten, wobei ihr der alte Dummkopf mit der Flinte und Waidtasche immer vor Augen schwebte.

Als Charles nach dem Essen bemerkte, daß sie sorgenvoll und nachdenklich war, wollte er ihr eine Zerstreunng verschaffen; er führte sie zum Apotheker und die erste Person, der sie dort begegnete, war wieder Niemand Anderer, als der Steuereinnehmer. Er stand vor dem Zahltisch; das durch ein Gefäß mit rother Flüssigkeit einfallende Tageslicht fiel auf sein Angesicht; er sagte:

»Ich bitte Sie, geben Sie mir ein Loth Schwefelsäure.

»Justin!« rief der Apotheker, »lange die Schwefelsäure herab.«

Er wendete sich dann an Emma, die zur Apothekerin hinaufgehen wollte und sagte:

»Bleiben Sie doch, Madame; Sie dürfen sich nicht erst hinauf bemühen; meine Frau wird gleich herabkommen. Wärmen Sie sich mittlerweile am Ofen — Entschuldigen Sie einen Augenblick gefälligst — Guten Tag, Doctor!

Der Apotheker pflegte das Wort Doctor im Gespräche mit einem Andern sehr häufig zu brauchen; er glaubte, daß der Glanz desselben theilweise auf ihn selbst reflectire.

»Nimm Dich doch in Acht,« rief er nun wieder dem Lehrling zu; »Du wirfst ja die Mörser um! Hole Stühle aus dem kleinen Zimmer! Du weißt ja, daß die Fauteuils im Salon nicht gerückt werden dürfen.«

Um einen Fauteuil, an den der Lehrling thörichter Weise doch Hand angelegt hatte, wieder an Ort und Stelle zu bringen, wollte Homais eben aus der Apotheke eilen, als Binet eine halbe Unze Zuckersäure verlangte.

»Zuckersäure!« wiederholte der Apotheker in wegwerfendem Tone; »die kenne ich nicht! Sie wollten wohl Kleesäure sagen? Acidum oxalicum, Kleesäure, nicht wahr, die haben Sie gemeint?«

Binet setzte ihm nun auseinander, daß er eine scharfe Mischung zusammensetzen wolle, um verschiedene rostig gewordene Jagdgeräthschaften wieder rein zu bekommen. Als Emma von der Jagd sprechen hörte, zuckte sie zusammen. Der Apotheker bemerkte:

»Das Wetter ist für Metallgeräthschaften in der That nicht günstig; es ist gar so feucht.«

»Hm,« meinte der Steuereinnehmer mit vielsagender Miene; »es gibt doch Leute, die sich darein zu finden wissen «

Emma glaubte ersticken zu müssen.

»Jetzt brauche ich noch —«

»Wird er denn gar nicht weggehen?« dachte sie.

»Eine halbe Unze Terpentinessenz und Colophonium, vier Unzen gelbes Wachs und drei Loth Beinschwarz; ich brauche die Dinge, um das schwarze Lederzeug meiner Jagdequipirung frisch zu firnissen.«

Der Apotheker machte sich daran, das Wachs zurecht zu schneiden, als Madame Homais zum Vorschein kam, die kleine Irma auf den Armen tragend und Napoleon mit einer Hand führend; Nathalie ging hinterdrein. Sie setzte sich auf ein am Fenster stehendes mit Sammt überzogenes Bänkchen und der kleine Knabe kauerte sich auf einen Schämel, während seine ältere Schwester um die bei Papachen stehende Pastillenschachtel herumstrich. Der Apotheker filtrirte Flüssigkeiten und stopfte Flaschen zu, klebte Etiketten darauf und verfertigte kleine Packetchen. Rings umher war Alles still; man hörte nur von Zeit zu Zeit das Klimpern der Tarakörner in den Wagschalen und das Flüstern des Apothekers, der seinem Lehrling mit leiser Stimme einige Befehle gab.

»Wie geht es denn Ihrem jungen Fräulein?« fragte Madame Homais mit einem Male.

»Stille!« gebot ihr Mann, der die Preise der verkauften Medicamente auf einem Stückchen Papier berechnete.

»Warum haben Sie sie denn nicht mitgebracht?« fuhr die Apothekerin halblaut fort.

»St! St!« entgegnete Emma, mit dem Finger auf den Apotheker zeigend.

Binet versenkte sich ganz in das Studium der ihm vorgelegten Rechnung und schien von allem ringsumher Gesprochenen und Geflüsterten nichts gehört zu haben. Er ging endlich fort und Emma konnte erleichtert freier Athem holen.

»Warum seufzen Sie denn gar so sehr?« fragte Madame Homais.

»Ich finde es so warm hier,« antwortete sie.

Am nächsten Tage berieth sie sich ernstlich mit Rudolph, welche Vorsicht denn bei ihren Rendezvous künftighin zur Anwendung kommen sollte. Emma meinte zuerst, sie müsse ihre Magd mittelst irgend eines Geschenkes bestechen und so für sich gewinnen; dann aber dachten Beide, es dürfte besser seyn, sich in Yonville selbst irgend einen heimlichen Zusammenkunftsort zu sichern. Rudolph verhieß einen solchen suchen zu wollen.

Den ganzen Winter hindurch kam er drei- bis viermal jede Woche nächtlicher Weile in den Garten. Emma hatte ihm den Schlüssel der nach der Gasse führenden Thüre gegeben und Charles glauben gemacht, er sey verloren.

Um sie von seiner Gegenwart in Kenntniß zu setzen, warf Rudolph eine Handvoll Sand gegen die Fensterscheiben. Dann eilte sie wie von einem elektrischen Schlage getroffen hinaus; bisweilen mußte sie jedoch ihrer Ungeduld Zaum und Zügel anlegen; Charles pflegte nemlich gern sehr lang am Caminfeuer sitzen zu bleiben und zu plaudern; er konnte dann kein Ende finden. Bei solchen Gelegenheiten glaubte sie vor Ungeduld vergehen zu müssen; hätte sie es vermocht, sie würde ihn mit ihren Blicken zum Fenster hinausgeworfen haben. Sie machte dann immer ihre Toilette für die Nacht, nahm dann ein Buch und las recht ruhig, als wenn die Lecture sie ungemein angezogen hätte. Charles war dann gewöhnlich

schon im Bette und rief nach ihr, daß sie sich ebenfalls niederlegen sollte.

»Komme doch, Emma,« sagte er; »es ist ja spät.«

»Gleich, gleich,« antwortete sie dann regelmäßig.

Da ihn jedoch das Licht der Kerzen blendete, so kehrte er sich gegen die Wand und schlief dann immer sehr bald ein; den Athem an sich haltend, mit klopfendem Herzen und wogendem Busen, lächelnd und bebend, halb entkleidet schlüpfte sie dann aus dem Zimmer.

Rudolph hatte einen großen Mantel; er hüllte sie mit sich darein, schlang den Arm um ihren Leib und trug sie ohne ein Wort zu verlieren, bis an das äußerste Ende des Gartens.

Dort stand jene Laube und in ihr jene Bank aus halbverfaultem Holze, auf welcher sie von Leon ehemals mit liebeglühenden Augen betrachtet worden war. Jetzt dachte sie nicht mehr an ihn.

Durch die blattlosen Zweige sah man die Sterne schimmern; hinter sich hörten sie das Rauschen des Flusses und von Zeit zu Zeit das Knistern des vertrockneten Schilfrohrs am Ufer. Dunkle Gebüsche wogten im Finstern hin und her und schienen sich manchmal gleich gewaltigen Wogen erheben und sie überdecken zu wollen. Die Kälte veranlaßte sie, sich noch inniger an einander zu schmiegen; ihre Seufzer wurden inbrünstiger, ihre Augen, die sie kaum sehen konnten, schienen ihnen größer geworden zu seyn, und von Zeit zu Zeit schlüpften Worte voll Glut über ihre Lippen, deren Sinn in ihren Seelen nachzitterte, gleich den Saiten einer Aeolhharfe.

Wenn die Nacht regnerisch war, flüchteten sie sich in das zwischen dem Schuppen und dem Stalle gelegene Cabinet, in welchem Charles Consultationen zu ertheilen pflegte. Dort

zündete sie eine Kerze an, die in einem Küchenleuchter steckte, den sie hinter den Büchern verborgen hatte. Rudolph installirte sich daselbst, als wenn er dort zu Hause gewesen wäre. Das Aussehen der Bibliothek, des Schreibtisches, des ganzen Zimmers endlich erregte seine Heiterkeit; er konnte sich nicht enthalten, eine Unzahl von Scherzen über Charles zu machen, die Emma in Verlegenheit setzten. Sie hätte ihn gern ernster und bei gewissen Anlässen sogar lieber dramatischer gesehen, wie zum Beispiele einmal, als sie im Corridor Schritte zu hören glaubte.

»Man kömmt!« sagte sie.

Er löschte das Licht aus.

»Hast Du Pistolen?«

»Wozu?«

»Nun — um Dich zu vertheidigen,« versetzte Emma.

„Etwa gar gegen deinen Gatten? O, der arme Mensch!«

Rudolph pflegte diese Phrase mit einer Geberde zu ergänzen, die zu sagen schien:

»Ein Nasenstüber würde hinreichen, um ihn zu Boden zu schmettern.«

Sein Muth imponirte ihr, obwohl sie in demselben einen gewissen Mangel von Zartgefühl und eine gewisse grobe Naivetät verspürte, von der sie sich verletzt fühlte.

Rudolph hatte jedoch später über diese Pistolengeschichte ernstlich nachgedacht. Er fand Emma's Aeußerung sehr lächerlich und sogar abscheulich, weil er selbst gar keinen Grund hatte, den guten Charles zu hassen; Eifersucht war ein Gefühl, das er nicht kannte und endlich hatte ihm Emma in dieser Beziehung einen Eid zugeschworen, der durchaus nicht vom feinsten Geschmacke zeigte.

Außerdem fing sie an sehr sentimental zu werden. Man

hatte Miniaturporträte gewechselt, sich gegenseitig Locken abgeschnitten und jetzt begehrte sie sogar einen Ring, einen wahrhaften Trauring zum Zeichen ewiger Verbindung. Sie sprach viel von romantischem Geläute der Glocken am Abende und von den so beredten Stimmen der Natur dann wieder von ihrer und seiner Mutter. Obwohl nun die letztere seit mehr als zwanzig Jahren todt war, so glaubte sie ihn doch mit läppischen Worten trösten zu müssen, wie man es etwa mit einem verlassenen Kinde zu machen pflegt; bisweilen sagte sie sogar zu ihm, während sie dabei zum Monde emporblickte:

»Ich bin überzeugt, daß sie von dort oben auf uns herabblicken und unsere Liebe gut heißen.«

Dabei war sie aber so schön! Er hatte noch nie ein weibliches Wesen besessen, das so unbedingter Hingebung fähig gewesen wäre! Diese Liebe, die wohl verbrecherisch war nie aber zur Orgie ausartete, war für ihn etwas ganz Neues; sie zog ihn von seinen sonstigen allzubequemen Gewohnheiten ab und kitzelte nicht nur seine Sinnlichkeit, sondern auch seinen Stolz. Emma's Ueberspannung fand wohl vor dem Richterstuhle seines Alltagsverstandes keine Gnade; im Grunde fand er sie aber doch allerliebst, weil sie eben seiner Person galt. In dem Maße aber, in welchem er sich überzeugt halten durfte, von ihr geliebt zu seyn, that er sich keinen Zwang mehr an und kehrte zu seinen frühern Manieren zurück.

Er brauchte nicht mehr wie ehemals jene süßen Worte, die ihr Thränen in die Augen lockten, nie mehr jene heftigen Liebkosungen, die sie wahnsinnig vor Entzücken machten; darum kam es ihr auch vor, als wenn die große Liebe, die ihre Lebensatmosphäre war, merklich verschwände, gleich dem Wasser eines Stromes, der in seinem Bette einsickert und den Schlamm sichtbar werden läßt. Sie wollte je-

doch nicht daran glauben und verdoppelte ihre Zärtlichkeit, während Rudolph weniger als je bemüht war, seine Gleichgiltigkeit zu verbergen.

Sie war mit sich selbst nicht im Reinen, ob es ihr leid that, sich ihm ergeben zu haben oder ob sie nicht vielmehr wünschte, ihn noch mehr lieben zu können. Das demüthigende Gefühl, sich schwach zu wissen, gab manchmal bittere, durch ihre wollüstigen Genüsse jedoch wieder gemilderte Empfindungen. Es war nicht Anhänglichkeit, die sie für ihn empfand; sie stand vielmehr unter der Herrschaft einer permanenten Verführung. Er hatte sie dergestalt unterjocht, daß sie sich beinahe vor ihm fürchtete.

Dem äußeren Anscheine nach war jedoch Alles in ihren Verhältnissen ruhiger als je zuvor. Rudolph hatte es dahin gebracht, daß sich das ehebrecherische Weib ganz seinem Wollen und seinen Anordnungen fügte; nach sechs Monaten war es mit den Beiden dahin gekommen, daß sie sich wie ein Ehepaar gegen einander benahmen, das ruhig die auf dem häuslichen Herde brennende Flamme unterhält.

Es war wieder die Zeit gekommen, in welcher der alte Rouault in der Erinnerung an sein wieder eingerenktes Bein alljährlich ein wälsches Huhn schickte. Das Geschenk war regelmäßig von einem Briefe begleitet. Emma schnitt den Bindfaden durch, mit welchem das Schreiben an dem Korbe befestigt war, und las nachfolgende Zeilen:

»Meine lieben Kinder!

»Ich hoffe, daß meine Sendung Euch in guter Gesundheit treffen wird, und daß das welsche Huhn eben so gut wie die frühern seyn wird; mir kömmt es fetter, und wenn ich es sagen darf, doch auch wieder fleischiger vor. Das nächste

Mal werde ich Euch der Veränderung halber einen Hahn schicken, wenn Euch nicht mehr an den Hennen gelegen ist; schickt mir den Korb zurück und auch die zwei früher bereits überschickten Körbe. Mit meinen Karren ist mir ein Malheur passirt; die Leinwanddecke des größten ist in einer Nacht, als es sehr stark wehte, vom Sturme weggerissen und auf einen Baum getragen worden. Die Ernte ist auch nicht sonderlich ausgefallen. Ich weiß noch nicht, wann ich Euch besuchen werde. Ich kann jetzt so schwer vom Hause weg, seit ich allein bin, liebe Emma.«

Hier war ein Zwischenraum zwischen den Zeilen, als wenn der gute Mann die Feder bei dieser Stelle weggelegt und eine Weile lang nachgedacht hätte. Dann hieß es weiter:

»Was mich anbelangt, so bin ich wohl und habe blos einen Schnupfen, den ich mir neulich auf dem Markte zu Yvetot geholt habe, wohin ich gegangen war, um einen Schäfer zu miethen; den frühern hatte ich weggeschickt, weil er im Essen gar so wählerisch war. Man steht mit den Schelmen ungemein viel aus! Außerdem war er auch ein Grobian.

»Ein Hausirer, der diesen Winter durch euer Dorf gekommen ist und sich dort einen Zahn hat ziehen lassen, erzählte mir, daß dein Mann fleißig sey und tüchtig darauf losarbeite. Das nimmt mich weiter nicht Wunder; er hat mir den ausgerissenen Zahn gezeigt; wir haben dann zusammen Kaffeh getrunken. Ich fragte ihn, ob er Dich zu Gesicht bekommen; er sagte nein, bemerkte aber, daß er im Stalle zwei Pferde gesehen, woraus ich schließe, daß das Geschäft gut geht. Um so besser, liebe Kinder; möge der liebe Gott Euch alles erdenkliche Glück schicken!

»Es thut mir recht weh, daß ich meine Enkelin Bertha Bovary noch immer nicht kenne; ich habe im Garten gerade

unter den Fenstern deines Zimmers einen Zwetschkenbaum gesetzt; von den Zwetschken soll Niemand etwas bekommen, sondern nur Comlot daraus gemacht werden, das ich für sie aufbewahre und ihr geben werde, sobald sie zum Besuch zu mir kommen wird.

»Adieu, liebe Kinder. Ich umarme Dich, meine Tochter, Sie auch, lieber Schwiegersohn und küsse die Kleine auf beide Wangen.

»Ich bin mit den herzlichsten Grüßen

Euer zärtlicher Vater
Theodor Rouault.«

Nachdem sie den auf grobem Papier geschriebenen Brief gelesen hatte, behielt sie denselben noch einige Minuten lang in den Händen. Es wimmelte in dem Schreiben von orthographischen Fehlern; Emma verfolgte aber die freundlichen Gedanken, die sich in dem ganzen Inhalte desselben fortwährend gleich einer Henne bemerkbar machten, die hinter einer Hecke nach ihren Küchlein gackert. Statt des Streusandes war Asche vom Camin auf die Schrift gestreut worden; der graue Staub löste sich vom Papier los und fiel auf Emma's Kleid; sie glaubte ihren Vater vor sich zu sehen, wie er sich zum Camin hinbückte, um Schaufel oder Feuerzange zur Hand zu nehmen. Wie viele Zeit war doch verflossen, seitdem sie nicht mehr bei ihm auf einem Schämel am Camin gesessen war und das Ende eines langen Stabes in das knisternde Binsenfeuer gehalten hatte!

Dann gedachte sie wieder der schönen, sonnigen Sommerabende, an denen sie die Füllen auf den Wiesen galoppiren gesehen und lustig wiehern gehört hatte. Unter ihrem Fenster hatte ein Bienenkorb gestanden. Die im Lichte kreisenden Bienen schlugen bisweilen gegen die Fensterscheiben und

prallten gleich geworfenen Goldkugeln von denselben zurück. Wie glücklich war sie doch in jener Zeit gewesen, wie frei, wie hoffnungsreich! Wie sehr hatte sie sich in ihren Illusionen gewiegt! Von diesen Illusionen war ihr aber keine übrig geblieben; als Jungfrau noch, dann in der Ehe und noch später in der Liebe hatte sie sie alle aufgebraucht, sie längs des Lebenspfades gleich einem Reisenden verloren, der in allen Gasthöfen an der Straße etwas von seinem Reichthum zurückläßt.

Was machte sie denn aber so unglücklich? Wo war denn die außerordentliche Katastrophe, die ihr Leben so sehr getrübt hatte? Sie richtete das Haupt empor und blickte rings umher, als wenn sie nach den Ursachen ihres Leidens suchen und forschen gewollt hätte.

Die Frühlingssonne spielte an den Porzellangefäßen auf der Etagère; im Camin brannte ein helles Feuer; unter ihren Pantöffelchen fühlte sie den weichen, schwellenden Teppich; der Tag war schön die Luft lau und das fröhliche Lachen ihres Kindes schlug an ihr Ohr.

Das kleine Mädchen wälzte sich auf dem Rasen, wo eben Gras abgemäht wurde; es lag auf dem Bauche auf einem Heuschober. Die Bonne hielt sie am Rocke, Lestiboudois mähte daneben, das Kind schaute ihm zu und klatschte lustig in die Händchen.

»Bringe sie her!« rief die Mutter hinauseilend, um das Kind zu umarmen. »Wie lieb habe ich Dich, mein armes Kind, wie sehr, wie innig lieb!«

Sie bemerkte, daß Bertha an einem Ohrläppchen ein wenig schmutzig war und schellte damit man ihr warmes Wasser bringe; sie reinigte das Kind, zog ihm andere Wäsche, frische Strümpfe, saubere Schuhe an, erkundigte sich nach

seinem Befinden, als wenn sie eben von einer Reise zurückgekommen wäre, küßte es neuerdings, weinte ein wenig und gab es dann der Magd zurück, die über diesen Ausbruch von Zärtlichkeit ganz verblüfft war.

Als Rudolph am Abend kam, fand er sie ernster als gewöhnlich.

»Das wird wieder vorübergehen,« dachte er, »das ist nur Launenhaftigkeit.«

Absichtlich versäumte er nun drei Rendezvous. Als er sich endlich wieder einstellte, war sie kalt und fast zurückstoßend.

»Mit solcher Tactik, mein Schätzchen,« dachte er, »verlierst Du deine Zeit bei mir.«

Er that, als wenn er weder ihre melancholischen Seufzer, noch das Schnupftuch bemerkte, das sie aus der Tasche zog.

In diesem Momente empfand Emma zum ersten Male wirklich Reue.

Sie fragte sich, warum sie denn Charles jetzt verabscheue und ob es denn nicht besser wäre, ihn noch lieben zu können. Er bot ihr aber keinen sonderlichen Anlaß zur Wiederanfachung ihrer Empfindungen; sie fing an in Verlegenheit mit ihren Selbstopferungsgelüsten zu gerathen, als ihr der Apotheker mit einem willkommenen Anlaß zu Hilfe kam.

V.

Der Apotheker hatte nemlich vor Kurzem von einer neuen Methode zur Heilung der Plattfüße geschrieben, die vielfach sehr gelobt wurde; als Freund jedes Fortschrittes erfaßte er den patriotischen Gedanken, Yonville müsse sich auf ein gleiches Niveau mit andern Orten setzen und Plattfuß-Operationen vornehmen lassen.

Er besprach sich mit Emma darüber und sagte:

»Was riskirt man denn dabei? Hören Sie nur einmal (und nun zählte er an den Fingern alle Vortheile der neuen Methode auf): Der Erfolg ist beinahe gesichert, der Kranke wird erleichtert und seinem Fuß eine bessere Form gegeben, der Operateur gelangt zu schneller Berühmtheit. Darum sehe ich auch nicht ein, warum Ihr Mann sich nicht daran machen und den armen Hippolyt aus dem Gasthause »zum goldenen Löwen« nicht von seinem Leiden befreien sollte. Denken Sie nur, der arme Bursche würde gewiß nicht unterlassen, von seiner Heilung mit allen Reisenden zu sprechen und mich« (hier sprach Homais mit gedämpfter Stimme und blickte um sich her, ob ihn auch Niemand höre) »könnte auch Niemand hindern, in unserer Zeitung ein Wörtchen darüber zu sagen. So ein Artikelchen kömmt aber in gar viele Hände — man spricht davon — und das Renommée ist gemacht. Daraus kann sich aber noch Großes und Schönes ergeben.«

Die Möglichkeit einer von Bovary auszuführenden glück-

lichen Operation ließ sich in der That nicht in Abrede stellen; Emma hatte keinen Grund an seiner Geschicklichkeit zu zweifeln und würde sich sehr glücklich gefühlt haben, ihn zu einem Schritte bewegen zu können, der ihn zu Ruf und Reichthum geführt haben könnte. Sie fühlte ja das Bedürfniß, sich auf etwas Solideres als Liebe zu stützen.

Vom Apotheker und ihr aufgefordert ließ sich Charles überreden. Er ließ das Buch des Doctor Duval über den bezüglichen Gegenstand aus Rouen kommen und studirte allabendlich darin, wobei er den Kopf in die Hände stützte und sich dabei ganz in die Lectüre vertiefte.

Während er nun so über die verschiedenen Arten von Plattfüßen, über die Abweichung des Fußes nach abwärts, einwärts oder auswärts, oder wie es mit den gelehrten Ausdrücken hieß, über pes equinus, varus und valgus, über Strephocatopodie, Strephendopodie und Strephexopodie, Strephipepodie und Strephanopodie studirte, erschöpfte der Apotheker seine Beredsamkeit, um den Stallknecht durch alle nur erdenklichen Beweggründe zu bewegen, daß er sich operiren lassen soll.

»Du wirst kaum einen leichten Schmerz empfinden; es ist wie ein kleiner Stich, etwa wie ein Aderlaß; es thut weniger weh, als das Ausschneiden gewisser Leichdörner.«

Hippolyt schien nachzudenken und starrte den Apotheker mit dummen, ausdruckslosen Blicken an.

»Uebrigens,« fuhr der Apotheker fort, »geht mich das eigentlich gar nichts an; ich spreche ja nur deinethalben und rede ja nur aus bloßer Menschlichkeit. Ich möchte Dich gern von dem häßlichen Hinken und dem Hin- und Herschwanken der Hiftgegend befreit sehen, welche Gebrechen Dir, wenn Du es

auch nicht zugestehen willst, doch in der Ausübung deines Geschäftes sehr hinderlich seyn müssen.«

Nun setzte ihm Homais auseinander, um wie viel beweglicher und rüstiger er seyn und um wie viel mehr Glück er bei den Frauenzimmern machen würde. Darüber brach der Stallknecht in ein töppisches Lachen aus. Der Apotheker bemerkte, daß er Terrain gewonnen hatte und fing nun an ihn bei der Eitelkeit zu packen.

»Saperlot!« sagte er, »Du bist ja ein Mann!!! Wie wäre es denn, wenn Du Militärdienste leisten müßtest — wenn Du unter der Fahne dienen solltest. — Bedenke doch, Hippolyt!«

Solche Gespräche wurden von Homais gewöhnlich mit der Bemerkung beendigt, daß er diesen Eigensinn und die Verblendung, von den Wohlthaten der Wissenschaft nicht Nutzen ziehen zu wollen, nicht zu begreifen im Stande sey.

Der arme Bursche gab endlich nach, da sich wirklich eine Art von Verschwörung gegen ihn gebildet hatte. Binet, der sich nie in fremde Angelegenheiten zu mischen pflegte, Madame Lefrançois, Artemisia, die Nachbarn und sogar der Maire, Herr Tuvache, kurz alle Welt regte ihn an, machte ihm Vorstellungen und meinte, daß er sich schämen müsse, wenn er sich nicht fügte; was ihn aber vorzugsweise sich zu fügen bestimmte, war der Umstand, daß ihn die Cur nichts kosten sollte. Bovary machte sich sogar anheischig, den Apparat, der nach der Operation an das Bein angelegt werden sollte, auf seine Kosten herbeizuschaffen. Emma war die Erste mit der Behauptung hervorgerückt, man müsse den armen Teufel gratis behandeln; Charles ging auf den Gedanken ein und behauptete seinerseits, seine Frau sey ein Engel.

Mit Hilfe der Rathschläge des Apothekers ließ er von Tischler und Schlosser eine Art Büchse verfertigen, die ungefähr acht Pfund wog und an welcher Eisen, Holz, Blech, Leder, Schrauben und Nägel nicht gespart waren. Das Kunstwerk mußte nicht weniger als dreimal umgearbeitet werden, ehe man es für gelungen erklärte.

Um jedoch zu wissen, welche Sehne an des Stallknechtes Fuß durchschnitten werden sollte, mußte zunächst ermittelt werden, an was für einer Art von Plattfuß er denn eigentlich litt.

Sein Fuß bildete mit dem Bein eine fast gerade Linie. war aber nichtsdestoweniger auch nach einwärts gedreht; es war daher eine Art von Pferdefuß (Pes equinus) mit varus complicirt.

Mit diesem Pferdefuß aber, der wirklich ganz wie der Huf eines Pferdes aussah, den eine runzlige Haut bedeckte, der dürre Muskeln und Sehnen hatte und dessen schwarze Nägel recht gut Hufnägel vorstellen konnten, galoppirte der Verunstaltete, oder, wie ihn der wissenschaftlich gebildete Apotheker mit dem technischen Namen nannte, der »Strephopodus« den ganzen Tag hindurch mit der Schnelligkeit und Elasticität eines Hirsches.

Bedurfte man seiner, so war er beständig zu haben; ohne Unterlaß sah man ihn sich um die Karren und Wagen herumtreiben und dabei das krumme Bein eben so gelenkig als das gerade bewegen. Er schien sogar mehr Kraft in der verunstalteten als in der normal gebildeten Extremität zu haben; das kranke Glied mochte wohl durch die viele Uebung und Anstrengung ganz besondere körperliche und moralische Eigenschaften erlangt haben; bei schweren Arbeiten und größern

Anstrengungen pflegte er dasselbe vorzugsweise in Anspruch zu nehmen.

Da das kranke Glied nun einmal ein Pferdefuß war, so mußte die Achillessehne durchgeschnitten werden; eine spätere Operation würde dann die Durchschneidung des Musculus tibialis anterior zur Aufgabe gehabt haben, um auch den varus zu beseitigen; der Arzt wagte nemlich nicht auf einmal zwei Operationen vorzunehmen; er fürchtete, in irgend eine wichtige Gegend zu gelangen, die er nicht genau kannte.

Weder Ambroise Paré, als er fünfzehn Jahrhunderte nach Celsius zum ersten Mal eine Arterie unterband, noch Dupuytren, als er durch eine dichte Masse von Gehirnsubstanz einen Absceß operirte, noch Gensoul, als er zum ersten Mal die Abtragung eines obern Kinnbackens vornahm, mochten so viel Herzklopfen, so viel nervöses Zittern, so große Angst verspürt haben, als Herr Doctor Bovary, da er sich Hippolyt näherte und dabei das Tenotom zwischen den Fingern hielt. Wie in einem Spital konnte man auch hier auf einem Tisch einen Haufen Charpie, gewichste Fäden, viele Verbandstücke, eine ganze Pyramide von Compressen sehen; der Apotheker, der einmal ansehnlichen Vorrath davon besaß, hatte ihn ganz und gar dem edlen Zwecke gewidmet. Die Vorbereitungen zur Operation hatte er ebenfalls schon am frühen Morgen getroffen und zwar sowohl, um der Menge zu imponiren, als um sich selbst ein Blendwerk vorzumachen. Charles durchstach die Haut, man hörte eine Art Krachen und Knistern, die Sehne war glücklich durchschnitten, die Operation beendigt und Hippolyt wußte sich vor Erstaunen gar nicht zu fassen; er faßte Bovary's Hände und wollte nicht aufhören sie mit Küssen zu bedecken.

„Na, fasse Dich und sey ruhig," sagte der Apotheker,

»Du kannst deinem Wohlthäter deine Dankbarkeit später bezeigen.«

Er eilte in den Hof hinab, um das Resultat fünf oder sechs Neugierigen zu erzählen, die im Hofe warteten und der Meinung waren, Hippolyt werde gleich mit einem völlig geraden Fuße zum Vorschein kommen. Charles schnallte dem Patienten den so mühsam verfertigten Apparat an und kehrte nach Hause zurück, wo ihm Emma in ängstlicher Erwartung vom Fenster aus entgegensah. Sie umarmte ihn; sie setzten sich dann zu Tische; er aß viel und verlangte zum Dessert sogar eine Tasse Kaffeh, ein Luxus, den er sich sonst nur am Sonntag erlaubte, wenn Gäste zu Tische waren.

Der Abend verging ihnen sehr angenehm; sie plauderten und entwarfen Pläne für die Zukunft, wie sie seit lange nicht gethan hatten. Sie sprachen von ihrem künftigen Reichthum und von den Verschönerungen, die sie in ihrem Haushalt dann einführen wollten; er sah im Geiste, wie sein ärztliches Ansehen sich steigerte, sein Wohlstand zunahm und seine Frau ihn immer liebte; auch ihr that es wohl, einmal wieder eine neue, bessere, edlere Empfindung zu haben und einige Zärtlichkeit für den armen Charles, der sie so sehr liebte, fühlen zu können. Sie dachte wohl einen Augenblick lang an Rudolph, kehrte aber dann gleich wieder zu Charles zurück. Mit Erstaunen bemerkte sie sogar, daß er hübsche Zähne hatte.

Sie lagen schon im Bette, als der Apotheker, trotzdem die Magd Einsprache erhob, plötzlich ins Zimmer trat und ein frisch beschriebenes Blatt Papier in der Hand hielt, die Reclame, die er für seine Zeitung, das »Journal de Rouen«, bestimmte. Er wollte, daß Bovary den Aufsatz lesen sollte.

»Lesen Sie ihn vor,« sagte Charles.

Er las:

»Trotz der Vorurtheile, die einen Theil Europa's noch immer netzartig bedecken, beginnt sich doch das Licht selbst auf dem flachen Lande Bahn zu brechen. In solcher Weise ist auch am vorigen Dinstag unsere kleine Stadt Yonville der Schauplatz einer chirurgischen Operation gewesen, die gleichzeitig ein Act der Philanthropie und Humanität war; Herr Bovary, einer unserer ausgezeichnetsten Practiker —«

»Zu viel! Zu viel!« rief Charles, den die Aufregung zu ersticken drohte.

»Durchaus nicht, keineswegs, nicht im Geringsten — hat einen am Plattfuß leidenden Patienten operirt. — Ich sage absichtlich Plattfuß, weil ich in einer Zeitung keinen wissenschaftlichen Ausdruck brauchen wollte, den das große Publicum vielleicht nicht verstehen würde; man muß auf die Massen wirken und —«

»Sie haben ganz Recht,« sagte Charles; »fahren Sie nur fort.«

»Das will ich thun,« sagte der Apotheker.

»Herr Bovary, einer unserer ausgezeichnetsten Practiker, hat einen gewissen Hippolyt Tautain am Plattfuß operirt; dieses Individuum ist seit fünfundzwanzig Jahren Stallknecht im Gasthofe »zum goldenen Löwen«, einem Institute, an dessen Spitze die Frau Witwe Lefrançois steht. Die relative Neuheit der Operation und das lebhafte Interesse, das die Einwohner an dem in Rede stehenden Patienten haben, veranlaßte ein Zusammenströmen der Bevölkerung an der Schwelle des Gasthofes. Die Operation wurde mit zauberhafter Schnelligkeit vollzogen. Kaum einige Tröpfchen Blut erschienen auf der Haut, die gleichsam anzeigen sollten, daß die rebellische Sehne die Einwirkung der Kunst gewichen sey. Aufs angenehmste fühlten sich alle Augenzeugen berührt,

als der Patient versicherte, er habe gar keinen Schmerz gehabt. Sein Zustand läßt auch bis jetzt nichts zu wünschen übrig und es liegt gegründete Hoffnung vor, daß die Reconvalescenz kurz seyn wird; wer weiß, ob wir nicht schon bei dem nächsten ländlichen Fest unsern wackern Hippolyt unter den muntersten Tänzern und lustigsten Burschen figuriren und so vor Aller Augen durch seine Elasticität und seine Entrechats den Beweis liefern sehen werden, daß er vollständig hergestellt sey. Preis und Ruhm sey daher dargebracht den Männern der Wissenschaft, den unermüdlichen Forschern, die ihre Tage und Nächte, die Anstrengungen des Körpers wie jene des Geistes dem Wohle ihrer Mitmenschen widmen. Anerkennung den Männern, die da den Spruch zur Wahrheit machen, daß die Tauben hören und die Lahmen gehen werden! Was in früheren Zeiten nur dem Zauber möglich zu seyn schien, das vollbringt jetzt die Wissenschaft auf wohlbedachten Wegen vor Aller Augen. Wir werden unsere Leser von dem weitern Fortgang und den Folgen der so merkwürdigen Operation in Kenntniß setzen.«

Trotz all' dieser Lobpreisungen waren doch kaum fünf Tage vergangen, als Madame Lefrançois wie eine Wahnsinnige in die Wohnung des Arztes stürzte und athemlos ausrief:

»Zu Hilfe! — Er stirbt! — Ich weiß mir nicht mehr zu helfen!«

Charles eilte nach dem Gasthofe »zum goldenen Löwen«; als ihn der Apotheker ohne Hut über die Straße eilen sah, folgte er ihm nach; er lief, keuchte, rannte sich außer Athem und fragte Jeden, der ihm in den Weg kam:

»Wie geht es denn dem interessanten Strephopoden?«

Der arme Strephopode wand sich wie ein Verzweifelter

und schlug mit der angelegten Maschine so gewaltsam gegen die Wand, als wenn er sie hätte zertrümmern wollen. Unter Anwendung vieler Vorsichtsmaßregeln um ja die Extremität nicht aus der ihr gegebenen Lage zu bringen, wurde der Apparat abgenommen, worauf sich ein entsetzlicher Anblick zeigte. Der Fuß hatte gar keine natürliche Form mehr; er war so geschwollen, daß die Haut zerspringen zu wollen schien; außerdem war sie mit Quetschungen bedeckt, welche durch die Schnallen und Riemen der famosen Maschine veranlaßt worden waren. Hippolyt hatte gleich vom ersten Tage an Klage darüber geführt, die weiter nicht beachtet worden war; jetzt erkannte man, daß er doch nicht ganz unrecht gehabt hatte; man ließ ihn einige Stunden lang ohne Verband liegen. Kaum hatte sich jedoch die Geschwulst ein wenig gelegt, so beeilten sich die beiden Gelehrten den Verband wieder anzulegen, den sie noch fester schnallten, um die Sache zu beschleunigen.

Als es Hippolyt drei Tage später gar nicht mehr aushalten konnte, nahmen sie den Apparat neuerdings ab und waren nicht wenig über den Anblick entsetzt, der sich ihnen nun darbot. Nicht nur der Fuß, sondern selbst das ganze Bein war geschwollen, unheimlich blau, mit Blasen bedeckt, aus denen eine schwarze Flüssigkeit sickerte. Es sah ernsthaft, ja sogar erschreckend aus. Hippolyt wollte die Qual nicht länger ertragen; die Gastwirthin ließ ihn in den kleinen Salon neben der Küche legen, damit er dort wenigstens einige Zerstreuung habe.

Der Steuereinnehmer aber, der dort täglich speiste, beklagte sich mit vielem Unwillen über eine solche Nachbarschaft. Man entschloß sich sodann, Hippolyt in den Billardsaal zu bringen.

Dort lag er, ächzte unter seinen dicken Wolldecken, war

bleich oder vielmehr fahl und sah mit dem langgewordenen Barte und den tief in die Höhlen zurückgesunkenen Augen ganz entsetzlich aus. Von der Stirne triefte ihm kalter Schweiß und er wälzte sich von Ungeduld auf den schmutzigen Pölstern hin und her.

Madame Bovary besuchte ihn öfters. Sie brachte ihm Wäsche zu Umschlägen, tröstete und ermuthigte ihn. Es fehlte ihm jedoch nicht an Gesellschaft, namentlich an Markttagen nicht, wenn die Bauern rings um ihn her Billard spielten, mit den Billardstöcken herumfuchtelten, rauchten, tranken, sangen und discurirend einen ganz entsetzlichen Lärm machten.

»Wie geht es Dir?« sagten sie und schlugen ihn dabei derb auf die Schultern. »Es ist nur deine Schuld, wenn es Dir schlecht geht. Thue dies und jenes. Höre nicht auf die Aerzte und brauche Hausmittel.«

Nach solchen Einleitungen erzählten sie ihm Geschichten von Leuten, die ähnliche Krankheiten wie er gehabt, aber durch ganz andere Mittel hergestellt worden waren. Sie fügten dann regelmäßig hinzu:

»Du gibst Dir zu viel nach! Du verzärtelst Dich. Du läßt Dich hätscheln, als wenn Du ein Prinz wärst, und bei all dem riechst Du wahrhaft nicht nach Gewürznelken.«

Der arme Junge verbreitete in der That einen ganz unleidlichen Geruch, weil der Brand an seinem Beine immer mehr und mehr zunahm. Bovary wurde selbst ganz unwohl vom Einathmen der schädlichen Miasmen. Nichtsdestoweniger besuchte er den bedauernswerthen Kranken täglich mehrmals. Hippolyt sah bei diesen Besuchen immer wie ein wahres Jammerbild aus und pflegte schluchzend und stammelnd zu sagen:

»Wann werde ich einmal hergestellt seyn? Ich beschwöre

Sie bei Allem was heilig ist, helfen Sie mir, retten Sie mich. Ich bin gar so unglücklich.«

Der Arzt tröstete ihn so gut er konnte und ermahnte ihn, vor allem ja keinen Diätfehler zu begehen und so wenig Nahrung als möglich zu sich zu nehmen.

»Höre nicht auf ihn,« pflegte dann Madame Lefrançois zu sagen, »sie haben Dich genug gemartert, armer Junge, Du darfst nicht noch mehr geschwächt werden. Nimm nur, was ich Dir gebe, das wird Dir nützen und keinesfalls Schaden bringen.«

Unter solchen Reden, nöthigte sie ihn Kraftsuppe oder einige Bissen saftiges Schöpsenfleisch oder ein Stück Speck zu essen; bisweilen brachte sie ihm ein Gläschen Branntwein; er aber hatte nicht den Muth, auch nur die Lippen damit zu benetzen.

Der wackere Abbé Bournisien besuchte ihn ebenfalls und spendete ihm trotz den Einwendungen des freigeistigen Apothekers geistlichen Trost, dessen er nicht weniger als des körperlichen bedurfte. Dabei machte der Brand rapide Fortschritte und drohte von den Beinen auf den Bauch überzugehen. Trotz alles Wechsels in den Medicamenten und Kataplasmen wurde das Fleisch von Tag zu Tag mehr bloßgelegt und Charles konnte endlich nicht umhin, seine Zustimmung zu geben, als ihn Madame Lefrançois fragte, ob sie nicht, da es mit dem Patienten doch gar so rasch bergab gehe, den Doctor Canivet von Neufchatel kommen lassen möge, der in jener Gegend eine Celebrität war.

Canivet war Doctor der Medicin, fünfzig Jahre alt, hatte eine sehr ausgebreitete Praxis und von sich selbst eine sehr hohe Meinung; darum genirte er sich auch nicht, ein Lachen der Geringschätzung und Verachtung hören zu lassen,

als er das bis zum Knie brandiggewordene Bein zu Gesichte bekam. Er erklärte sogleich rund heraus, daß hier eine Amputation vorgenommen werden müsse und zog dann in der Apotheke in sehr derber Weise gegen die Esel los, die einen Menschen hatten so unglücklich machen und in einen solchen Zustand versetzen können. Er hielt dabei Homais an einem Knopfe seines Rockes fest und perorirte:

»So geht es nun mit den Pariser Erfindungen! Das ist die Folge der Ideen, welche die Herren in der Hauptstadt haben! Gerade so geht es mit der Operation des Schielens, mit dem Chloroform und der Zermalmung des Steines, lauter monströse Neuerungen, welche von Regierungswegen verboten werden sollten. Man will jedoch hyperklug seyn und verordnet Mittel und Dinge, ohne sich um die weitern Folgen zu kümmern. Wir Andern in der Provinz sind freilich keine solchen Helden, keine Gelehrten und auch keine Neuerer, wir sind praktische Leute, wir curiren und werden uns nie beifallen lassen, an Jemanden, der sich sehr gut befindet, eine Operation zu vollziehen. Plattfüße strecken zu wollen! Wer kann denn Plattfüße strecken! Das ist gerade so, als wenn man Bucklige gerade machen wollte!«

Homais stand nicht wenig aus, als er diese Reden hörte; er verbarg jedoch seine Unbehaglichkeit hinter höflingsartigem Lächeln; er durfte es nemlich mit dem Doctor Canivet nicht verderben, dessen Recepte bisweilen in seiner Apotheke vorkamen; er versuchte es daher nicht, Bovary zu vertheidigen, machte gar keine Bemerkung, verläugnete seine Grundsätze und brachte seine Würde den materielleren Interessen seines Geschäftes zum Opfer.

Die Amputation, welche Doctor Canivet vornehmen sollte, machte im Dorfe unerhörtes Aufsehen. Alle Bewohner

waren an diesem Tage früher als gewöhnlich aufgestanden, die große Gasse war zwar voll Leute, sah aber doch sehr düster aus, als wenn es sich um eine Hinrichtung gehandelt hätte. Im Laden des Krämers wurde über Hippolyts Krankheit discutirt; die andern Kaufläden blieben leer; Madame Tuvache, die Frau des Maire, wich nicht vom Fenster; sie konnte es nicht erwarten, den Operateur ankommen zu sehen.

Er kam endlich in seinem Cabriolet angefahren, das er selbst kutschirte. Da die rechtseitige Feder unter dem Gewichte des corpulenten Mannes nachgelassen hatte, so hing der Wagen im Fahren ein wenig auf die Seite; so kam es, daß man auf dem Kissen neben ihm ein großes mit rothem Leder überzogenes Etui erblickte, an welchem die polirten Messingschließen hell erglänzten.

Als der Doctor wie ein Sturmwind unter die Einfahrt des Gasthofes »zum goldenen Löwen« gekommen war, rief er mit lauter Stimme nach der Dienerschaft des Hauses, befahl sein Pferd auszuspannen und begab sich dann selbst in den Stall, um nachzusehen, ob es seinen Hafer in Ordnung verzehre; er pflegte es nemlich immer so zu halten, daß er sich, wenn er zu seinen Kranken kam, immer zunächst mit seiner Stute und seinem Cabriolet beschäftigte. Man pflegte in dieser Hinsicht sogar von ihm zu sagen:

»Oh, dem Doctor Canivet muß man derlei Dinge nachsehen, der ist ein Original!

Man schätzte ihn seines unerschütterlichen Gleichmuthes halber sogar nur um so mehr. Die Welt hätte aus ihren Fugen gehen können, ehe er auch nur von der kleinsten Gewohnheit abgegangen wäre.«

Homais empfing ihn.

»Ich habe auf Sie gerechnet,« sagte der Doctor. »Ist Alles bereit? Ja? Vorwärts also!«

Der Apotheker erröthete und gestand, daß er zu gefühlvoll sey, um einer Operation beiwohnen zu können.

»Sie wissen es ja,« sagte er, »als Arzt am besten, wie man, wenn man blos Zuschauer ist, ergriffen wird; ich bin außerdem noch so nervös —«

»Warum nicht gar,« unterbrach ihn Canivet, »Sie scheinen mir im Gegentheil zum Blutschlag zu disponiren, was mich übrigens gar nicht Wunder nimmt; als Apotheker stecken Sie immer in Ihrem Laboratorium und da muß Ihnen das Blut zuletzt zu Kopfe steigen. Da schauen Sie mich einmal an; ich stehe täglich um vier Uhr Morgens auf, rasire mich mit kaltem Wasser, denn mich friert niemals, ich trage keinen Flanell, weiß nichts von Rheumatismen und habe eine eiserne Constitution. Dabei führe ich durchaus keine geregelte Lebensweise, sondern füge mich philosophisch in das, was der Zufall eben bringt. Darum bin ich aber auch nicht wie Sie für jede Schädlichkeit empfänglich, bin nicht krankhaft empfindlich und schneide eben so ruhig eine menschliche Gliedmaße ab, als ein Hühnerflügelchen. Sie werden freilich sagen, daß nur die Gewohnheit hieran Schuld trage —«

Ohne nur im Geringsten Rücksicht auf Hippolyt zu nehmen, der in Todesangst unter seiner Decke lag, fingen nun die beiden Herren ein Gespräch an, in welchem der Apotheker die Kaltblütigkeit des Chirurgen mit der eines Feldherrn verglich; diese Zusammenstellung gefiel Canivet, der sehr wortreich in der Auseinandersetzung der Erfordernisse seiner Kunst war. Er betrachtete sie wie ein Priesterthum, das aber durch bloße Wundärzte entweiht würde.

Nun begab er sich endlich ans Krankenbett, untersuchte

den Apparat, den man dem Patienten von allem Anfang an angelegt hatte, und verlangte nach Jemanden, der das kranke Bein halten sollte. Man schickte nach Lestiboudois; Doctor Canivet streifte seine Aermel auf und begab sich in den Billardsaal, der zum Operationslocal bestimmt worden war; der Apotheker und die Wirthin blieben im Nebenzimmer, waren bleicher als die Schürze der neben ihnen stehenden und an allen Gliedern zitternden Magd und horchten auf das, was sich nun weiter begeben sollte.

Bovary hatte während dieser Zeit nicht aus dem Hause zu gehen gewagt. Er saß im ebenerdigen Saal vor dem Camin, in dem kein Feuer brannte, ließ den Kopf auf die Brust herabhängen, hielt die Hände über die Knie gefaltet und starrte vor sich hin.

»Welch ein Unglück!« dachte er, »welch' gräßliche Enttäuschung!«

Und er hatte doch alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen! Es war rein eine Fügung eines gehässigen Schicksals! Das konnte jedoch nichts an der Sache ändern, und wenn Hippolyt sterben sollte, würde ihm gewiß Jedermann Schuld an seinem Tode beimessen. Was sollte er bei seinen Krankenbesuchen über den Fall erzählen? Oder sollte er sich wirklich in irgend etwas geirrt haben? Er suchte, sann nach, konnte aber auf nichts kommen. Uebrigens hatten sich ja auch die berühmtesten Chirurgen öfter geirrt. Daran würden aber die Leute nicht denken, sondern vielmehr über ihn lachen und ihn verlästern. Von der Geschichte würde man gewiß in Forges, Neufschatel, Rouen, kurz überall sprechen. Wer weiß ob nicht sogar in den Journalen gegen ihn geschrieben werden, ob sich nicht eine gehässige Polemik ergeben würde. Und dann konnte sogar Hippolyt einen Prozeß ge-

gen ihn einleiten. Er sah sich bereits ruinirt, entehrt, zu Grunde gerichtet! Seine von einer Unzahl Hypothesen bestürmte Phantasie schwankte in deren Mitte gleich einem leeren, vom Meere fortgeführten und auf den Wellen schaukelnden Fasse.

Emma saß ihm gegenüber und betrachtete ihn; sie theilte seine Demüthigung nicht, weil sie eine Demüthigung ganz anderer Art empfand. Es kränkte sie, daß sie von diesem Menschen hatte glauben können, er werde irgend etwas zu leisten vermögen, als wenn er nicht schon unzählige Beweise seiner Mittelmäßigkeit gegeben haben würde.

Charles ging nun im Zimmer auf und ab. Seine Stiefel krachten auf dem Parkett.

»Setze Dich doch,« sagte sie; »das Krachen macht mich ganz nervös.«

Er setzte sich wieder nieder.

Wie war es ihr, der sonst so Einsichtsvollen, nur möglich gewesen, sich wieder in diesem Menschen zu irren? Und wie traurig war es, daß ihre Existenz nur eine ununterbrochene Kette fortgesetzter Aufopferungen seyn mußte?

Sie erinnerte sich an alle ihre luxuriösen Triebe, an alle Wünsche, die unerfüllt geblieben, an alle vermeintlichen Demüthigungen der Ehe und des Hauswesens; ihre Träume schienen ihr gleich verwundeten Singvögeln, die das Blei des Schützen getroffen, in den Koth herabzusinken; sie gedachte alles dessen, was sie ersehnt, was sie sich versagt hatte und was sie hätte haben können. Und warum, warum hatte es denn so kommen müssen?«

Durch die Stille, die im ganzen Dorfe herrschte, drang jetzt plötzlich ein entsetzlicher Schrei. Charles wurde bleich

und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie runzelte die Stirn und fuhr in ihrem geistigen Selbstgespräche fort:

»Und all das nur dieses Menschen, dieses Wesens halber! Wegen eines Individuums, das keines Verständnisses und keines Gefühls fähig. — Da ist er, ruhig und unbeweglich und ohne auch nur zu ahnen, daß die an seinen Namen sich hängende Lächerlichkeit auch sie beschmutzen muß. Und doch hatte sie sich Mühe gegeben, ihn zu lieben und hatte weinend bereuet, sich einem Andern ergeben zu haben.«

»Es war aber doch vielleicht ein valgus!« rief der in tiefes Sinnen versunkene Charles plötzlich aus.

Bei dieser unvermutheten Phrase, die auf sie die Wirkung des Tones machte, den eine in ein silbernes Becken geworfene Bleikugel erzeugt, zuckte Emma zusammen und hob den Kopf empor, um zu errathen, was er denn eigentlich sagen wollte; sie sahen einander schweigend an und waren fast verblüfft, sich gegenüber zu stehen, so weit waren sie in ihrem Bewußtseyn von einander entfernt.

Charles betrachtete sie mit den wirren Blicken eines trunkenen Menschen und horchte dabei unbeweglich stehend auf das Wimmern und Schreien des Patienten, der eben amputirt wurde; es klang wie das Brüllen und Röcheln eines Thieres, dem man die Kehle abschneidet. Emma biß sich in die farblos gewordenen Lippen, rollte ein Stück Coralle. das sie von der Corallenstaude abgebrochen hatte, zwischen den Fingern und fixirte Charles mit glühenden Blicken, als ob sie ihn damit hätte durchbohren wollen. Alles, was sie jetzt an ihm sah, regte sie auf und reizte sie; sein Gesicht, sein Anzug, was er sagte und was er verschwieg, sein ganzes Wesen und seine ganze Persönlichkeit. Sie bereute in ihrem an Wahnsinn grenzenden Haß und in der Verderbniß

ihres Grimmes, daß sie auch nur eine Zeitlang tugendhaft gewesen; was von dieser Tugend noch übrig gewesen, zerfiel jetzt in Trümmer unter den wüthenden Schlägen ihres Stolzes. Sie fand eine Art grausen Behagens an dem gehässigen Spotte, dessen der triumphirende Ehebruch allein fähig war. Die Erinnerung an ihren Geliebten überwältigte sie mit unwiderstehlicher Anziehungskraft, sie gab sich diesen Erinnerungen mit aller Kraft ihrer Seele hin und stürmte nach dem Bilde jenes Mannes mit noch nicht da gewesener Begeisterung; Charles erschien ihr von ihrem Leben so losgelöst, so für alle Zeiten abwesend, für sie so todt, so unmöglich und so vernichtet, als wenn er jetzt sterben sollte und bereits agonisirend auf dem Todtenbette läge.

Schritte wurden vom Trottoir her gehört; Charles blickte zum Fenster hinaus; durch die Zwischenräume der herabgelassenen Jalousien erblickte er den Doctor Canivet, der sich die Stirn mit einem Foulard abtrocknete. Homais, der hinter ihm ging, trug das große rothe Etui; Beide gingen nach der Apotheke.

In einer Anwandlung von plötzlicher Zärtlichkeit und Entmuthigung wendete sich Charles zu seiner Frau und sagte:

»Umarme mich doch einmal, liebes Kind!«

»Laß mich!« sagte sie und wurde dabei zornroth im Gesichte.

»Was hast Du denn? Was ist Dir denn?« fragte er ganz verblüfft. »Beruhige Dich! Fasse Dich! Du weißt ja, wie sehr ich Dich liebe! Komm doch!«

»Nun und nimmermehr!« rief sie mit entsetzlichem Tone.

Sie eilte aus dem Saale und schlug die Thür so heftig hinter sich zu, daß der an der Wand hängende Barometer herabfiel und in Stücke zerbrach.

Charles sank in seinen Lehnstuhl zurück; er war im höchsten Grade bestürzt, er dachte nach, was denn eigentlich die Ursache ihres Zornes seyn konnte, er dachte an ein nervöses Leiden, weinte und ahnte, daß ihn etwas eben so Unseliges als Unfaßbares und Unausweichliches bedrohe.

Als Rudolph am Abend in den Garten kam, wurde er von Emma auf der ersten Stufe der Freitreppe erwartet. Sie umschlangen einander und all' ihr Groll schmolz wie Schnee unter der Glut des ersten Kusses.

VI.

Sie fingen wieder an einander zu lieben. Emma schrieb ihm oft plötzlich inmitten des Tages und winkte dann durch die Scheiben Justin, der sodann eiligst seine Schürze abband und nach la Huchette eilte. Wenn Rudolph kam, so sagte sie ihm vor Allem, daß sie sich langweile, daß ihr ihr Mann verhaßt sey und sie diese Existenz nicht länger ertragen könne.

Er wurde ungeduldig bei diesen ewigen Wiederholungen und rief unwillig eines Tages aus:

„Aber was kann denn ich dabei thun?"

„Ach, wenn Du nur wolltest!"

Sie saß am Boden, zwischen seinen Knien, mit aufgelösten Haaren und schwärmerischen Blicken.

„Was denn?" fragte Rudolph.

Seufzend sagte sie:

„Wir könnten anderwärts leben —"

„Du bist wirklich nicht bei Troste!" sagte er lachend. „Wie wäre das möglich?"

Sie kam öfter auf diesen Gegenstand zurück; er stellte sich aber immer an, als wenn er sie nicht verstände und lenkte das Gespräch auf etwas Anderes.

Ihm war die Unruhe und Verwirrung in einer so einfachen Sache, wie Liebe nach seinen Begriffen seyn mußte, völlig unbegreiflich. Bei ihr war aber ein Beweggrund und eine Ursache mit im Spiele, die ihrer Liebe zu Hilfe kamen.

Ihre Zärtlichkeit steigerte sich in der That täglich unter dem Einfluß der Abneigung, die sie vor ihrem Manne empfand; je mehr sie sich dem Einen hingab, je mehr verabscheute sie den Andern; Charles war ihr nie unangenehmer seine Finger waren nie stumpfer, sein Geist nie schwerfälliger erschienen, als wenn sie eben ein Rendezvous mit Rudolph gehabt hatte. Sie konnte sich einbilden, eine tugendhafte Gemalin zu seyn, und glühte dabei bei dem Gedanken an jenen Kopf, dessen schwarze Haare sich an der sonnenverbrannten Stirn in eine Locke vereinigten, sie gedachte seines so robusten und eleganten Wuchses, der Erfahrung, die er in seinen Raisonnements, der Glut, die er in seinen Wünschen entfaltete. Für ihn feilte sie sich die Nägel mit der Sorgfalt eines Ciselirarbeiters; für ihn konnte sie nicht genug Crême celeste auf ihre Haut auftragen, ihre Schnupftücher nicht genug parfumiren. Sie überlud sich mit Bracelets, Ringen und Colliers. Wenn sie ihn erwartete, füllte sie ihre großen Vasen aus blauem Glase mit Rosen und schmückte ihr Zimmer und ihre ganze Person, wie eine Buhlerin, die einen vornehmen Herrn erwartet. Ihre Magd hatte die Hände voll mit Waschen und Plätten zu thun; Felicité kam den ganzen Tag nicht aus der Küche, wo ihr der kleine Justin sehr oft Gesellschaft leistete und beim Arbeiten zuschaute.

Er pflegte dabei den Ellbogen auf das lange Plättbret

zu stützen und betrachtete gierigen Blickes alle die ringsumher ausgebreiteten Frauensachen, die Unterröcke, Halstücher, Krägen und Pantalons, die an den Hüften weit waren und nach unten zu enger wurden.

»Wozu braucht man denn das?« fragte der junge Bursche, indem er die Hand auf eine Crinoline oder ein sonstiges Kleidungsstück legte.

»Hast Du denn nie dergleichen gesehen?« antwortete Felicité lachend; »trägt denn Madame Homais, deine Principalin, nicht auch dergleichen Dinge?«

»Warum nicht gar? Madame Homais wird derlei Sachen haben?«

Nachdenklichen Tones fügte er dann hinzu:

»Ist sie denn auch eine Dame wie Madame Bovary?«

Felicité verlor aber endlich die Geduld, ihn so in ihrer Nähe herumtreiben zu sehen. Sie war um sechs Jahre älter als er, und Theodor, der Diener des Herrn Guillaumin, fing an ihr die Cour zu machen.

»Laß mich zufrieden,« sagte sie, indem sie den Topf mit Stärkmehl bei Seite setzte. »Gehe lieber zu deinem Mörser, Mandeln stoßen; Du treibst Dich immer bei den Frauenzimmern herum und hast wahrscheinlich Zeit dazu, Naseweis, bis Dir der Flaum auf den Lippen aufgegangen seyn wird.«

»Na, werden Sie nur nicht böse, ich werde Ihnen ihre Stiefelchen putzen.«

Bei diesen Worten langte er nach Emma's auf einem Küchenbret stehenden Stiefelchen; sie waren mit Koth bedeckt, dem von den nächtlichen Rendezvous herrührenden Kothe, der sich unter seinen behutsam kratzenden Fingern als Staub loslöste den er dann als Sonnenstäubchen aufsteigen sah.

*

»Was Du Dich doch fürchtest, sie zu verderben,« sagte die Köchin, die nicht so sorgsam zu Werke ging, wenn sie das Reinigungsgeschäft selbst übernahm; Madame pflegte ihr sie nemlich zu schenken, sobald der Stoff nicht mehr ganz frisch war. Emma hatte einen sehr großen Vorrath, den sie sehr schnell und muthwillig aufbrauchte, ohne daß Charles sich darüber die mindeste Bemerkung zu machen erlaubte.

Auf ihren Wunsch hatte er für dreihundert Francs ein hölzernes Bein kaufen müssen, womit sie Hippolyt ein Geschenk machen wollte. Der Stumpf desselben war mit Korkholz garnirt; es hatte künstliche, mit Springfedern versehene Gelenke; der ganze, sehr sinnreich verfertigte Apparat war mit einem schwarzen Beinkleid überdeckt und lief in einen Lackstiefel aus. Hippolyt aber, der sich nicht getraute, sich für alle Tage eines solchen Beines zu bedienen, bat Madame Bovary ihm ein anderes, billigeres, aber bequemeres zu verschaffen. Charles mußte natürlich auch die Kosten für das zweite bestreiten.

Nach und nach konnte der Stallknecht wieder seinen frühern Beschäftigungen nachgehen. Man sah ihn wieder wie ehemals im Dorfe umherstreifen; wenn Charles den Schall des hölzernen Beines auf dem Pflaster hörte, schlug er rasch einen andern Weg ein.

Der Kaufmann Herr l'Heureux hatte die Bestellung der beiden künstlichen Beine übernommen und auch ausgeführt; dies bot ihm Gelegenheit, öfter zu Emma Zutritt zu haben. Er erzählte ihr von den neuen Pariser Erfindungen, von tausend Einzelnheiten, die Frauen interessiren mußten, er war sehr gefällig und forderte nie Geld. Emma benützte die ihr gebotene Gelegenheit, alle ihre Launen befriedigen zu können. So bestellte sie einmal eine sehr schöne Reitgerte aus Rouen,

mit der sie Rudolph ein Geschenk machen wollte. Eine Woche, nachdem sie den Wunsch geäußert hatte, legte ihr Herr l'Heureux die Reitpeitsche auf den Tisch.

Am nächstfolgenden Tage legte er ihr aber eine Rechnung vor, die sich auf nicht weniger als zweihundertsiebenzig Francs, ohne die Centimes zu rechnen, belief. Emma war nicht wenig verlegen; alle Schiebfächer ihres Schreibtisches waren leer; Lestiboudois, der schwere Arbeiten im Hause verrichtete, hatte schon seit vierzehn Tagen, die Magd seit einem halben Jahre keinen Lohn bekommen; außerdem hatte sie noch eine Menge kleine Schulden und Charles erwartete mit Ungeduld eine Geldsendung von Herrn Derozerays, der ihn jährlich um Peter und Pauli zu bezahlen pflegte.

Es gelang ihr, l'Heureux zum Warten zu bewegen; endlich verlor er die Geduld und versicherte, daß er selbst Wechselzahlungen zu leisten habe und seine Capitalien erschöpft seyen; falls er nicht einiges Geld auf Abschlag erhalte, werde er gezwungen seyn, ihr die gelieferten Waaren und Gegenstände wieder abzunehmen.

»Das können Sie thun,« sagte Emma. »Ich habe nichts dagegen.«

»Ich scherzte nur,« versetzte er. »Ich werde nur die Reitgerte brauchen und sie von Herrn Bovary zurückfordern.«

»Nein, nein, das werden Sie nicht!« rief sie lebhaft aus.

»Jetzt habe ich Dich,« dachte l'Heureux.

Seiner Entdeckung sicher, ging er hinaus und murmelte dabei halblaut vor sich hin:

»Gut, gut! Wir werden schon sehen! Wir werden ja sehen!«

Sie dachte eben nach, wie sie sich aus der Verlegenheit

ziehen sollte, als die Magd in's Zimmer trat und auf die Caminplatte ein blaues Päckchen mit dem Bemerken legte, Herr Derozerays habe es geschickt. Emma griff hastig darnach und öffnete es. Es enthielt fünfzehn Napoleonsdor. Die Rechnung war ganz richtig. Sie hörte Charles auf der Treppe kommen, warf das Geld in die Schublade und zog den Schlüssel ab.

Drei Tage später ließ sich l'Heureux wieder sehen.

»Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen,« sagte er, »wenn Sie statt der Summe, über die wir übereingekommen sind —«

»Hier ist das Geld,« rief sie aus und gab ihm vierzehn Goldstücke.

Der Kaufmann war vor Erstaunen ganz außer sich. Um seinen Verdruß zu verbergen, erging er sich in Entschuldigungen und Dienstanerbietungen, die jedoch von Emma abgelehnt wurden; sie suchte dann in der Tasche ihrer Schürze nach den zwei Fünffrancsstücken, die er ihr herausgegeben hatte. Sie faßte dann den Vorsatz zu öconomisiren, um die Summe später ersetzen zu können.

»Ach was!« dachte sie dann, »er wird wohl gar nicht mehr daran denken!«

* * *

Außer der Reitpeitsche mit einem ciselirten Knopfe hatte Rudolph von ihr noch ein Petschaft mit der Devise »Amor nel cor« erhalten; ferner eine Schärpe, um sich ein cachenez daraus zu machen, dann noch ein Cigarrenetui, wie es einst dem Vicomte gehört hatte, von Charles auf der Straße gefunden und von ihr aufbewahrt worden war; diese Geschenke demüthigten ihn jedoch. Er lehnte mehre ab, sie bestand auf ihrem Willen, Rudolph gab nach, sagte aber,

sie sey tyrannisch und müsse immer Recht behalten. Außerdem hatte sie bisweilen ganz sonderbare Ideen.

»Um die Mitternachtsstunde,« sagte sie einmal, »sollst Du an mich denken.«

Wenn er dann eingestand, nicht an sie gedacht zu haben, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen, die sie regelmäßig mit folgender Frage beschloß:

»Liebst Du mich?«

»Nun freilich liebe ich Dich!« antwortete er.

»Sehr?«

»Das versteht sich ja von selbst.«

»Hast Du nie eine Andere geliebt?«

Er lachte und rief:

»Glaubst Du mich etwa als Jungfrau kennen gelernt zu haben?«

Emma weinte dann; er war bemüht, sie zu trösten, konnte sich aber nicht enthalten, seinen Trostworten witzige Bemerkungen und Calembourgs beizumischen.

»O ich liebe Dich,« pflegte sie dann immer wieder von vorne anzufangen; »ich liebe Dich so sehr, daß ich Dich nicht mehr zu entbehren im Stande bin. Bisweilen wandelt mich die Lust an, Dich an Orten zu sehen, wo jeder Liebeszorn gegen Dich erwachen müßte. Ich frage mich: Wo mag er jetzt wohl seyn? Er spricht jetzt vielleicht mit andern Frauen. Sie lächeln ihm freundlich zu. — Er nähert sich ihnen. — O nicht wahr, es gefällt Dir keine außer mir? Es mag wohl schönere geben, ich aber, ich verstehe es, Dich mit glühenderer Innigkeit zu lieben. Ich bin deine Magd und deine Geliebte! Du bist mein König und mein Ideal! Du bist gut! Du bist schön! Du bist geistreich! Du bist stark!«

Derartige Dinge hatte sie ihm so oft gesagt, daß sie

nichts mehr Originelles für ihn hatten. Emma war für ihn im Grunde nichts Anderes, als eben eine Maitresse; der Reiz der Neuheit war nach und nach wie ein Kleidungsstück abgefallen und ließ nun die ewige Monotonie der Leidenschaft, die immer dieselben Formen und dieselbe Ausdrucksweise hat, in ihrer Nacktheit sehen. Der so praktische Mensch verstand es nicht unter der Fülle gleichartiger Ausdrücke die Verschiedenartigkeit der Gefühle zu erkennen. Weil er von buhlerischen oder käuflichen Lippen ähnliche Phrasen gehört hatte, so konnte er nicht mehr an die Aufrichtigkeit der Versicherungen Emma's glauben; er meinte, man müsse von der mittelmäßigen Leidenschaft das Uebermaß der Ausdrücke abziehen; er bedachte nicht, daß die Ueberfülle der Seele sich manchmal durch überschwengliche Metaphern Luft machen müsse, daß Niemand mit Worten ein genaues Maß seiner Bedürfnisse, seiner Auffassungen und seiner Schmerzen angeben könne, daß endlich die menschliche Sprache in gewisser Hinsicht einem gesprungenen Kessel gleiche, dem wir Melodien entlocken, nach denen Bären tanzen könnten, während wir Sterne rühren möchten.

Mit jener Ueberlegenheit der Kritik aber, die nur der besitzt, der in jedem Verhältniß seinen Gleichmuth zu bewahren weiß, gewahrte Rudolph in dieser Liebe andere Genüsse, die er ausbeuten konnte. Ihm war jede Schamhaftigkeit lästig. Er behandelte Emma ganz ohne irgend welche Umstände und machte ein eben so schmiegsames, als verderbtes Geschöpf aus ihr. Das ganze Verhältniß bestand aus einer Mischung thörichter, bewundernder Anhänglichkeit für ihn, aus unsäglicher Wollust für sie, aus Behaglichkeit, in die er sich gern einwiegte; ihre Seele gab sich dieser Trunkenheit ganz hin, versenkte sich ganz in dieselbe, wie jener Herzog von Clarence, der sich in einer Tonne Malvasier ersäuft hatte.

In Folge dieses Liebesverhältnisses hatte Madame Bovary ihr ganzes Wesen geändert. Ihre Blicke wurden kecker, ihre Reden freier; sie beging sogar die Unschicklichkeit, mit Rudolph öffentlich spaziren zu gehen und dabei eine Cigarrette zu rauchen, als wenn sie hätte der Welt trotzbieten und sie herausfordern wollen; diejenigen, die noch zu zweifeln im Stande gewesen wären, mußten zu zweifeln aufhören, als man sie eines Tages aus der Diligence bei hellem Tage steigen und in eine Art Männerjacke gekleidet sah; die alte Frau Bovary, die, nachdem zwischen ihr und ihrem Mann eine entsetzliche Scene stattgefunden hatte, zu ihrem Sohne geflüchtet war, schrie Zeter über dieses Scandal. Außerdem mißfiel ihr aber auch noch gar viel Anderes. Erstens, daß Charles nicht auf ihren Rath gehört, als sie die Romanlectüre verboten hatte; dann hatte sie gar viel gegen die Art, in der das Hauswesen geführt wurde, einzuwenden; sie erlaubte sich mancherlei Bemerkungen und einmal war es namentlich wegen der Bonne zu einem ernstlichen Zerwürfniß gekommen. Die Schwiegermutter war nemlich eines Abends, als sie durch den Gang ging, dazugekommen, wie sie sich in Gesellschaft eines etwa vierzigjährigen braunbärtigen Mannes ergötzte, der beim Geräusch ihrer Schritte rasch die Flucht ergriffen hatte. Emma lachte, als ihr der Vorgang erzählt wurde; darüber wurde die alte Dame entrüstet und erklärte, daß man entweder selbst aller Zucht und Sitte entkleidet seyn oder die Zucht und Sitte seiner Domestiken überwachen müsse.

»Welcher Welt gehören Sie denn eigentlich an?« hatte dann die Schwiegertochter mit einem so impertinenten Blick gesagt, daß die alte Frau sie fragte, ob sie etwa eigene Sünden zu vertheidigen habe?

»Verlassen Sie das Zimmer!« sagte die junge Frau, wie ein Pfeil von ihrem Stuhl emporschnellend.

»Emma! Mama!« rief Charles, um die Beiden wieder zu besänftigen.

In ihrer Wuth hatte die letztere jedoch bereits den Schauplatz ihres Kampfes verlassen. Emma stampfte zornig mit den Füßen und rief:

»Diese Manieren! Die gemeinste Bäuerin könnte nicht gemeiner seyn.«

Er eilte zu seiner Mutter; diese war außer sich und stammelte:

»Die insolente, freche Person! Wer weiß, welche Schlechtigkeiten sie bereits auf dem Gewissen hat!«

Sie erklärte, das Haus sogleich verlassen zu wollen, falls Emma nicht zu ihr käme und sich entschuldigte. Charles kehrte zu seiner Frau zurück und beschwor sie nachzugeben; er bat sie kniefällig darum und sie sagte endlich:

»Gut, ich füge mich.«

Sie begab sich wirklich zu ihrer Schwiegermutter, reichte ihr die Hand mit dem Stolz und der Würde einer Marquise und sagte:

»Ich bitte Sie um Entschuldigung, Madame.«

Dann eilte Emma in ihr Zimmer zurück, warf sich auf ihr Bett, vergrub den Kopf in die Kissen und weinte wie ein kleines Kind.

Sie und Rudolph waren übereingekommen, daß sie für den Fall eines außerordentlichen Ereignisses ein Stück weißes Papier an die Jalousien befestigen werde, damit er, falls er sich zufällig in Yonville befinden sollte, sogleich in das Gäßchen hinter dem Hause eilen möge. Emma gab nun dies Zeichen und wartete drei Viertelstunden lang, bis sie Rudolph

endlich vor dem Hause auf dem Marktplatze erblickte. Einen Augenblick lang konnte sie kaum der Versuchung widerstehen, ihn durch's Fenster zu rufen; er war jedoch zu schnell wieder verschwunden und sie sank wie eine Verzweifelte in ihren Lehnstuhl zurück.

Endlich glaubte sie auf dem Trottoir Schritte zu hören. Er mußte es seyn; sie war dessen sicher; sie stieg die Treppe hinab und eilte über den Hof. Er war wirklich da, vor dem Hausthore. Sie warf sich ihm in die Arme.

»Nimm Dich doch in Acht « sagte er.

»Ach, wenn Du wüßtest!« versetzte sie.

Sie erzählte ihm Alles, überstürzte sich dabei, vermochte nicht im Zusammenhang zu sprechen, übertrieb alle Einzelnheiten, erfand sogar mehre und schob dabei so viele Sätze ein, daß Rudolph sie endlich gar nicht mehr verstand.

»Mein Engelchen,« sagte er, »fasse Muth, tröste Dich in Geduld!«

»Ich fasse mich schon seit vier Jahren in Geduld, ich leide schon seit vier Jahren! — Eine Liebe wie die unsrige sollte vor aller Welt eingestanden werden dürfen. Alles vereinigt sich, um mich zu quälen. Ich halte es nicht mehr aus; ich kann es nicht mehr ertragen! Rette mich!«

Sie schmiegte sich innig an Rudolph an. Ihre Augen waren voll Thränen und funkelten dabei wie Flammen unter dem Wasser; ihr Busen wogte ungestüm wie nie zuvor, und nie zuvor hatte er sie so reizend gefunden und glühender geliebt; er verlor endlich selbst die Besonnenheit und sagte:

»Was soll nun geschehen? Was willst Du eigentlich, daß geschehen soll?«

»Bringe mich fort von hier!« keuchte sie. »Entführe mich! — Ich bitte Dich darum!«

Sie drückte ihre Lippen auf die seinen, als wenn sie dort das unerwartete mit einem Kusse gegebene Zugeständniß im Fluge hätte auffangen, gewissermaßen auffaugen wollen.

»Aber,« versetzte Rudolph.

»Was denn?«

»Und deine Tochter?«

Sie dachte einige Augenblicke nach und antwortete alsdann:

»Wir werden sie mitnehmen.«

»Was das für ein Weib ist!« dachte er, als sie ihn verließ und er ihr nachblickte. Sie war in den Garten entflohen, weil sie ihren Namen rufen gehört hatte.

In den nächsten Tagen war die alte Frau Bovary nicht wenig über die Veränderung erstaunt, die sich an ihrer Schwiegertochter ergeben hatte. Emma war folgsam und nachgiebig und trieb die letztere so weit, daß sie die Schwiegermutter bat, sie über die beste Art, Gurken einzulegen, zu belehren.

That sie dies, um den Gatten und die Schwiegermutter leichter täuschen zu können? Oder wollte sie, in einer Art wollüstigem Stoicismus befangen, die Bitterkeit der Dinge, denen sie den Rücken zuwenden wollte, recht auskosten? Das konnte es jedoch nicht seyn, da sie jetzt schon im Vorgeschmack des künftigen Glückes lebte. Dieses Glück war ein unerschöpflicher Gegenstand in ihren Gesprächen mit Rudolph. Sie stützte sich auf seine Schultern und murmelte:

»Ach, wenn wir nur erst im Postwagen sitzen werden! — Denkst Du wohl auch bisweilen daran? Ich kann die Möglichkeit noch gar nicht fassen. Mich will bedünken, daß ich in dem Augenblick, in welchem ich den Wagen sich in Bewegung setzen fühlen werde, mir seyn wird, als wenn ein

Luftballon mit uns in die Luft flöge und wir eine Heimat in den Wolken suchen würden. Ich zähle die Wochen, die Tage, die Stunden! — Und Du?«

Madame Bovary war nie so schön als zu jener Zeit gewesen; sie hatte jene unsägliche Schönheit, die aus der Freude, dem Enthusiasmus, dem Bewußtseyn des Erfolges hervorgeht und nur durch die Harmonie des Temperaments mit den einzelnen Umständen bedingt wird; ihre Gelüste, ihr Kummer, die Kenntniß des Vergnügens und ihre noch jungen Illusionen hatten ungefähr dieselbe Wirkung auf sie geübt, wie Dünger, Luft, Regen und Sonne auf die Blumen; sie hatte sich nach und nach entfaltet und sich in der ganzen, ihrer Natur eigenthümlichen Fülle entwickelt. Ihre Augenlider schienen ganz eigentlich für ihre verliebten Blicke und das Glühen ihres Auges geformt zu seyn, während ein tiefer Athemzug ihre dünnen Nasenflügel erweiterte und die fleischigen Winkel der Lippen in die Höhe zog, die sich bei genauer Besichtigung von einem leichten Flaum beschattet zeigten.

Ein in Verführungskünsten gewandter Haarkräusler schien ihre Haare am Nacken geordnet zu haben. Sie waren nachlässig aufgerollt; das ehebrecherische Weib löste sie ja auch außer der Zeit öfter auf. Ihre Stimme hatte weichere Modulationen und auch ihr Körper weichere Bewegungen gewonnen; selbst aus den Draperien ihres Kleides, aus der Wölbung ihres kleinen Fußes hauchte etwas Subtiles, Penetrantes, Berauschendes aus. Charles fühlte ihr gegenüber, was er in den ersten Tagen ihrer Ehe empfunden hatte; sie erschien ihm köstlich unwiderstehlich.

Wenn er in später Nacht von seinen Kranken heimkehrte, wagte er nicht sie aufzuwecken. Aus der vom Plafond herabhängenden Nachtlampe verbreitete sich eine schwache

zitternde Helle; die geschlossenen Vorhänge der kleinen Wiege bildeten eine Art weißen Hüttchens, das sich im Schatten neben dem großen Bette emporblähte. Charles betrachtete die beiden schlafenden Wesen; er glaubte sogar den leisen Athem seines Kindes zu hören. Dies Kind wuchs heran und gedieh sichtlich; er wußte, daß jede Jahreszeit eine Veränderung herbeiführen würde. Er sah sie im Geiste mit der sinkenden Nacht aus der Schule kommen, lachend und scherzend, die Schürze voll Tintenflecken, am Arme ein Körbchen tragend; später würde sie dann in eine Pension gebracht werden; eine Aufgabe, die viel Geld kosten mußte; woher sollte aber dieses Geld kommen?

Darüber dachte er nun, trotzdem es spät in der Nacht und er sehr müde war, ernstlich nach. Er beschloß, einen kleinen Pachthof in der Umgebung zu pachten und denselben täglich des Morgens, ehe er seine Patienten besuchte, zu beaufsichtigen. Die hieraus sich ergebenden Einkünfte sollten öconomisirt und für die in die Sparcasse gelegten Ersparnisse endlich nach einiger Zeit recht vielen Gewinn abwerfende Actien, gleichviel welche, gekauft werden; außerdem mußte sich auch seine Praxis bessern; er rechnete mit Sicherheit darauf, denn er wollte, daß seine Bertha gut erzogen seyn, daß sie Talente haben und Clavier spielen sollte.

Ach, wie hübsch mußte das Mädchen mit fünfzehn Jahren seyn, wenn sie, die der Mutter so gleich sah, gleich ihr große Strohhüte im Sommer tragen würde; die Beiden würden dann für Schwestern gehalten werden. Dann stellte er sie sich wieder vor, wie sie am Abende zwischen Vater und Mutter sitzend beim Lampenlichte arbeiten würde; das Mädchen sollte ihm dann Pantoffeln sticken, sich mit der Haushaltung beschäftigen und das ganze Haus mit ihrer Liebenswürdigkeit

und Munterkeit beglücken. Später würde man dann auf ihre Versorgung denken und einen wackern jungen Menschen mit einem soliden Berufe für sie finden der sie all' ihr Leben lang glücklich machen würde.

Emma schlief nicht; sie stellte sich nur an, als wenn sie schliefe; während er an ihrer Seite einschlummerte, gab sie sich wachend ganz andern Träumen hin.

Vier galoppirende Pferde zogen an dem Wagen, der sie einem neuen Lande zuführen sollte, von wo sie nimmer zurückzukommen gedachte. Den Arm auf den ihres Geliebten gestützt, ging sie vorwärts und immer vorwärts, ohne je nach rückwärts zu schauen. Bisweilen erblickten sie von der Höhe eines Berges herab plötzlich irgend eine prachtvolle Stadt mit Kuppeln, Brücken, Schiffen, Wäldern von Citronenbäumen und marmornen Kathedralen, auf deren spitzen Thürmen Störche nisteten. Man fuhr im Schritte, wegen den breiten Marmorquadern, mit denen der Boden gepflastert war, auf welchem Blumenbouquets lagen, die auch von Frauen in rothen Leibchen angeboten wurden. Man hörte das Geläute der Glocken, das Wiehern der Maulthiere, die Klänge der Guitarren und das Rauschen der Springbrunnen, deren Wasserdunst die pyramidenförmig am Fuße der unter den Wasserstrahlen lächelnder Statuen aufgehäuften Früchte erfrischte. Eines Abends gelangten sie dann in ein Fischerdorf; längs der Hütten und am Strande waren braune Netze zum Trocknen ausgebreitet. In diesem Dorfe machten sie Halt, um dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen; sie bewohnten ein niederes Häuschen mit flachem Dache, von Palmen beschattet, an der Meeresküste ganz am rückwärtigen Ufer eines Golfes. Von dort aus konnten sie Lustfahrten in der Gondel machen, oder sich in einer Hängematte schaukeln; ihre Lebensweise daselbst

sollte frei von allem Zwange seyn und so bequem wie ihre Seidenbekleidung, die warm und gestirnt seyn sollte, wie der nächtliche Sommerhimmel, in dessen Anschauen sie sich so gern versenkten.

In der Unermeßlichkeit dieser Zukunft, die sie sich vorspiegelte, tauchte jedoch gar nichts Besonderes auf; die prachtvollen Tage glichen einander wie die Meereswellen, die bläulich, sonnenbeglänzt, unendlich und harmonisch am Horizont verlaufen. Plötzlich hörte sie jedoch ihr Kind in der Wiege husten; gleichzeitig schnarchte Charles stärker als gewöhnlich, so daß Emma erst gegen Morgen wieder einschlafen konnte, als die Morgenröthe bereits durch die Scheiben schien und der kleine Justin bereits den hölzernen Laden an den Fenstern der Apotheke wegnahm.

Sie ließ den Krämer l'Heureux rufen und sagte zu ihm:

»Ich brauche einen Mantel, einen weiten, gut gefütterten Mantel mit einem langen Kragen.«

»Werden Sie denn verreisen?« fragte er.

»Nein, aber — doch das kann Ihnen gleichgiltig seyn; ich verlasse mich auf Sie und bin überzeugt, daß Sie mir den Gegenstand bald besorgen werden.«

Er antwortete mit einer zustimmenden Verneigung.

»Dann,« fuhr sie fort, »werde ich auch noch einen Koffer brauchen, der nicht zu schwer und sehr commod seyn soll.«

»Weiß schon, weiß schon; zweiundsiebenzig Centimeter lang, fünfzig Centimeter breit, wie man sie jetzt gewöhnlich macht.«

»Ferner einen Reisesack.«

»Da steckt sicherlich etwas dahinter,« dachte l'Heureux.

Madame Bovary zog ihre Uhr hervor und sagte:

»Da nehmen Sie das, und machen Sie sich bezahlt damit.«

Dagegen hatte nun der Krämer sehr viel einzuwenden; er brauchte keine Vorausbezahlung, sie kennten einander, er hege nicht das mindeste Mißtrauen und es wäre kindisch, ihm dergleichen zumuthen zu wollen.

Sie beharrte jedoch bei dem, was sie gesagt, und er mußte wenigstens die Kette annehmen. L'Heureux hatte sie bereits in seine Tasche gesteckt und sich auf den Weg gemacht, als sie ihn nochmals zurückrief:

»Sie werden die bestellten Gegenstände sämmtlich bei sich zu Hause behalten. Was den Mantel betrifft,« sie unterbrach sich hier, um einen Augenblick lang nachzudenken, »so dürfen Sie ihn ebenfalls nicht hierher bringen; Sie werden mir nur die Adresse des Arbeiters geben und ihn benachrichtigen, daß er ihn stets in Bereitschaft halten müsse.«

Die Flucht war für den nächsten Monat anberaumt. Sie waren übereingekommen, daß sie Yonville unter dem Vorwande, Einkäufe in Rouen zu machen, verlassen sollten. Rudolph übernahm die Sorge für Pässe, für die Plätze auf der Diligence bis Marseille, wo sie dann einen eigenen Wagen zu kaufen und mit Extrapost nach Genua zu reisen gedachten. Ihr Gepäck wollte sie dann zu l'Heureux schicken und von ihm in das Bureau der Diligence besorgen lassen, um so jedem Verdachte ausweichen zu können; bei allen diesen Plänen und Vorsätzen war aber nie die Rede von ihrem Kinde; Rudolph vermied es von dem Mädchen zu sprechen und sie dachte vielleicht gar nicht mehr daran.

Er sagte, daß er noch vierzehn Tage brauche, um gewisse Anstalten zu treffen; nach acht Tagen bemerkte er, daß

er noch immer einer so langen Frist bedürfe; dann schrieb er, er sey unwohl, in der Reconvalescenz unternahm er eine kleine Reise; so ging der August hin und nach allen diesen Zögerungen beschlossen sie, daß die Abreise unwiderruflich am vierten September, an einem Montage, vor sich gehen sollte.

Der Samstag der diesem Montag vorherging, war herangekommen.

Rudolph kam am Abende dieses Tages früher als gewöhnlich.

»Ist Alles bereit?« fragte er sie.

»Ja.«

Sie gingen im Garten auf und ab und setzten sich dann in der Nähe der Terrasse auf ein Mauerstück nieder.

»Du bist traurig,« sagte Emma.

»Nein; warum sollte ich denn traurig seyn?«

Trotz dieser Frage lag in seinen Blicken ein eigenthümlicher, theils zärtlicher, theils melancholischer Ausdruck.

»Betrübt es Dich,« fragte sie, »von hier fortzugehen, deiner jetzigen Lebensweise und dem, was Dir hier lieb ist, Lebewohl sagen zu müssen? Ich kann das recht gut begreifen; ich aber, ich habe nichts auf dieser Welt, Dich ausgenommen, der mir Alles ist. Ich werde aber auch Alles für Dich seyn, ich werde Dir Familie und Vaterland ersetzen; ich werde Dich pflegen, werde Dich lieben!«

»Du bist allerliebst!« sagte er, indem er sie in seine Arme schloß.

»Wirklich?« entgegnete sie mit wollüstigem Lächeln; »liebst Du mich aber auch? Schwöre es mir zu.«

»Ob ich Dich liebe! Ob ich Dich liebe! Ich bete Dich an, mein Leben!«

Purpurfarben und glühend erhob sich die runde Mon-

desscheibe am Horizont, wie vom Rand der Wiese aufsteigend. Er ging rasch zwischen den Pappelzweigen in die Höhe, die wie ein schwarzer, durchlöcherter Vorhang ihn von Zeit zu Zeit verbargen. Dann wurde er wieder weiß und glänzend am leeren Himmel, den er beleuchtete, sichtbar und sendete Strahlenfluten auf den Strom, der wie flüssiges Silber schimmerte und glitzerte; der Silberschein nahm die Form einer kopflosen, sich in die Tiefe einbohrenden Schlange an, die mit gleißenden Schuppen bedeckt war. Ein andermal hatte der Silberschein wieder Aehnlichkeit mit irgend einem monströsen Candelaber, von dem geschmolzene Diamantentropfen herabzurieseln schienen.

Sanft und still breitete sich die Nacht ringsumher aus; dichte Schatten füllten die Zwischenräume der Bäume. Emma hielt die Augen halbgeschlossen und schlürfte sehnsüchtig die kühle Nachtluft ein. Sie wechselten keine Worte, denn sie waren allzusehr in ihre Träumerei versunken.

Die Zärtlichkeit früherer Tage war in ihrem Herzen wieder erwacht, reich, überquellend und schweigsam gleich den Fluten der vorüberströmenden Wässer; die Nachtblumen hauchten berauschende Düfte aus ihren Kelchen; die stillen Weiden schienen sie mit gigantischen Schatten bedecken zu wollen. Von Zeit zu Zeit schlüpfte ein nächtlich Thierlein, ein Igel etwa oder ein Wiesel, jagend und nach Beute suchend durch die Gräser; bisweilen fiel auch eine reife Frucht von den Bäumen, die am Gartenspalier standen.

»Wie schön die Nacht doch ist!« sagte Rudolph.

»Wir werden noch viele solche erleben,« entgegnete Emma und fuhr dann, wie im Selbstgespräche begriffen, fort:

»Ach ja, das Reisen wird schön seyn — warum bin ich

aber doch traurig? Ist es die Furcht vor dem Unbekannten, die mich so trübe stimmt — die Bangigkeit und Sehnsucht nach den Gewohnheiten, die ich aufgeben soll — oder vielmehr, nein, es ist nur das Uebermaß des Glückes, das so überwältigend auf mich wirkt. Ich bin schwach, nicht wahr? Vergib mir.«

»Noch ist es Zeit,« sagte er. »Ueberlege jetzt, um nicht später bereuen zu müssen.«

»Das werde ich nie!« rief sie mit Ungestüm und drängte sich näher an ihn heran.

»Welches Unglück,« sagte sie, »könnte mir denn an deiner Seite begegnen? Es gibt keine Wüste, keinen Abgrund, kein Meer, wovor ich, wenn dein Arm mich stützt, zurückschrecken würde. Immer inniger und inniger wird unser Verhältniß werden, je näher das Leben uns aneinander rückt. Nichts wird uns stören, keine Sorge uns nahetreten, kein Hinderniß unsere Bewegung hemmen können. Wir werden allein seyn, nur uns selbst angehören und für alle Zeiten vereint bleiben. So rede doch, antworte mir doch!«

Er antwortete in regelmäßigen Zwischenräumen:

»Ja, ja.«

Sie fuhr ihm mit den Fingern in das Haar und sagte mit kindischer Stimme, obwohl ihr dabei schwere Thränen über die Wangen flossen:

»Rudolph! Rudolph! Theurer, lieber Rudolph!«

Es schlug zwölf Uhr auf dem Kirchthurme des Dorfes.

»Mitternacht,« sagte sie. »Noch ein Tag!«

Er stand auf und wollte aufbrechen; Emma wurde plötzlich heiter und geberdete sich, als wenn der Moment der Flucht bereits dagewesen wäre.

»Hast Du die Pässe?« fragte sie.

»Ja.«

»Ist auch sonst nichts vergessen?«

»Nein.«

»Bist Du dessen sicher?«

»Vollkommen.«

»Du wirst mich also im Hotel de Provence um Mittag erwarten?«

Er nickte zustimmend mit dem Kopfe.

»Auf morgen also!« sagte Emma, die sich abermals an ihn geschmiegt hatte.

Sie blickte ihm nach, als er sich entfernte.

Er wendete sich nicht ein einziges Mal um.

Sie eilte ihm nach und flüsterte, zwischen den Gebüschen am Ufer des Flusses stehend:

»Auf morgen!« rief sie nochmals.

Er war jedoch bereits am entgegengesetzten Ufer des Flusses und eilte über die Wiese.

Einige Minuten später blieb er jedoch stehen; als er sie im weißen Kleide wie ein Phantom im Nachtdunkel verschwinden sah, bekam er solches Herzklopfen, daß er sich an einen Baum lehnen mußte, um nicht umzusinken.

»Ich bin doch ein wahrer Einfaltspinsel!« sagte er und begleitete diese Worte mit einem ganz entsetzlichen Fluche.

»Ein nettes Verhältniß war es aber doch!« fügte er nach einer Weile im Selbstgespräche hinzu.

Die Schönheit Emma's und alle Wonnen des sträflichen Verhältnisses tauchten in seiner Erinnerung auf. Er wurde weicher gestimmt, verscheuchte aber diese Stimmung bald und rief wie gegen sich selbst empört unter lebhaftem Geberdenspiel aus:

»Nein, nein, das kann und darf nicht seyn. Es wäre Thorheit, mein Gut mit dem Rücken anzusehen und noch thörichter, mich mit einem Kinde zu befassen.«

Er sagte sich diese Dinge mit lauter Stimme, um sich selbst noch mehr in seinem Entschlusse zu bestärken.

»Was das für eine Plage und wie kostspielig alles das seyn würde! Nein, nein, und tausendmal nein; es wäre gar zu dumm!«

VII.

Kaum zu Hause angelangt setzte sich Rudolph an seinen Schreibtisch, über dem ein Hirschgeweih trophäenartig befestigt war. Als er aber die Feder zur Hand genommen hatte, wollten ihm die rechten Ausdrücke nicht beifallen; er stützte die Ellbogen auf den Tisch, legte den Kopf in beide Hände und fing an nachzudenken. Emma erschien ihm in weite Fernen entrückt und in eine Art von Vergangenheit versetzt; sein Entschluß schien plötzlich eine gewaltige Kluft zwischen ihm und ihr erschlossen zu haben.

Um irgend einer von ihr herrührenden Sache habhaft zu werden, holte er aus dem am Kopfende seines Bettes stehenden Wandschranke eine alte Confiturenschachtel, in welcher er Briefe, die ihm von Damen geschrieben wurden, aufzubewahren pflegte; als er sie öffnete, drang ein an Staub und verwelkte Rosen mahnender Geruch heraus. Obenauf lag ein Schnupftuch. Das Schnupftuch war von ihr; auf einem Spazirgange hatte sie Nasenbluten bekommen und in dasselbe geblutet; er gedachte jetzt dieses Umstandes nicht mehr. Neben der Schachtel lag Emma's Miniaturporträt mit Staub bedeckt; ihre Toilette

erschien ihm pretentiös, ihre verschleierten Blicke geradezu abgeschmackt; indem er dergestalt das Bild fortwährend betrachtete und sich das Aussehen des Originals zurückrief, verschwammen Emma's Züge nach und nach in seinem Gedächtniß, gleichsam als wenn das lebende und das gemalte Gesicht sich aneinander gerieben und so gegenseitig verlöscht hätten.

Er überlas nun ihre Briefe; sie bezogen sich fast durchgehends auf die projectirte Reise, waren kurz, voll geographischer Angaben, gleich einem Reisehandbuch und drängend, wie im Geschäftsstyle geschrieben. Er wollte nun die frühern, längern Briefe zu Gesichte bekommen; um sie auf dem Boden der Schachtel zu finden, warf er alle andern bei Seite, wühlte mechanisch in den Papieren und sonstigen Dingen und richtete ein wahres Chaos von Blumensträußen, Strumpfbändern, Stecknadeln, schwarzen Gesichtsmasken und Haaren an.

Es waren Haare von den verschiedensten Farben, braune, blonde u. s. w., einige davon hingen am Schlosse der Büchse und zerrissen beim Oeffnen derselben.

In seinen Erinnerungen und Andenken dergestalt wühlend, prüfte er Schrift und Styl der Briefe, die eben so verschieden von einander waren, als sich die Rechtschreibung der Schriftstellerinnen herausstellte. Einige waren zärtlich, andere jovial, dann wieder scherzhaft oder melancholisch; in einigen wurde Liebe, in andern wieder Geld verlangt. Ein eigenthümlich Wort rief ihm die Gesichter, Geberden und ihre Stimme zurück; bisweilen konnte er sich aber auch an gar nichts mehr erinnern.

Alle diese gleichzeitig in ihm wieder zur Erinnerung gelangenden Frauenbilder drängten und verkleinerten einander; die Liebe, die sie alle empfunden hatten, brachte sie alle in

dasselbe Niveau. Er raffte die Briefe zusammen und amüsirte sich eine Zeitlang damit, sie wie einen papiernen Wasserfall aus einer Hand in die andere rauschen zu lassen. Gelangweilt, schläfrig geworden, stellte er endlich die Briefbüchse wieder in den Schrank und sagte:

»Was doch unnützes Zeug im Leben geschwatzt wird!«

Damit hatte er seine innerste Ansicht ausgesprochen; gleich Knaben im Hofe einer Erziehungsanstalt hatten die genossenen Freuden sein Herz dermaßen vertrocknet, daß nichts Grünes mehr darauf wachsen konnte und keine Spuren der gemachten Eindrücke in demselben haften konnten.

»Jetzt will ich einmal anfangen!« sagte er zu sich selbst.

Er schrieb:

»Muth, Emma, Muth! Ich will und darf Dich nicht unglücklich machen!

»Es ist im Grunde auch völlig wahr,« sagte er zu sich selbst. »Ich handle in ihrem Interesse als ehrlicher Mann.«

»Hast Du,« fuhr er schreibend fort, »deinen Entschluß auch reichlich erwogen? Kennst Du, armer Engel, die Tiefe des Abgrundes, an dessen Rand ich Dich geführt habe? Nein, Du kennst ihn nicht. Voll thörichten Vertrauens, voll des innigsten Glaubens an die Zukunft und an das Glück gingst Du vorwärts. Wir sind aber eben so thöricht als unglücklich gewesen.«

Hier machte der Schreibende eine Pause; er war auf eine triftige Entschuldigung bedacht.

»Wie, wenn ich ihr sagte, daß mein Vermögen verloren sey? Nein, das würde zu nichts führen und auch nicht hindern, daß die Geschichte späterhin wieder von vorn beginnen könnte. Weiber dieses Schlages pflegen ja nie Vernunft anzunehmen.«

Nach einigem Nachsinnen fuhr er fort:

»Ich werde Deiner nicht vergessen, dessen kannst Du sicher seyn, und ich werde Dir immer in innigster Ergebenheit angehören; die Glut aber, die wir jetzt für einander empfinden, würde sich nach dem Gesetze, das über allen menschlichen Dingen waltet und ihnen den Stempel der Vergänglichkeit aufdrückt, auch endlich abgekühlt haben, und wer weiß, ob ich nicht, wenn wir einander müde geworden, den herben Schmerz erlebt hätte, Zeuge deiner Gewissensbisse zu seyn und dieselben zu theilen, weil ich die Veranlassung derselben gewesen wäre. Der bloße Gedanke, daß Du solchen Kummer hättest erleben können, quält mich bereits mit Höllenmartern. Emma! Vergiß mich jetzt, Emma! Ach, warum habe ich Dich kennen lernen müssen! Warum bist Du mir so schön erschienen? Ist dies etwa meine Schuld? Nein, o nein, nur unser Verhängniß trägt daran Schuld!«

»Verhängniß ist ein recht gutes Wort und pflegt nie seine Wirkung zu verfehlen,« sagte er zu sich selbst.

»Wärest Du eines jener Weiber gewesen, die sich voll Leichtsinn im Leben herumtreiben, so hätte ich aus purem Egoismus ein Experiment versuchen können, das ungefährlich für Dich gewesen wäre. Jene köstliche Exaltation aber, die zugleich deinen höchsten Reiz und deine höchste Qual ausmacht, hat Dich, anbetungswürdiges Wesen, verhindert, das falsche und Schiefe unserer künftigen Position zu begreifen. Ich selbst habe von vorn herein nicht reiflich genug darüber nachgedacht und mich dem Genusse eines idealen Glückes hingegeben, ohne der weitern Folgen zu gedenken.«

»Sie wird vielleicht glauben, daß ich aus Geiz auf sie Verzicht leiste. Gleichviel, wenn nur der Sache ein Ende gemacht wird.«

»Die Welt ist grausam, Emma; sie würde uns überall hin verfolgt haben und Du hättest die schwere Wucht indiscreter Fragen der Verleumdung, der Verachtung, vielleicht gar des Schimpfens ertragen müssen. Du und Beschimpfung! Oh! — Und doch hätte ich Dir für mein Leben gern einen Thron zum Ruhesitz anbieten mögen! Deine Gedanken werden mich überall hin wie einen Talisman begleiten, wenn ich ins Exil gehe was meine Strafe für all das Böse seyn soll, das ich Dir zugefügt habe. Ich verreise. Wohin? Das weiß ich selbst noch nicht, denn ich fühle mich dem Wahnsinn nahe. Lebe wohl. Bleibe mir gut. Bewahre die Erinnerung an den Elenden, der Dich unglücklich gemacht hat. Lehre dein Kind meinen Namen, damit es ihn in seinen Gebeten wieder sage.«

Ein Luftzug entstand und die Flamme der beiden Kerzen flackerte hin und her. Rudolph stand auf, um das Fenster zu schließen; als er sich wieder niedergesetzt hatte, sagte er zu sich selbst:

»Ich meine jetzt alles Nöthige gesagt zu haben. Doch halt! Eins thut noch noth; sie könnte mir sonst nachspüren wollen.«

»Wenn Du diese von Melancholie durchschauerten Zeilen zu Gesichte bekömmst, werde ich schon weit entfernt seyn, da ich der Versuchung, Dich wieder sehen zu wollen, möglichst schnell ausweichen will. Ich will mich keiner Schwäche schuldig machen. Ich werde wieder kommen und in einer spätern Zeit werden wir vielleicht ruhig und kalten Blutes über unser jetziges Verhältniß und von unserer Liebe sprechen können. Lebe wohl!«

Das »Lebewohl« wurde noch einige Male wiederholt und einmal unterstrichen, was ihm von bester Wirkung zu seyn schien.

»Wie soll ich denn eigentlich unterzeichnen?« fragte er sich. »Dein ganz ergebener — Nein, es paßt nicht — dein Freund — das wird sich besser schicken.«

»Dein Freund.«

Er las nun den Brief noch einmal durch und fand ihn dem Zwecke völlig entsprechend.

»Armes Weibchen!« dachte er dann nicht ohne Rührung, »sie wird mich für unempfindlicher als einen Felsen halten; einige Thränentropfen würden nicht geschadet haben; ich kann jedoch nicht weinen, ich bin es nun einmal nicht im Stande.«

Er tauchte den Finger in ein Glas Wasser und ließ einen großen Tropfen aufs Papier fallen, was auf den beschriebenen Stellen einen blaßschwarzen Fleck hervorbrachte; als er den Brief siegeln wollte, fand er kein anderes Petschaft, als jenes mit der Inschrift: »Amor nel cor.«

»Das paßt nun eben nicht zur Veranlassung — Gleichviel! Es muß auch gut seyn.«

Er rauchte noch einige Cigarren und ging dann schlafen.

Er stand spät auf, weil er lange in den Tag hineingeschlafen hatte, und ließ sich einen Korb voll Aprikosen pflücken. Er legte den Brief auf den Boden des Korbes unter ein Weinblatt und befahl seinem Knechte Girard das Ganze der Madame Bovary zu überbringen. Es war dies das gewöhnliche Mittel, dessen er sich zu seiner Correspondenz bediente, indem er ihr je nach der Jahreszeit Früchte oder Wildpret schickte.

»Wenn sie Dich nach mir fragen sollte,« sagte er, »so sage ihr, ich sey verreist. Du darfst den Korb nur ihr und sonst Niemanden übergeben; gehe jetzt und mache deine Sache geschickt.«

Girard legte seine neue Blouse an, band sein Tuch über den Aprikosenkorb, machte sich in den groben, eisenbeschlagenen Schuhen schwerfällig mit großen Schritten auf den Weg und schlug die nach Yonville führende Richtung ein.

Als er das Haus des Arztes betrat, war Madame Bovary damit beschäftigt, mit der Hilfe ihrer Magd ein Packet Wäsche zusammen zu richten.

»Das ist Etwas,« sagte der Knecht, »was Ihnen unser Herr schickt.«

Bange Ahnung erfaßte sie; während sie in ihrer Tasche nach einer kleinen Münze suchte, um sie ihm zu geben, betrachtete sie ihn mit stieren Blicken; er seinerseits sah sie ganz verblüfft an, da er nicht begreifen konnte, wieso ein solches Geschenk auf Jemanden einen solchen Eindruck machen konnte. Endlich ging er fort. Felicité blieb aber noch bei ihr. Sie verlor die Geduld und eilte in ein anderes Gemach, als wenn sie die Aprikosen dort hätte verwahren wollen, stürzte den Korb um, riß die Weinblätter weg, fand den Brief, öffnete ihn und floh voll Entsetzen in ihr Schlafzimmer, als wenn eine Feuersbrunst hinter ihr gewüthet hätte.

Charles war ebenfalls dort, sie wurde seiner ansichtig; er sprach mit ihr; sie hörte kein Wort von dem was er sagte und eilte keuchend, wie trunken, voll Bestürzung die ins zweite Stockwerk führende Treppe hinauf; das entsetzliche Blatt Papier rasselte wie ein Stück Blech in ihrer Hand. Sie blieb endlich vor der Bodenthür stehen, die geschlossen war.

Nun suchte sie sich zu fassen; sie erinnerte sich an den Brief, sie wollte und mußte ihn lesen und wagte es nicht. Auch wußte sie nicht, wo und wie sie ihn lesen sollte.

Der Leser wird gleich erfahren, wie sie es anstellte.

»Hier, hier,« dachte sie endlich, »hier wird mich Niemand stören.«

Sie stieß die Bodenthür auf und trat in den einsamen Raum.

Aus den Schiefersteinen dampfte schwüle Hitze aus, die ihr Kopfschmerzen machte und sie zu ersticken drohte; sie schleppte sich bis zu einem verschlossenen Verschlag und schob den Riegel zurück, worauf blendendes Licht durch die Dachluken einfiel.

Wenn sie den Blick hinaussendete, so gewahrte sie die endlos sich ausbreitende Landschaft. Unter ihr, zu ihren Füßen, war der große Dorfplatz ganz leer; die Kiesel des Trottoirs glitzerten im Sonnenschein, die Wetterfähne der Dächer standen unbeweglich; aus einem Fenster an der Gassenecke wurde ein eigenthümliches, monoton schrillendes Geräusch gehört, das von Biret's Drechselbank herrührte.

Sie lehnte sich an die Brüstung der Bodenluke und las den Brief zu wiederholten Malen, während Wuth und Ingrimm in ihrem Herzen pochten. Je aufmerksamer sie aber seyn wollte, je mehr verwirrten sich ihre Ideen. Sie glaubte ihn wieder zu sehen, wieder zu hören; sie umschlang ihn im Geiste mit beiden Armen; ihr Herz pochte in ungleichen Schlägen und so gewaltig, als wenn es ihr die Brust hätte zersprengen wollen. Sie blickte im Kreise herum und wünschte, das Haus solle über ihrem Kopf zusammenstürzen. Warum sollte sie denn nicht auch ihrem Leben ein Ende machen? Wer und was hielt sie denn zurück? Sie war ja frei! Sie legte sich weit über die Brüstung des Fensters hinaus, blickte auf die Pflastersteine hinab und sagte zu sich selbst:

»Muthig! Vorwärts!«

Das von unten reflectirte Licht schien ihr das Gewicht

ihres Körpers nach abwärts zu ziehen. Der Dorfplatz schien zu schwanken, sich abwechselnd zu heben und zu senken, gleich einem Schiffe auf sturmbewegtem Meere. Ihr Oberleib hing weit vorgestreckt in den Raum hinaus. Sie glaubte im Blau des Himmels zu schweben; die Luft schien ihr in ihr Gehirn einzudringen; sie durfte sich nur ein wenig nach vorwärts beugen, um hinabzustürzen; dabei hörte das Schnarchen der Drechselbank nicht auf und schien sie zu rufen.

»Frau! Frau!« hörte man Charles rufen.

Sie richtete sich empor.

»Wo bist Du denn? So komm doch einmal!«

Der Gedanke, daß sie dem Tode sehr nahe gewesen, erfüllte sie mit Angst und Schrecken; sie war halb ohnmächtig und schloß die Augen. Dann erbebte sie, als sie eine Hand fühlte, von der sie am Aermel gezupft wurde; es war Felicité.

»Madame, der Herr wartet auf Sie; die Suppe steht schon auf dem Tische.«

Und nun mußte sie hinabgehen und sich zu Tische setzen!

Sie versuchte zu essen. Die Bissen drohten ihr im Halse stecken zu bleiben und sie zu ersticken. Sie entfaltete ihre Serviette, als wenn sie daran vorgenommene Ausbesserungen hätte betrachten und jetzt wiederum vornehmen wollen; sie zählte die Fäden des Gewebes. Plötzlich tauchte die Erinnerung an den Brief wieder in ihr auf; hatte sie ihn denn verloren? Wo sollte sie ihn wiederfinden? Sie fühlte ihren Geist so erschöpft, daß sie nicht einmal einen Vorwand zu erfinden vermochte, um vom Tische aufstehen zu können. Außerdem war sie auch feige geworden; sie fürchtete sich vor Charles! Er mußte um Alles wissen! Gewiß wußte er schon um Alles. Er sprach auch mit ganz eigenthümlichem Ausdruck folgende Worte:

»Wir scheinen nicht vorbereitet zu seyn, Herrn Rudolph empfangen zu können!«

»Wer hat es Dir gesagt?« sagte sie zusammenzuckend.

»Wer es mir gesagt hat?« versetzte er nicht ohne Erstaunen über ihre plötzliche Barschheit. »Nun, ich habe es von Girard gehört, dem ich so eben vor dem Kaffehhause begegnet bin. Er ist entweder schon verreist oder muß baldigst abreisen.«

Sie schluchzte laut auf.

»Was nimmt Dich denn dabei so Wunder? Er verreist öfter in solcher Weise, um sich zu zerstreuen und hat nach meinem Sinne ganz Recht. Wenn man reich und Junggeselle ist! — Uebrigens unterhält er sich recht gut, unser Freund! Er macht gar lustige Streiche! Herr Langlois hat mir erzählt« —

Er schwieg aus Schicklichkeitsgefühl; die Magd war eben ins Zimmer getreten.

Sie legte die auf einem Tisch zerstreut umhergeworfenen Aprikosen wieder in den Korb; Charles, der das Erröthen seiner Frau nicht bemerkte, ließ sich die Früchte bringen, nahm eine und biß sie an:

»Vortrefflich!« sagte er. »Nimm, koste einmal!«

Er reichte ihr den Korb hin, den sie sanft von sich schob.

»So rieche doch! Was das für ein Duft ist!«

Er schob ihr bei diesen Worten den Korb zu wiederholten Malen unter die Nase.

»Ich ersticke!« rief sie aus und schnellte in die Höhe. Sie that sich jedoch Gewalt an und besiegte den Krampf.

»Es ist nichts!« sagte sie, »es ist nichts! Es ist nur nervös! Setze Dich nur nieder und esse!«

Sie fürchtete, man werde sie ausfragen, pflegen und dann nicht mehr allein lassen wollen.

Um ihr zu gehorchen, hatte sich Charles wieder niedergesetzt; er spuckte die Aprikosenkerne in die Hand und legte sie sodann auf seinen Teller.

Plötzlich kam ein Tilbury in vollem Trabe des vorgespannten Rosses über den Platz gefahren. Emma stieß einen Schrei aus und fiel rücklings ohnmächtig und starr zu Boden.

Rudolph hatte sich in der That nach längerem Ueberlegen zur Abreise nach Rouen entschlossen. Da aber von la Huchette nach Buchy der Weg nur über Yonville geht, hatte er durch das Dorf fahren müssen; Emma hatte den Wagen an dem Schein der Laternen erkannt, die wie ein Blitz durch das dämmernde Dunkel leuchteten.

Der Tumult, der nun im Hause entstand, lockte auch den Apotheker herbei. Der Tisch war mit allen darauf stehenden Tellern umgestürzt; Fleisch, Brühe, Messer, Gabeln und Löffel, das Salzfaß und die Oelflasche lagen auf dem Boden zerstreut umher; Charles rief um Hilfe; die kleine Bertha kreischte und weinte; Felicité, deren Hände zitterten, schnürte Madame auf, die am ganzen Körper convulsiwisch zuckte.

»Ich eile,« sagte der Apotheker, »in mein Laboratorium; ich werde aromatischen Essig bringen.«

Als sie endlich in Folge der stimulirenden Düfte des Mittels die Augen aufschlug, sagte er:

»Das habe ich im Vorhinein gewußt; damit könnte man einen Todten erwecken.«

»Sprich doch zu uns!« sagte Charles. »Sprich, komm doch zu Dir. Ich bin es ja, dein Charles, der Dich so lieb hat. Erkennst Du mich? Sieh, da ist dein Töchterchen! Umarme das Kind!«

Das Kind streckte die Arme nach der Mutter aus und wollte seine Aermchen um ihren Hals legen; Emma aber

wandte den Kopf ab und sagte mit stoßweise hervorgebrachten Lauten:

»Nein, nein, ich mag Niemanden!«

Sie wurde abermals ohnmächtig; man brachte sie auf ihr Bett.

Dort lag sie ausgestreckt, mit offenem Munde, geschlossenen Augenlidern, die Hände flach ausgestreckt, unbeweglich und weiß wie eine wächserne Statue. Aus ihren Augen kamen zwei Thränenströme, die langsam auf ihre Kissen rollten.

Charles stand am Fußende des Bettes, neben ihm der Apotheker, jenes nachdenkliche Schweigen beobachtend, das in ernsten Lebenssituationen immer angezeigt und schicklich ist.

»Beruhigen Sie sich,« sagte er, Charles mit dem Ellbogen anstoßend; »ich glaube, daß der Paroxysmus vorüber ist.«

»Ja, jetzt ruht sie ein wenig,« antwortete Charles, die Schlafende betrachtend. »Arme Frau! — Arme Frau! — Sie ist wieder ganz zu den früheren Zuständen zurückgekehrt.«

Homais fragte nun, was denn zu dem Anfall Anlaß gegeben hätte. Charles antwortete, es sey ihr plötzlich gekommen, während sie Aprikosen gegessen hatte.

»Wirklich ganz außerordentlich!« fuhr der Apotheker fort. »Es könnten aber doch zuletzt die Aprikosen diese Ohnmacht herbeigeführt haben. Es gibt Naturen, die für gewisse Gerüche gar so empfänglich sind! Es wäre das sogar eine hübsche Frage, die man sowohl vom pathologischen, als vom philosophischen Standpunkte aus erörtern könnte. Die heid-

nischen Priester haben die Bedeutung und den Einfluß gewisser betäubender Gerüche ganz gut zu würdigen gewußt und dieselben bei ihren Ceremonien häufig zur Anwendung gebracht. Der klare Sinn wurde dadurch umdüstert und eine Art von Verzückung namentlich bei den Weibern hervorgerufen, die immer empfänglicher als die Männer sind. So gibt es Frauen, die beim Geruche angebrannten Brotes oder brennender Federn ohnmächtig werden und —«

»Leiser! leiser!« flüsterte Charles; »Sie werden sie aufwecken!«

»Nicht nur Menschen,« fuhr der Apotheker fort, »sind Gegenstand solcher Anomalien, sondern mitunter auch Thiere. So wird Ihnen die eigenthümliche aphrodisiakische Wirkung nicht unbekannt seyn, welche die Nepeta cataria, das sogenannte Katzenkraut, auf die Katzen übt; um ein anderes authentisches Beispiel zu citiren, werde ich Ihnen eines Hundes erwähnen, den einer meiner ehemaligen Schulcameraden besitzt und der Zuckungen bekömmt, so oft man ihm eine Tabakdose vorhält. Er hat das Experiment mit dem Thiere gar oft in unserer Gegenwart gemacht. Sollte man nun im Vorhinein wohl glauben, daß ein einfaches Niesemittel solche Verheerungen im Organismus eines Vierfüßlers anrichten könne? Seltsam, nicht wahr, sehr seltsam?«

»Ja wohl,« sagte Charles, der ihm gar nicht zugehört hatte.

»Es ist dies,« fuhr der mit vieler Selbstzufriedenheit sanft lächelnde Apotheker fort, »ein Beweis für uns, wie zahllos die Störungen sind, die im Nervensystem vorkommen können. Ihre Frau ist überdies, wie ich immer gefunden habe, eine wahre Sensitive. Ich würde Ihnen, lieber Freund, daher auch nicht rathen, es mit jenen Mitteln zu versuchen, von de-

nen man glaubt, daß sie auf die Nerven wirken, die aber direct die ganze Constitution angreifen. Einen solchen Weg dürfen Sie durchaus nicht betreten. Diät, calmirende, erweichende, beruhigende Mittel sind hier angezeigt. Vielleicht dürfte es auch gerathen seyn, direct auf ihre Einbildungskraft einzuwirken.

»Wie könnte das geschehen?« fragte Bovary.

»Ja, das ist eine schwere Frage! Das ist, wie der Engländer sagt: That is the question! Ich habe den Ausdruck erst letztlich in der Zeitung gelesen.«

Emma erwachte aus ihrem Halbschlafe und rief:

»Der Brief? Wo ist der Brief?«

Man glaubte, daß sie delirire; in der Nacht fing sie in der That zu deliriren an; bald hatten sich die Symptome eines Nervenfiebers dazu gesellt.

Drei und vierzig Tage lang war Charles nicht von ihrem Bette gewichen. Er verließ alle seine Kranken, er legte sich nicht nieder, er fühlte ihr ohne Unterlaß den Puls, legte ihr Senfteige an die Füße und Kaltwasserumschläge auf den Kopf. Justin wurde nach Neufchatel geschickt, um Eis von dort zu holen; das Eis zerschmolz unterwegs und er mußte den Weg nochmals machen.

Er ließ den Doctor Canivet zum Consilium kommen, dann berief er sogar den Doctor Larivière, unter dem er in Rouen studirt hatte, zu gleichem Zwecke herbei, er war ganz verzweifelt. Was ihn am meisten erschreckte, war Emma's Abgeschlagenheit; sie sprach nicht, hörte auf nichts und schien nicht einmal zu leiden; Körper und Seele schienen gleichzeitig von den überstandenen Aufregungen ausruhen zu wollen.

Gegen die Mitte October konnte sie von Pölstern gestützt im Bette wieder aufrecht sitzen. Charles weinte, als er

sie zum ersten Male wieder von einem Weißbrötchen essen sah. Nach und nach kehrten auch die Kräfte wieder; sie konnte einige Stunden den Tag über außerhalb des Bettes zubringen und einmal, als sie sich noch besser fühlte, auf Charles' Arm gestützt, im Garten umherzugehen versuchen. Der Sand in den Alleen war mit dürren Blättern überdeckt; sie ging Schritt für Schritt, schleppte die Füße mühsam nach, lehnte sich mit der Schulter an Charles und lächelte bisweilen.

So wandelnd gelangten sie bis in die Nähe der Terrasse. Sie richtete sich langsam empor, hielt die Hand wie schützend vor den Augen, um besser umherschauen zu können; sie blickte in die Ferne, so weit ihre Sehkraft reichen mochte; am Horizonte stiegen aber nur Rauchsäulen auf; Landleute hatten an verschiedenen Orten Ginster und Gestrüpp in Brand gesteckt, um mit der Asche den Boden zu düngen.

»Du wirst Dich ermüden, meine Geliebte,« sagte Bovary.

Er zog sie mit sanftem Drängen nach der Laube.

»Setze Dich hier auf die Bank; Du wirst hier bequem sitzen.«

»Nein, nein, nicht hier!« entgegnete sie mit erlöschender Stimme.

Es schwindelte ihr; am Abende brach ihre Krankheit neuerdings aus, bot aber andere, und um die Wahrheit zu sagen, complicirtere Symptome dar. Sie litt bald am Herzen, bald in der Brust, dann wieder im Kopf und in den Gliedern; bisweilen mußte sie erbrechen und Charles glaubte in dieser Erscheinung die ersten Symptome eines Magenkrebses erblicken zu müssen.

Und bei allem dem war der arme Junge noch von Geldsorgen gequält.

IX.

Vor Allem wußte er nicht, wie er den Apotheker für alle von ihm gelieferten Medicamente entschädigen sollte; obwohl er als Arzt sich der Bezahlung hätte entheben können, so wollte er doch von diesem Vorrechte keinen Gebrauch machen; der bloße Gedanke, sich dessen bedienen zu wollen, trieb ihm das Blut in das Gesicht. Ferner wurden die Hausausgaben, seitdem die Köchin unumschränkte Gebieterin war, wahrhaft erschreckend; jeden Augenblick wurde eine Rechnung überschickt; Bäcker und Fleischer wollten nicht länger warten und besonders quälend erwies sich Herr l'Heureux.

Dieser hatte nemlich die Krankheit Emma's benützt; als sie völlig bewußtlos darniederlag, war seine Rechnung mit den unbilligsten Zusätzen verstärkt in's Haus gekommen; auch den Mantel, den Reisesack, zwei Koffer anstatt des einen, den Emma bestellt hatte und noch viele andere Dinge hatte er mitgeschickt. Charles versicherte, er bedürfe aller dieser Dinge nicht; der Kaufman entgegnete mit arrogantem, herausforderndem Wesen, man habe alle diese Gegenstände bei ihm bestellt und er werde sie nicht zurücknehmen; außerdem hieße dies auch Madame, die doch kaum Reconvalescentin sey, in sehr nachtheiliger Weise ärgern; der Herr Doctor möge das wohl bedenken; was ihn beträfe, so könne er als Kaufmann sein Recht nicht aufgeben und seine Waaren wieder zurücknehmen; viel eher würde er die Sache vor die Gerichte bringen.

Als sich der Kaufmann entfernt hatte, befahl Charles nichtsdestoweniger, ihm die Sachen zurückzuschicken; die Magd vergaß an die Ausführung des Befehles, Charles hatte andere Dinge im Kopfe, und so gerieth die Sache in Vergessenheit. L'Heureux erneuerte später den Angriff; er brauchte abwechselnd Drohungen und Bitten und manövrirte so geschickt, daß Bovary sich endlich herbeiließ, einen binnen sechs Monaten fälligen Wechsel zu unterschreiben. Kaum hatte er aber den Wechsel unterschrieben, als er auf einen kühnen Gedanken verfiel, nemlich tausend Francs von Herrn l'Heureux zu entlehnen.

Er sah sehr verlegen aus, als er das Verlangen stellte und fragte, ob es denn kein Mittel gäbe, sich das Geld für Jahresfrist zu was immer für Zinsen zu verschaffen. L'Heureux eilte nach Hause, brachte das Geld und ließ einen andern Wechsel ausstellen, in welchem Bovary sich verpflichtete, am ersten des nächstkommenden Septembers tausendundsiebenzig Francs zu bezahlen, was mit den bereits festgesetzten hundertachtzig gerade zwölfhundertfünfzig Francs ausmachte. Er verlangte nur sechs Procente an Zinsen und ein Viertelprocent an Provisionsgebühr; da er aber an den gelieferten Gegenständen ein gutes Drittel ihres Werthes profitirte, so konnte er binnen Jahresfrist auf einen Reingewinn von mindestens hundertdreißig Francs rechnen; außerdem hoffte er, daß es dabei noch nicht sein Bewenden haben, daß man zur Zeit nicht im Stande seyn werde, die Wechselzahlungen leisten zu können, daß man dieselben daher werde prolongiren müssen und daß daher sein Geldchen bei dem Arzte wie in einer Heilanstalt gepflegt und eines Tages fetter mit bedeutender Zunahme zu ihm zurückkommen müsse.

Auch seine sonstigen Pläne gelangten zur gewünschten

Ausführung; es wurde ihm eine Ciderlieferung für das Spital in Neufchatel bewilligt; Herr Guillaumin verhieß ihm Actien der Torfstichunternehmung von Grumesnil; ferner ging er mit der Absicht um, einen Eilwagen zwischen Argueuil und Rouen gehen zu lassen, der den Rumpelkasten vom Gasthaus zum »goldenen Löwen« baldigst zum Stillstand bringen sollte; die Fahrt sollte schnell, billig und für starke Waarentransporte eingerichtet werden, wodurch er den ganzen Handel von Yonville in seine Hände bekommen mußte.

Charles fragte sich öfter, wie es ihm denn möglich seyn werde, im nächsten Jahre so viel Geld zurückzuzahlen; er suchte nach Mitteln und ging mit sich zu Rathe, ob er etwa zu seinem Vater seine Zuflucht nehmen oder etwas verkaufen solle. Er konnte sich jedoch nicht verhehlen, daß sein Vater taub für seine Bitten seyn würde und er selbst hatte nichts zu verkaufen. Er sah mit Einem Worte so viele Schwierigkeiten vor sich, daß er an den ihn betrübenden Gegenstand gar nicht mehr denken mochte.

Dann machte er sich Vorwürfe, daß er dieser Sorgen halber Emma's vergesse; alle seine Gedanken sollten dieser Frau angehören; nicht beständig an sie denken hieße einen Raub an ihr begehen.

Der Winter war strenge und rauh. Emma's Reconvalescenz verlief langsam. Bei schönem Wetter schob man sie in ihrem Lehnstuhl an jenes Fenster, das auf den Platz hinausging; gegen den Garten hatte sie jetzt eine Antipathie und der Vorhang des dorthin gehenden Fensters mußte beständig g e s c h l o s s e n bleiben.

Sie verlangte, daß man ihr Pferd verkaufe; was sie sonst geliebt hatte, mißfiel ihr jetzt, und alle ihre Gedanken schienen nur die Sorge um sich selbst zum Gegenstande zu haben. Sogar

im Bette beschäftigte sie sich damit, sich kleine Erfrischungen zu bereiten; die Magd mußte ihr stundenlang Geschichten erzählen oder die Bereitung ihrer Tisanen auseinandersetzen. Dabei warf der Schnee, der auf dem Dache der gegenüber befindlichen Markthalle lag, seinen weißen Reflex durch die Scheiben, oder es pflegte auch in Strömen zu regnen. Emma erwartete mit einer Art von Seelenangst die tägliche unvermeidliche Wiederkehr der kleinlichsten Ereignisse, an denen ihr im Grunde nicht viel liegen konnte. Das Wichtigste dieser Vorgänge war die allabendliche Ankunft der Diligence im Gasthofe »zum goldenen Löwen«. Die Wirthin ließ dann ihre Befehle mit lauter Stimme erschallen; andere Stimmen antworteten, und Hippolyts Fackel, der die Koffer vom Dache des Wagens herabholte, glänzte wie ein Stern durch die dunkle Nacht.

Um Mittag pflegte Charles von seinen Krankenbesuchen nach Hause zu kommen, um nach ihr zu sehen; dann ging er wieder aus, dann nahm sie eine Suppe, und gegen fünf Uhr, mit Einbruch der Nacht, hörte man das Klappern von Holzschuhen auf dem Pflaster; die Kinder kamen aus der Schule zurück und trommelten mit Linealen und ähnlichen Werkzeugen an den Fensterläden.

Um diese Stunde pflegte ihr auch der Ortsgeistliche seinen Besuch abzustatten. Er erkundigte sich um ihr Befinden, erzählte ihr Neuigkeiten und gab ihr auch heilsame Ermahnungen, die sie ebenfalls gern und ruhig anhörte.

Während des Verlaufes ihrer Krankheit hatte sie sich eines Tages dem Tode nahe geglaubt und das heilige Abendmahl verlangt; in dem Maße, in welchem die Vorbereitungen dazu getroffen wurden, während man einen Tisch zum Altar umgestaltete und die Magd den Boden mit Blumen bestreut

hatte, war es Emma zu Muthe, als wenn eine starke Hand ihr alle Schmerzen, aber auch alles irdische Gefühl und alle irdische Empfindung abgestreift hätte. Ihr Körper schien ihr kein Gewicht mehr zu haben und ein neues Leben für sie zu beginnen; ihre Seele schien ihr zu Gott emporzusteigen und in der Liebe zu ihm aufzugehen, gleich Weihrauchduft, der sich in die Wolken verliert. Die Betttücher wurden mit Weihwasser besprengt, der Priester nahm die weiße Hostie aus dem heiligen Schrank; von himmlischer Freudigkeit überwältigt und einer Ohnmacht nahe genoß sie den Leib des Heilands, der ihr angeboten wurde. Die Vorhänge ihrer Alcove blähten sich leicht und wolkenartig rings um sie her auf; die Strahlen der beiden auf dem Tische brennenden Kerzen kamen ihr wie blendender Heiligenschein vor. Sie ließ ihr Haupt zurücksinken, glaubte die Klänge seraphischer Harfen zu hören, und im azurblauen Himmel, auf einem goldenen Throne, in Mitten von Heiligen, die grüne Palmenzweige hielten, Gott Vater majestätisch glänzen zu sehen, wie er den Engeln mit Flammenfittigen winkt, auf Erden zurückzukehren und sie in ihren Armen gegen Himmel emporzutragen.

Diese glänzende Vision blieb in ihrer Erinnerung wie der schönste Traum haften, dessen ein Mensch auf Erden theilhaftig werden könnte; sie gab sich darum auch alle Mühe, jener Empfindung wieder theilhaftig zu werden, die auch wirklich in ihr fortdauerte, mit derselben Süßigkeit, wenn auch in minder exclusiver Weise.

Ihre früher von Stolz aufgebläht gewesene Seele ruhte endlich in christlicher Demuth aus; Emma bekam Sinn für das im Bewußtseyn der Schwäche liegende Vergnügen; sie ergötzte sich an der Vernichtung des eigenen Willens, dessen Beseitigung sie für das Eindringen der göttlichen Gnade fähig

machen sollte. Sie kam zur Einsicht, daß es größere Wonnen, als die des blos irdischen Glückes geben könne, daß eine über jede andere erhabene Liebe existire die nicht aussetze und nicht zu Ende gehe, dagegen aber fortwährend zunehme und wachse. In ihrer nervösen Aufgeregtheit erblickte sie einen Zustand von Reinheit, der über der Erde existirt und bis zum Himmel reicht, zu dem sie sich sehnsüchtig emporgehoben wünschte.

Sie gedachte eine Fromme, eine Heilige zu werden. Sie kaufte Rosenkränze, trug Amulette und wünschte eine Reliquie zu besitzen, um sie allabendlich küssen zu können.

Ihre Frömmigkeit war aber nicht echt und gewissermaßen nur die Frucht absichtlicher Selbsttäuschung. Darum vermochte sie auch an den übrigens nicht immer bestens gewählten Erbauungsbüchern, die ihr ein Buchhändler aus Rouen auf Bestellung schickte, kein sonderliches Behagen zu finden und die von der Religion vorgeschriebenen Ceremonien nicht mit Andacht und Gläubigkeit zu üben. Sie verstand sich selbst nicht mehr, wurde an ihren eigenen Empfindungen irre und hielt sich für religiös begeistert, während sie nur krankhaft exaltirt war.

Die Erinnerung an Rudolph hatte sie tief in ihr Herz hinabgedrückt; dort aber hatte dieselbe ein Asyl gefunden, in welchem sie unbeweglicher und starrer verharrte, als eine Königsmumie in ihrer unterirdischen Gruft. Der Duft aber, der aus dieser Erinnerung emporstieg, durchdrang ihr ganzes Wesen und verlieh der Existenz, die sie fortan führen wollte, eine gewisse Zärtlichkeitsatmosphäre, die sich bei jedem Schritt und Tritt, bei jedem Gedanken und bei jeder Handlung geltend machte. Selbst ihre Gebete trugen den Stempel dieser Stimmung, und wenn sie auf ihrem gothischen Betschämel niederkniete, so wurden ihre Worte unbewußt zur Blasphemie, weil

sie dieselben Ausdrücke brauchte, deren sie sich ehemals in ihren ehebrecherischen Entzückungen bedient hatte. Darum hatte aber auch die Sehnsucht und der Wunsch nach Stärkung im Glauben nicht die erwünschte Folge; kein Erquicken wollte sich vom Himmel auf sie herabsenken, und sie erhob sich mit zermalmten Gliedern, gelähmt an Geist und Körper und dem vagen, unbestimmten Bewußtseyn immensen Selbstbetruges.

In dieser Empfindung glaubte sie jedoch nur ein Verdienst mehr zu erblicken; in ihrem falschen Stolze verglich sie sich mit den Damen aus einer frühern Zeit, von deren Ruhm sie nach einem Porträt der La Vallière beständig träumte, die sie im Geiste beständig vor sich sah, wie sie die glänzenden Schleppen ihrer langen Kleider im Staube nach sich zogen und sich in Einsamkeiten begaben, um dort in ungestörter Ruhe die Thränen weinen zu können, die ihr todwundes Herz vergoß.

Sie wurde wohlthätig, aber in unvernünftiger und unberechneter Weise. Sie nähte Kleider für die Armen; sie schickte armen, im Kindbette liegenden Frauen Suppe und Holz. Eines Tages fand Charles beim Nachhausekommen drei Taugenichtse am Tische sitzen und sich bei einer Mahlzeit gütlich thun. Sie ließ ihr Töchterchen, das während ihrer Krankheit in das Haus der Amme gebracht worden war, wieder nach Hause kommen. Sie wollte das Kind lesen lehren, und wurde nie zornig, wenn sich die ungehorsame Schülerin auch noch so sehr sträubte und weinte. Resignation und Nachsicht gegen Alles und für Alle sollten nun einmal ihre Lebensdevise seyn. Ihre Ausdrucksweise war gewählt und schwärmerisch und für die gewöhnlichsten Dinge hatte sie fast ideale Bezeichnungen.

Die Schwiegermutter hatte gegen die jetzige Lebensweise

der Schwiegertochter nichts einzuwenden; nur Eines war ihr nicht recht, daß nemlich Emma sich mit dem Ausbessern der eigenen Hauswäsche nicht befassen wollte, dafür aber um so fleißiger Leibchen und Strümpfe für arme Kinder fremder Leute strickte. Ihrer eigenen häuslichen Zwistigkeiten jedoch müde geworden, gefiel es ihr im Hause des Sohnes, weil dort Ruhe und Friede herrschte; sie blieb sogar länger als bis nach Ostern daselbst, um nicht von den Spöttereien ihres Gatten leiden zu müssen, der ein starker Geist zu seyn glaubte, wenn er sich an Fasttagen ganz besonders gütlich that.

Außer der Gesellschaft ihrer Schwiegermutter, deren Ernst und Besonnenheit auf die junge Frau nicht unvortheilhaft einwirkte, hatte Emma auch noch andern Umgang, der sich fast täglich einstellte. Dazu gehörten die Damen Langlois, Caron, Dubreuil, Tuvache und dann auch noch regelmäßig zwischen zwei und fünf Uhr die treffliche Madame Homais, die nie zu glauben im Stande gewesen war, daß man von seinen Nachbarn Böses zu sprechen im Stande seyn könne. Auch ihre Kinder stellten sich zum Besuche ein und wurden dann von Justin begleitet. Er ging mit ihnen ins Zimmer und blieb dann unbeweglich und stumm an der Thür stehen; Madame Bovary beachtete ihn so wenig, daß sie oft in seiner Gegenwart Toilette machte. Sie begann damit, daß sie ihren Kamm abnahm und den Kopf mit rascher Bewegung schüttelte.

Als er zum ersten Mal des reichen, bis zur Kniekehle hinabhängenden Haares ansichtig wurde, war dem armen Jungen zu Muthe, als ob er zum ersten Male in seinem Leben etwas ganz Außerordentliches und Neues zu Gesichte bekäme, dessen Glanz ihn erschreckte.

Emma bemerkte weder seine Schüchternheit noch seine Aufregung. Sie ahnte nicht, daß die aus ihrem Leben ver-

schwundene Liebe abermals in ihrer Nähe verweile, unter der groben Blouse sich rege, und ein Jünglingsherz, das von dem Strahl ihrer Schönheit getroffen worden, lebhafter schlagen mache. All' das behandelte sie übrigens jetzt mit solcher Gleichgiltigkeit, sie begleitete ihre stets liebevollen Worte mit so hoffärtigen Blicken und so ganz widerstreitenden Manieren, daß sich der Egoismus nicht mehr von der Mildherzigkeit, die Verderbniß nicht mehr von der Tugend unterscheiden ließ.

So war sie zum Beispiel eines Abends sehr erzürnt, als ihre Magd um Erlaubniß bat, ausgehen zu dürfen und dabei stammelnd nach einem Vorwand suchte; plötzlich sagte sie jedoch:

»Liebst Du ihn denn?«

Ohne die Antwort des erröthenden Mädchens abzuwarten, fuhr sie in melancholischem Tone fort:

»Gehe, gehe, unterhalte Dich!«

Als der Frühling wieder begann, ließ sie trotz der Einsprache ihres Gatten den Garten von einem Ende bis zum andern umarbeiten; übrigens schätzte er sich glücklich, überhaupt irgend eine Willensäußerung an ihr zu bemerken. In dem Maße aber, in welchem ihre Kräfte zunahmen, nahmen diese Willensäußerungen zu. So fand sie bald Mittel und Wege, um die gewesene Amme, Frau Rollet, zu entfernen, die während ihrer Krankheit und Reconvalescenz die Gewohnheit angenommen hatte, gar zu oft in die Küche zu kommen und dann noch ihre Kinder und einen Pflegling mitzubringen, der ganz kanibalisch darauf losessen konnte. Später machte sie sich auch von der Familie Homais los, gab auch den andern Besuchen den Abschied und fing an die Kirche weniger regelmäßig zu besuchen, was namentlich den Apotheker erfreute,

der sie schon öfter im Scherze der Hinneigung zur Betschwesterei beschuldigt hatte.

Dieser Apotheker ging noch weiter; er gab Charles den Rath, Emma mehr Zerstreuungen zu schaffen und sie ins Theater nach Rouen zu führen, wo sie den berühmten Tenor Lagardy hören konnte.

»Könnte ich von hier fort,« sagte er, »so würde ich selbst mitgehen. Sie müssen sich aber beeilen. Lagardy wird nur mehr einmal auftreten; er hat ein sehr vortheilhaftes Engagement nach England angenommen. Das ist einmal ein glücklicher Junge, der sich buchstäblich in Gold wälzt und drei Maitressen und einen Koch mit sich führt. Alle diese großen Künstler leben in solcher Weise; sie bedürfen einer Aufstachlung ihrer Phantasie und wollen von Eingezogenheit und Sittsamkeit nichts wissen. Freilich geht es ihnen dann oft schlecht aus und gar Viele sterben im Alter im Hospital, weil sie in der Jugend nicht klug genug gewesen sind, Ersparnisse zu machen. Also für heute guten Appetit und für morgen glückliche Reise!«

Der Gedanke mit dem Theater sagte Bovary zu; er theilte ihn seiner Frau sogleich mit; sie wies das Anerbieten zuerst zurück und sprach von Ermüdung, Unbequemlichkeit, Ausgaben u. s. w. Ungewöhnlicher Weise wollte aber Charles diesmal nicht nachgeben, weil er von dieser Zerstreuung einen wohlthätigen Einfluß für Emma erwartete. Es lag auch sonst kein Hinderniß vor; seine Mutter hatte ihnen dreihundert Francs geschickt, auf die nicht gerechnet worden war; die laufenden Schulden waren nicht ungewöhnlich groß, und die Verfallzeit der an l'Heureux ausgestellten Wechsel noch so fern, daß für jetzt nicht daran gedacht zu werden brauchte. Außerdem war Charles auch der Ansicht, daß sie nur aus

übermäßigem Zartgefühl das Anerbieten zurückwies und bestand darum um so mehr darauf; es gelang ihm auch endlich, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen; am folgenden Tag um acht Uhr setzten sie sich in die Diligence.

Der Apotheker, der seiner Geschäfte halber recht gut mit ihnen hätte gehen können, sich aber für verpflichtet hielt, den Ort nicht zu verlassen, seufzte, als er sie aufbrechen sah.

»Angenehme Reise!« rief er ihnen zu, »unterhaltet Euch gut, Ihr glücklichen Sterblichen!«

Er wendete sich dann an Emma, die eine blauseidene Robe mit vier Volants trug:

»Ich finde Sie schön wie eine Amorette! Sie werden Aufsehen in Rouen machen.«

Die Diligence hielt in Rouen im Gasthof »zum rothen Kreuz« auf der Place Beauvoisine, einem jener Gasthöfe, wie sie in den Vorstädten aller Provinzialhauptorte vorkommen, mit großen Stallungen und kleinen Schlafzimmern und wo man im Hofe Hühner sieht, die den Hafer unter den kothigen Cabriolets der Commis-Voyageurs aufpicken; es sind jene guten alten Unterkunftsorte, mit hölzernen wurmstichigen Balconen, die in Winternächten krachen, wenn es heftig stürmt, immer voll von Gästen, von Lärm und Eßwaaren sind, auf deren schwarzen Tischen die verschütteten Getränke wunderliche Flecke hinterlassen haben, deren dicke Fensterscheiben von den Excrementen der Fliegen vergilbt sind und deren stets feuchte Servietten zu allen Zeiten rothe Weinflecken zeigen, die immer nach dem Dorfe riechen, gleich Ackerknechten in städtischen Kleidern, die auf der Gassenseite ein Kaffehhaus und gegen die Landschaft hin einen Gemüsegarten haben.

Charles machte sich sogleich daran, die nöthigen Gänge zu besorgen. Er verwechselte Parterre, gesperrte Sitze, Logen

und Gallerieplätze mit einander, ließ sich die Dinge erklären und begriff sie doch nicht, wurde von einem Theaterbeamten zum andern geschickt, kehrte ins Gasthaus und von dort wieder nach dem Theater zurück, wiederholte dieses Manöver mehremal und durchwanderte dabei die ganze Stadt.

Madame kaufte sich einen Hut, Handschuhe und ein Blumenbouquet. Charles fürchtete den Anfang der Vorstellung zu versäumen; sie nahmen sich nicht einmal zum Essen Zeit und standen vor den Pforten des Theaters, als diese noch geschlossen waren.

VIII.

Die Menge stand methodisch zwischen die hierzu aufgestellten Balustraden und Barrieren gereiht und wartete des Moments, in welchem der Eintritt gestattet werden sollte. An den Gassenecken prangten gigantische Anschlagzettel und enthielten in barocken Schriftzügen die Worte: »Lucia von Lammermoor — Lagardy — Oper 2c.«

Es war schönes Wetter und warm, der Schweiß floß von allen Stirnen, die man mit Schnupftüchern abzutrocknen kein Ende finden konnte; ein lauer Wind, der vom Stromesufer herwehte, fächelte mit den Rändern der vor den Koffeh- und Bierhäusern ausgespannten Zeltdächer. Von einer Seite her kam jedoch ein kalter Luftzug, der gleichzeitig auch Gerüche von Talg, Leder und Oel brachte. Der Luftzug kam aus einer langen, aber sehr schmalen Gasse, die voll von Fässern und Magazinen war.

Aus Furcht, lächerlich zu erscheinen, wollte Emma, bevor sie in's Theater ging, noch einen Spazirgang am Hafen

machen; Bovary legte vorsichtshalber die Hand auf die Billete, die er in der Tasche hatte, und drückte die kostbaren Gegenstände gegen seinen Bauch.

In der Vorhalle des Theaters bekam sie Herzklopfen. Dann mußte sie vor Eitelkeit unwillkürlich lachen, als sie sah, wie sich die Menge im Corridor rechts drängte, während sie links die zu den Logenplätzen ersten Ranges führende Treppe hinaufstieg. Es machte ihr ein kindisches Vergnügen, die großen Tapetenthüren mit dem Finger anzustoßen; sie athmete mit eigenthümlichem Behagen den staubigen Duft in den Gängen ein und als sie in ihrer Loge saß, geberdete sie sich mit der Ungezwungenheit einer Herzogin.

Das Haus begann sich zu füllen, die Lorgnetten wurden aus den Etuis gezogen; die abonnirten Stammgäste grüßten und nickten einander freundlich zu; sie vergaßen jedoch ihrer Geschäfte noch nicht und sprachen von Baumwolle, Indigo und Specereiwaaren. Hier und da sah man friedliche, ausdruckslose Physiognomien alter Leute, deren Haare und Teint weiß waren und mit silbernen Medaillen, deren Glanz durch Bleidämpfe getrübt worden, Aehnlichkeit hatten. Auf den Parterresperrsitzen blähten sich die jungen Stutzer und brachten während der Ouverture ihre Gilets so wie ihre rosenrothen oder apfelgrünen Cravaten zur Schau; Madame Bovary bewunderte sie von oben herab, wenn sie die gespannten Hohlhandflächen ihrer gelben Glacéehandschuhe auf Stäbchen mit goldenen Knöpfen stützten.

Nach und nach wurden die Lampen im Orchester angezündet, und der Kronleuchter vom Plafond herabgelassen, der mit seinen Lichtern und Strahlen plötzliche Heiterkeit im Zuschauerraum verbreitete; die Orchestermitglieder stellten sich

nach und nach ein und nun ergab sich ein längeres Charivari von schnarrenden Baßgeigen, kreischenden Violinen, schmetternden Trompeten, piependen Flöten und quickenden Flageoletts. Dann wurde auf der Bühne das bekannte Zeichen anzufangen gegeben; Cymbeln erklangen, die Blechinstrumente machten sich vorzugsweise geltend; der Vorhang ging in die Höhe und ließ eine Landschaft sehen.

Die Scene stellte einen Kreuzweg in einem Walde vor, links sprudelte, im Schatten einer Eiche, ein Quell. Landleute und vornehme Herren, mit Plaids über den Schultern, sangen einen Jagdchor; dann kam ein Hauptmann, der den Dämon des Bösen anrief und dabei beide Arme gegen Himmel emporhob; noch ein anderer Hauptmann kam hinzu, worauf beide mit einander fortgingen; die Jäger stimmten ihren Gesang neuerdings an.

Emma erinnerte sich an die Lectüre ihrer Jugend, sie fühlte sich in die Romantik Walter Scott's zurück versetzt. Sie meinte durch Dunst und Nebel den Schall schottischer Schalmeien über die Heide her zu vernehmen. Die Erinnerung an den Roman erleichterte ihr das Verständniß des Libretto; sie verfolgte die Intrigue des Stückes von einer Phrase zur andern, während die an ihr Ohr schlagenden Melodien seltsame Gedanken abwechselnd in ihr anregten und wieder verscheuchten. Sie gab sich dem Eindrucke der Musik ganz und gar hin; alle ihre Nerven vibrirten, als wenn sie mit dem Geigenbogen gleich eben so vielen Saiten gestrichen worden wären. Sie wurde nicht müde die Costüme, Decorationen, Acteurs und gemalten Bäume zu betrachten, welche letztere zitterten, wenn man über die Bühne schritt; die sammtenen Barrete und Mäntel, die Degen und sonstigen Bühnengegenstände versetzten sie gewissermaßen in eine andere Welt,

der die Harmonie, die sie vernahm, ausschließlich anzugehören schien. Jetzt erschien eine junge Dame auf der Bühne und warf einem grüngekleideten Schildknappen eine Geldbörse zu. Sie blieb dann allein und nun hörte man Flötentöne, die das Murmeln der Quellen und Zwitschern der Vögel nachahmten. Die gut geschulte Lucia stimmte ihre Cavatine mit kraftvoller Stimme an; sie ließ eine Liebesklage vernehmen und wünschte Flügel zu besitzen; Emma hätte ebenfalls aus dem jetzigen Lebenskreise in eine Umarmung entfliehen mögen. Plötzlich erschien Lagardy als Edgar.

Er hatte jene imponirende bleiche Farbe, die der glühenden Race des Südens etwas von der Majestät des Marmors verleiht. Der kräftig gewachsene Mann war in dunkle Tracht gekleidet; an der linken Seite trug er einen kleinen Dolch mit ciselirtem Griff; sein Blick war schmachtend, seine Zähne blendend weiß. Man erzählte sich, eine polnische Prinzessin hätte ihn eines Abends in Biaritz, als er eben mit dem Calfatern einer Barke beschäftigt gewesen, singen gehört und wäre sofort in Liebe für ihn entbrannt. Sie ruinirte sich für ihn und wurde dann anderer Frauen halber von ihm verlassen; die sentimentale Celebrität hatte zu seinem künstlerischen Rufe nicht wenig beigetragen. Der diplomatische Virtuose trug sogar Sorge in den ihn betreffenden Reclamen regelmäßig irgend eine poetische Phrase über den Zauber seiner äußern Erscheinung und die Weichheit seines Herzens und Gemüthes einfließen zu lassen. Ein schönes Organ, ein unerschütterliches Vertrauen zu sich selbst, mehr Temperament als Verständniß, mehr Emphase als Poesie trugen vollends dazu bei, das Naturell des bewundernswürdigen Charlatans zu erhöhen, in dem gleichzeitig etwas vom Perrückenmacher und Stierkämpfer lag.

Schon in der ersten Scene enthusiasmirte er sein Publi-

cum. Er schloß Lucien in seine Arme, ließ sie los, kehrte dann wieder zu ihr zurück und schien von Verzweiflung durchdrungen zu seyn; er hatte sehr gelungene Zornesausbrüche, dann erging er sich wieder in elegischen, unendlich sanften Tönen, die aus seiner Kehle emporsäuselten und zwischen Schluchzen und Küssen die Mitte zu halten schienen. Emma bückte sich über die Logenbrüstung, um seiner besser ansichtig zu werden; sie kratzte mit den Nägeln an dem Sammt ihrer Loge. Die melodischen Klagen, die unter der Begleitung der Baßgeige gleich dem Schrei des Schiffbrüchigen unter dem Tosen des Sturmes fort tönten, erfüllten ihr Herz und sie erkannte alle jene Wonnen und alle jene Beängstigungen wieder, von denen sie sich so oft durchschauert gefühlt hatte, die ihr beinahe den Tod gebracht hätten.

Die Stimme der Sängerin schien ihr ein Echo ihres eigenen Bewußtseyns, die Illusion, die ihr so viel Vergnügen machte, etwas aus ihrem eigenen Leben zu seyn. So aber war sie doch von noch Niemanden auf Erden geliebt worden. Er hatte nicht wie Edgar geweint, als sie einander am letzten Abend im Mondschein zugeflüstert hatten: Morgen! Morgen!

Das Haus erdröhnte unter den rauschenden Beifallsbezeigungen; das Duett mußte wiederholt werden, die Liebenden sprachen von den Blumen auf ihrem Grabe, von Schwüren, von Exil, vom Verhängniß, von ihren Hoffnungen, und als sie einander das letzte Lebewohl sagten, stieß Emma einen schrillen Schrei aus, der mit dem Vibriren der Schlußaccorde verschmolz.

»Warum,« fragte Charles, »verfolgt sie der Herr denn gar so hartnäckig?«

»Er verfolgt sie ja nicht, Du irrst Dich, er ist ja ihr Geliebter.«

»Aber er schwört ja, sich an ihrer Familie rächen zu wollen, während der Andere, der zuvor gekommen war, gesagt hatte: Ich liebe Lucia und glaube von ihr ebenfalls geliebt zu werden. Außerdem ist er auch mit ihrem Vater Arm in Arm fortgegangen. Der kleine Häßliche mit der Hahnenfeder auf dem Hute ist ja wohl ihr Vater gewesen?«

Nach dem recitativen Duett, in welchem Gilbert seinem Gebieter Asthon seine abscheulichen Manöver auseinandersetzt, glaubte Charles trotz Emma's Erklärungen, als er den falschen Brautring sah, mit welchem Lucia getäuscht werden soll, daß dieser ein von Edgar überspicktes Liebesandenken sey. Er gestand übrigens, daß er die ganze Geschichte nicht recht verstehen könne; die Musik hindere ihn daran und mache überhaupt den Worten viel Eintrag.

»Was liegt daran?« sagte Emma, »sey jetzt still.«

»Nun,« sagte er, indem er näher an ihre Seite rückte, »ich frage nur, weil ich die Dinge, wie Du weißt, gern verstehe.«

»Schweige doch einmal, schweige!« rief sie ärgerlich.

Nun kam Lucia wieder zum Vorschein, von ihren Frauen unterstützt, einen Kranz von Orangenblüthen in den Haaren tragend und bleicher, als der weiße Atlas ihres Kleides. Emma gedachte ihres Hochzeittages: sie sah sich selbst wieder inmitten der Getreidefelder auf dem schmalen Fußpfade auf dem Wege zur Kirche. Warum hatte sie nicht gleich diese Lucia gebeten, gefleht und ihr Widerstand geleistet? Ach, sie war im Gegentheil heiter gewesen, ohne des Abgrundes ansichtig zu werden, in den sie sich gestürzt hatte.

Ach, wenn sie in der Frische ihrer Schönheit, vor der

Berührung der Ehe, vor der Enttäuschung des Ehebruches ihr Leben irgend einem großen, soliden Herzen hätte anvertrauen können, so würden Tugend und Zärtlichkeit, Wollust und Pflicht sich vereint haben und sie nie von solcher Glückseligkeit herabgesunken seyn. Ein solches Glück war aber wohl nur eine von der Verzweiflung ersonnene Lüge. Sie kannte jetzt das Kleinliche der von der Kunst übertrieben dargestellten Leidenschaften. Sie bemühte sich daher, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben und in dieser Reproduction ihrer eigenen Schmerzen nur eine plastische Phantasie zu erblicken, gut genug, um den Zuschauern zur Unterhaltung zu dienen; sie lachte sogar innerlich in geringschätzigem Mitleiden, als im Hintergrunde des Theaters, an dem Sammtvorhange ein Mann im schwarzen Mantel sichtbar wurde.

Bei einer Geberde, die er machte, fiel sein großer, breitkrämpiger, spanischer Hut zu Boden; alsogleich intonirten Instrumente und Sänger als Sextett. Edgar, wuthschäumend, dominirte alle Andern mit seiner hellen Stimme, als ihm Asthon in ernsten Tönen die tödtliche Herausforderung zuschleuderte, Lucia ihre durchdringende Klage hören ließ, Arthur bei Seite Mitteltöne modulirte und der Bassist wie aus mächtigen Orgelpfeifen schnarrte, während die Frauenstimmen im köstlichen Chor seine Worte wiederholten. Sie standen Alle in einer Fronte und gesticulirten; Zorn, Rache, Eifersucht, Entsetzen, Mitleid und Erstaunen sprachen gleichzeitig aus ihren Zügen und Stimmen.

Der beleidigte Geliebte schwang den entblößten Degen; sein Halskragen bewegte sich stoßweise je nach den Bewegungen seiner Brust; er ging mit großen Schritten auf und ab und ließ dabei die an seinen Reiterstiefeln befestigten Sporen klirren. Es wollte sie bedünken, er müsse unsägliche Liebe im Herzen bergen,

da er sie sonst nicht so überreich und überquellend in seinem Spiele ausdrücken könnte. Alle verleumderischen Bestrebungen wurden zu nichte vor der Poesie der Rolle, die ihn so ganz erfüllte; die Illusion der Bühnenpersönlichkeit drängte sich zu dem darstellenden Menschen hin; sie suchte sich sein Leben vorzustellen, dieses so außerordentliche, tönende, reiche, ungewöhnliche Leben, wie sie es, wenn nur der Zufall gewollt hätte, auch hätte führen können.

Sie würden sich gekannt und gewiß auch geliebt haben. Sie würde mit ihm in allen Ländern Europa's von Hauptstadt zu Hauptstadt gereist seyn und seine Anstrengungen und seinen Ruhm getheilt, die Blumen, die man ihm zuwarf, gesammelt, die Anzüge, die er trug, selbst gestickt haben; allabendlich würde sie in einer Loge hinter dem Gitter aus Golddrahtgeflecht mit hochklopfendem Herzen die Leistungen des Mannes mit angehört haben, der nur für sie sang und während des Spiels von der Bühne aus fortwährend nach ihr geblickt haben würde.

Jetzt beschlich sie ein thörichter Gedanke; sie glaubte überzeugt zu seyn, daß er sie anblicke, es war ganz gewiß so. O, sie hätte sich in seine Arme flüchten und bei seiner Kraft Zuflucht suchen, ihn als die Verkörperung der Liebe selbst betrachten und ihm sagen und zurufen mögen:

»Entführe mich, bringe mich fort von hier; ich gehöre Dir, Dir allein! Dein ist meine Glut, dein sind meine Träume, dein meine Sehnsucht!«

Der Vorhang fiel.

Mit dem Menschendunst mischte sich der Gasgeruch; die Bewegung der Fächer machte die Atmosphäre nur noch schwüler und erstickender. Emma wollte hinausgehen; die Menge drängte sich in den Corridor — sie sank in ihren Lehnstuhl zu-

rück; ihr Herz pochte, als wenn es die Brust hätte zersprengen wollen. Charles befürchtete, sie werde ohnmächtig werden und eilte ihr ein Glas Limonade zu holen.

Er konnte nur mit vieler Mühe wieder zu seinem Platze gelangen; dabei stieß man ihn von allen Seiten an; aus dem Glase, das er in seinen Händen hielt, verschüttete er den größten Theil des Inhalts auf die Schultern einer Dame, die ein tief ausgeschnittenes Kleid mit kurzen Aermeln trug; als sie die kalte Flüssigkeit am bloßen Leibe fühlte, schrie sie wie ein wahnsinnig gewordener Pfau und meinte, es werde ihr Leben kosten. Ihr Mann, ein Spinnfabrikant, schimpfte auf den Ungeschickten; während er mit dem Schnupftuch die Flecken von dem schönen kirschrothen Seidenkleide wischte, murmelte er in mürrischem Tone Worte, die wie Entschädigung, Ersatz, Kosten u. s. w. klangen. Charles gelangte nichtsdestoweniger endlich zu seiner Frau und sagte keuchend und ganz außer Athem:

»Ich habe wahrhaftig schon geglaubt, daß ich unter Wegs bleiben würde! Diese Unzahl von Leuten! diese Menge!«

Er fügte dann hinzu:

»Rathe einmal, wem ich begegnet bin? Herrn Leon!«

»Leon?«

»In eigener Person. Er wird hierherkommen und Dir seine Aufwartung machen.«

Er hatte diese Worte kaum beendigt, als der ehemalige Schreiber von Yonville in die Loge trat.

Mit dem leichten, ungezwungenen Benehmen eines Weltmannes reichte er ihr die Hand hin; Madame Bovary streckte ihm unwillkürlich auch die ihrige entgegen, dem Impuls eines Willens nachgebend, der stärker als der ihre war. Sie hatte ihn seit jenem Frühlingsabende nicht wieder gesehen, an dem ein warmer Regen das junge Laub benetzt und sie einander

am Fenster stehend Lebewohl gesagt hatten. Sie bemeisterte sich jedoch, schüttelte in Selbstüberwindung die sie bestürmenden Erinnerungen ab und stammelte rasch gleichgiltige Phrasen:

»O, guten Tag! Wie, Sie sind hier?«

»Stille!« ließ sich eine Stimme aus dem Parterre vernehmen.

Der dritte Act hatte begonnen.

»Sie sind also in Rouen?«

»Ja.«

»Seit wann denn?«

»Stille! Stille! Oder hinaus!«

Alle Köpfe hatten sich der Loge zugewendet; sie schwiegen.

Von diesem Augenblicke an hörte sie jedoch nicht mehr auf die Vorstellung; der Chor der Gäste, die Scene zwischen Asthon und seinem Diener, das darauffolgende große Duett, alles das ging wie in weiter Entfernung an ihr vorüber, als wenn die Instrumente weniger Klangfülle besessen und die Spielenden sich zurückgezogen hätten: sie erinnerte sich an die Spielpartien im Hause des Apothekers, an die Promenade zur Amme, an das Lesen in der Laube, das Beisammenseyn an der Caminecke, mit einem Wort, an jene ganze arme, ruhige, bescheidene, verschwiegene, zärtliche Liebe, an die sie so lange Zeit hindurch ganz vergessen hatte.

Warum kam er denn jetzt zu ihr zurück? Welche abenteuerliche Combination versetzte ihn denn jetzt wieder in ihr Leben? Er stand hinter ihr und lehnte mit der Schulter an der Logenwand; von Zeit zu Zeit fühlte sie den warmen Hauch seines Mundes, der ihr Haar berührte.

»Unterhalten Sie sich?« fragte er, neigte sich herab und

kam ihr dabei so nahe, daß die Spitze seines Schnurbarts ihre Wange streifte.

Sie antwortete in fast gleichgiltigem Tone:

»Hm, nicht sonderlich.«

Er machte den Vorschlag, fortzugehen und irgendwo Eis zu nehmen.

»O, noch nicht, wir müssen noch bleiben,« fiel Charles ein; »jetzt hat sie die Haare aufgelöst, jetzt wird es wohl recht tragisch werden.«

Die Wahnsinnsscene hatte jedoch kein Interesse für Emma; das Spiel der Sängerin kam ihr übertrieben vor.

»Sie schreit gar zu sehr,« sagte sie zu Charles, der mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

»Ja — vielleicht — ein wenig —« versetzte er, wobei er zwischen der Offenherzigkeit seines Vergnügens und der Ehrerbietigkeit schwankte, die er vor den Ansichten seiner Frau hegte.

Leon sagte dann seufzend:

»Es ist so heiß hier —«

»Unerträglich! das ist wahr!«

»Bist Du nicht wohl?« fragte Charles.

»So ist es; ich ersticke; laß uns fortgehen.«

Leon legte ihr in zarter Weise den langen Spitzenshawl um die Schultern; sie gingen nun alle Drei zusammen nach dem Hafen und setzten sich dort vor einem Kaffehhause nieder.

Man sprach zuerst von Emma's Krankheit, obwohl sie Charles dabei immer unterbrach und die Befürchtung laut werden ließ, daß ein solches Gespräch Herrn Leon langwei-

len müsse; dieser erzählte ihnen dann, er sey nach Rouen gekommen, um daselbst zwei Jahre hindurch in einem sehr accreditirten Notariatsbureau zu arbeiten, um die Geschäfte kennen zu lernen, die in der Normandie ganz anderer Art als die in Paris vorkommenden wären. Dann erkundigte er sich nach der kleinen Bertha, nach der Familie Homais, nach der Gastwirthin Lefrançois; dann hatten sie in Gegenwart des Gatten einander nichts mehr zu sagen und so kam das Gespräch wieder ins Stocken.

Leute, die im Theater gewesen waren, kamen jetzt an ihnen vorüber, trällerten oder brüllten auch aus vollem Halse: »O Lucia, bell' Angelo!«

Leon spielte nun den Dilettanten und sprach über Musik. Er hatte Tamburini, Rubini, die Persiani und die Grisi gehört; im Vergleiche mit diesen Sängern, meinte er, hätte Lagardy, trotz des Aufsehens, das er von sich selbst mache, doch gar keine Bedeutung.

»Man behauptet aber doch,« sagte Charles, der mit großer Behaglichkeit sein Eis in sehr kleinen Dosen zu sich nahm, »daß er im letzten Act ganz außerordentlich seyn soll; ich bedauere, daß wir vor dem Ende weggegangen sind; das Ding fing an mich recht sehr zu unterhalten.«

»Er wird bald wieder eine Vorstellung geben,« versetzte Leon.

Charles bemerkte, daß ihm das nichts nütze, da sie morgen schon wieder nach Hause müßten.

»Uebrigens,« fügte er an seine Frau gewendet hinzu, »wenn Du etwa allein hier bleiben willst, mein Kätzchen —«

Angesichts der so unerwartet seiner Hoffnung gebotenen Gelegenheit änderte der junge Mensch seine Tactik und er-

ging sich in überschwenglichen Lobeserhebungen Lagardy's, namentlich seines Finale halber. Das sollte nun plötzlich etwas ganz Prachtvolles und Erhabenes seyn. Charles kam neuerdings auf das frühere Anerbieten zurück:

»Du kannst ja bis zum Sonntag hier bleiben und dann zurückkehren. Laß hören, entschließe Dich! Du würdest unrecht thun, nicht hier bleiben zu wollen, falls Du im geringsten fühlst, daß es Dir gut thut.«

Die Tische ringsumher wurden nach und nach leer von Gästen; ein Aufwärter trieb sich bescheiden in ihrer Nähe herum; Charles verstand dieses Manöver und zog seine Börse hervor. Leon hielt ihn am Arm zurück und ließ sogar zwei Silberstücke für den Aufwärter zurück, die auf der Marmorplatte des Tisches beim Auffallen einen hellen Klang hören ließen.

»Ich bin wirklich böse,« murmelte Charles, »daß Sie Ihr Geld —«

Leon gab mit herzlicher Geberde zu verstehen, daß von so etwas Geringfügigem gar nicht länger die Rede seyn könne, langte nach dem Hute und sagte:

»Es bleibt also dabei, morgen um sechs Uhr?«

Charles versicherte neuerdings, er könne nicht länger vom Hause wegbleiben, Emma aber sey durch gar nichts gehindert.

Sie stammelte mit ganz eigenthümlichem Lächeln:

»Es ist nur, ich weiß nicht recht —«

»Laß nur, Du wirst Dir es überlegen, wir werden ja sehen, guter Rath kömmt über Nacht.«

Zu dem sie begleitenden Leon sagte er sodann:

»Da Sie jetzt wieder in unserer Gegend sind, so hoffe ich, daß Sie bisweilen zum Speisen kommen werden?«

Leon versicherte, daß er dies sicherlich nicht unterlassen werde; er müsse ohnedies nächstens in Geschäften seines Bureaus nach Yonville gehen. Man trennte sich auf dem großen Platze vor der Kathedrale in dem Augenblick, in welchem es halb zwölf Uhr auf dem Thurme schlug.

X.

Leon hatte während seiner Studien in Paris auch ziemlich fleißig die Chaumière besucht, wo er sehr hübsche und zahlreiche Erfolge bei den Grisetten erzielte, die allesammt der Ansicht waren, er habe ein sehr distinguirtes Aussehen. Er war auch wirklich einer der anständigsten jungen Leute unter den Pariser Studenten; er trug die Haare weder zu lang noch zu kurz, verzehrte nicht schon in den ersten Tagen des Trimesters das ganze für seinen Unterhalt während desselben bestimmte Geld und lebte auf gutem Fuße mit seinen Professoren. Excesse hatte er sich nie zu Schulden kommen lassen; Furchtsamkeit und Zartgefühl hatten ihn in gleicher Weise davor bewahrt.

Wenn er allein in seinem Zimmer saß und las, oder wenn er des Abends unter den Linden im Luxembourg-Garten saß, ließ er bisweilen das Buch, in dem er eben las, fallen, um an Emma zu denken. Nach und nach wurde jedoch diese Erinnerung schwächer; andere Gelüste häuften sich und traten dazwischen, obwohl das Bild sich doch noch von Zeit zu Zeit geltend machte; noch hatte Leon nicht alle Hoffnung aufgege-

ben; es wollte ihn bedünken, als bewege sich in ungewisser Ferne eine Art von Zusage, gleich einer goldenen, am Zweige irgend eines phantastischen Baumes hängenden Frucht.

Als er sie nach dreijähriger Abwesenheit wieder sah, erwachte seine Leidenschaft von Neuem. Er dachte jetzt endlich Muth zu fassen, um ihre Eroberung zu machen. Seine Schüchternheit war übrigens durch die Berührung mit lustigen Gesellschaften von ihm gewichen; er kehrte in die Provinz zurück mit gründlicher Verachtung alles dessen, was nicht mit Lackstiefeln das Pariser Asphaltpflaster betreten hatte. Einer in Spitzen gekleideten Pariserin gegenüber im Salon irgend eines berühmten, mit Orden decorirten und Equipage haltenden Gelehrten würde der arme Concipient ohne Zweifel wie ein Kind gezittert haben; hier aber, in Rouen, am Hafen, Angesichts der Frau eines Landarztes fühlte er sich ganz sicher und war im Vorhinein des Imponirens gewiß. Zuversicht hängt überhaupt immer von der Atmosphäre ab, in der man sich eben befindet; im Mittelstock führt man eine andere Sprache als im vierten Stockwerke; eine reiche Frau scheint zum Schutze ihrer Tugend gleich einem Küraß alle ihre Banknoten im Futter ihres Brustleibchens zu haben.

Als Leon am Abend von Herrn und Frau Bovary Abschied genommen hatte, war er ihnen von Weitem auf der Straße nachgegangen; nachdem er sie in ihr Gasthaus hatte treten sehen, entschlüpfte er unbemerkt und brachte die ganze Nacht damit zu, einen Feldzugsplan zu entwerfen.

Am andern Tage erschien er gegen fünf Uhr in der Küche des Gasthofes; die Kehle war ihm wie zugeschnürt und alles Blut aus seinen Wangen gewichen; er hatte die Entschlossenheit eines Poltrons, den nichts aufzuhalten vermag.

»Herr Bovary ist nicht zu Hause,« sagte ein Diener zu ihm.

Diese Auskunft erschien ihm als gute Vorbedeutung. Er stieg die Treppe hinauf.

Sein Eintritt setzte sie durchaus nicht in Verwirrung; sie entschuldigte sich sogar, daß sie gestern vergessen hatte, ihm ihre Adresse zu sagen.

»Oh, ich habe sie errathen,« versetzte Leon.

»Wie so denn?«

Er behauptete, der Instinct habe ihn zufällig zu ihr geführt.

Sie lächelte: um das alberne Wort wieder gut zu machen, erzählte Leon, er habe den ganzen Vormittag damit zugebracht, nach ihr in allen Hotels und Gasthöfen der Stadt zu fragen.

»Sie haben sich also doch zum Bleiben entschlossen?« fügte er hinzu.

»Ja,« sagte sie, »ich habe aber Unrecht damit gethan. Man darf sich nicht an unausführbare Unterhaltungen gewöhnen, so lange das Leben so viele unabweisbare Anforderungen stellt.

»Ich kann mir wohl denken —«

»Nein, das können Sie nicht, weil Sie ein Mann sind.«

Da jedoch Männer ebenfalls verschiedenartigen Kummer haben, so konnte das Gespräch mit einigen philosophischen Reflexionen beginnen. Emma erging sich sehr weitschweifig über das Aermliche irdischer Zuneigungen und die beständige Isolirung, auf die Frauenherzen angewiesen seyen.

Entweder um sich geltend zu machen, oder in naiver

Nachahmung einer Melancholie, die ihn ebenfalls melancholisch stimmte, erklärte der junge Mann, daß er sich während der ganzen Zeit seiner Studien ganz außerordentlich gelangweilt habe. Die gerichtlichen Proceduren seyen ihm etwas Langweiliges, er fühle sich zu einem andern Berufe hingezogen, und doch unterlasse seine Mutter in keinem seiner Briefe ihn zu quälen; beide präcisirten nun immer mehr und mehr die Beweggründe ihres Schmerzes und exaltirten sich in dem Maße in dem die gegenseitigen Mittheilungen fortschritten.

Bisweilen hielten sie jedoch inne, ehe sie einem Gedanken den ganz vollständigen Ausdruck verliehen; sie suchten sodann irgend eine Phrase zu ersinnen, um die Idee nicht in ihrer ganzen Nacktheit erscheinen zu lassen. Sie gestand nicht ein, daß sie leidenschaftlich für einen Andern erglüht sey; er sagte nicht, daß er sie eine gewisse Zeit hindurch ganz vergessen habe.

Er mochte vielleicht nicht mehr der Soupers gedenken, bei denen er sich nach maskirten Bällen mit schönen Masken unterhalten hatte; eben so erinnerte sie sich ohne Zweifel nicht mehr der Rendezvous, wenn sie des Morgens über thaufeuchte Wiesen nach dem Schlosse ihres Geliebten geeilt war. Der Straßenlärm drang nicht bis zu ihnen; das Zimmer schien eigens darum so klein zu seyn, um ihre Einsamkeit noch enger und abgeschlossener zu machen. Emma, in einen Pudermantel gehüllt, stützte ihr in die Höhe gebundenes Haar gegen die Rückenlehne eines Armstuhles; die gelbe Wandtapete bildete eine Art von Goldgrund hinter ihr; ihr entblößtes Haupt wurde vom Spiegel reflectirt, und man sah die weiße Abtheilung der Haare und die Spitzen der Ohren, die nicht von den Haarflechten bedeckt waren.

»Entschuldigen Sie!« sagte sie; »ich habe wirklich Unrecht! Ich langweile Sie mit meinen unaufhörlichen Klagen.«

»O nein, durchaus nicht! Nie, gewiß nie!«

»O!« fuhr sie fort, nach aufwärts mit den schönen Augen blickend, an deren Wimpern eine Thräne perlte, »wenn Sie all das wüßten, was ich geträumt und ersehnt habe!«

»Und ich? O, ich habe auch viel gelitten. Gar oft habe ich meine Wohnung verlassen, bin fortgegangen und in den Gassen, längs der Quais umhergeirrt, um mich im Tosen der Menge zu betäuben und Bilder zu verscheuchen, die ich nicht los werden konnte. Bei einem Kupferstichhändler auf dem Boulevard habe ich einmal einen italienischen Kupferstich gesehen, der eine Muse vorstellte. Sie war in eine Tunica drapirt, hatte das aufgelöste Haar mit Vergißmeinnicht bekränzt und schaute zum Mond empor. Zu diesem Bilde hat es mich unwillkürlich immer neuerdings hingezogen; ganze Stunden bin ich vor demselben stehen geblieben.« Er sagte dann mit zitternder Stimme:

»Sie gleicht Ihnen ein wenig.«

Madame Bovary wendete den Kopf zur Seite, damit er das Lächeln nicht bemerken sollte, dessen sie sich nicht enthalten konnte.

»Gar oft,« fuhr er fort, »habe ich Briefe an Sie geschrieben, die ich dann wieder zerrissen habe.«

Sie antwortete nicht; er sprach weiter:

»Bisweilen dachte ich, ein Zufall werde und müsse Sie nach Paris führen. Ich glaubte Sie an den Gassenecken zu erblicken und eilte allen Fiakern nach, aus deren Wagenfenstern ein Shawl oder ein Schleier gleich dem Ihrigen flatterte.«

Sie schien entschlossen zu seyn, ihn ohne Unterbrechung reden zu lassen. Die Arme über die Brust verschränkend und zu Boden blickend, betrachtete sie die Schleifen an ihren Pantöffelchen und machte von Zeit zu Zeit in dem Atlas derselben leise Bewegungen mit ihren Zehen.

Sie seufzte jedoch endlich und sagte:

»Das Traurigste im Leben hat mich getroffen; ich führe ein nutzloses Daseyn. Könnten unsere Schmerzen Jemanden nützen, so würde der Gedanke des Opfers zum Troste gereichen.«

Er machte nun viel Rühmens von der Tugend, der Pflicht und der Ergebenheit, die sich im Stillen opfert; er fühle selbst ein so unglaubliches Bedürfniß der Hingebung und wisse nicht, wo und wie er demselben genügen solle.

»Ich möchte,« sagte sie, »eine barmherzige Schwester seyn.«

»Ach,« versetzte er, »Männern sind derartige fromme Aufgaben nicht gegeben und ich sehe wirklich nirgends einen Beruf — es wäre denn der des Arztes.«

Emma konnte ein leises Achselzucken nicht unterdrücken und unterbrach ihn, um sich über die Krankheit zu beklagen, der sie beinahe erlegen wäre; sie bedauerte, daß es nicht geschehen; sie würde jetzt nicht mehr zu leiden haben.

Leon stimmte sogleich in diesen Ton ein und beneidete die Grabesruhe; er bemerkte, daß er sogar eines Abends sein Testament geschrieben und darin den Wunsch ausgedrückt hätte, in der schönen Sammtdecke begraben zu werden.

In solcher Weise idealisirten sie sich Beide und stellten ihre Vergangenheit mit Phantasieblumen in der Gegenwart

geschmückt dar. Worte sind überhaupt ein trefflich zur Steigerung der Gefühle und Empfindungen geeigneter Apparat.

Als er aber jener Sammtdecke und des Wunsches in ihr begraben zu werden erwähnte, fragte sie:

„Warum denn?“

„Warum?“

Er zögerte und platzte dann heraus:

„Weil ich Sie sehr geliebt habe.“

Er zollte sich selbst Beifall, daß er über die Schwierigkeit hinweggekommen; dabei studirte er verstohlen den Ausdruck ihrer Physiognomie.

Ihr Gesicht war wie der Himmel, von dem ein Windstoß die Wolken weggescheucht hatte; die melancholischen Gedanken, deren Reflex ihre schwarzen Augen getrübt hatte, schienen sich zu zerstreuen; ihr Angesicht leuchtete.

Er wartete; sie antwortete endlich:

„Ich habe es immer geahnt —“

Und nun erzählten sie einander die kleinen Ereignisse jener früheren Zeit, deren Freuden und Leiden sie mit einem einzigen Worte resumirt hatten. Er erinnerte sich an die mit Schlingpflanzen bedeckte Laube im Garten, an die Kleider, die sie damals getragen, an die Möbel ihres Zimmers, an ihr ganzes Hauswesen.

„Was ist aus den armen Cactus geworden?“

„Die Kälte hat sie diesen Winter getödtet.“

„Sie dürfen mir glauben, daß ich der armen Pflanzen gar oft gedacht habe. Wenn an schönen Sommermorgen die Sonnenstrahlen meine Jalousien beschienen, glaubte ich jene Gewächse und dabei Ihre entblößten Arme wieder zu sehen, die ich so oft zwischen den Blumentöpfen bemerkt habe.

»Armer Freund,« sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte.

Leon beeilte sich, sie an seine Lippen zu drücken. Er holte tief Athem und fuhr fort:

»In jener Zeit waren Sie für mich gleich einer unbegreiflichen Kraft, die mein Leben gefesselt hielt; so war ich einmal zu Ihnen gekommen — doch Sie erinnern sich dessen wohl nicht mehr?«

»Doch, doch,« entgegnete sie. »Fahren Sie nur fort.«

»Sie waren im Erdgeschosse Ihres Hauses, im Vorzimmer, zum Ausgehen völlig bereit, auf der letzten Treppenstufe; Sie hatten einen Hut mit kleinen blauen Blumen; ohne von Ihnen aufgefordert worden zu seyn, beinahe gegen meinen Willen, begleitete ich Sie. Ich wurde mir jedoch in jedem Augenblicke immer mehr und mehr meiner Thorheit bewußt, ging aber doch immer in Ihrer Nähe, wagte nicht Ihnen zu folgen und wollte Sie doch nicht verlassen. Traten Sie in einen Laden, so blieb ich in der Gasse und sah Ihnen durch die Scheiben zu, wie Sie Ihre Handschuhe auszogen und Geld auf den Zahltisch legten. Dann läuteten Sie am Hause der Madame Tuvache; man öffnete Ihnen und ich blieb wie ein Blödsinniger vor den schweren Flügeln des Hausthores stehen, die hinter Ihnen ins Schloß fielen.«

Emma hörte ihm zu und wunderte sich, bereits so alt geworden zu seyn; alle diese wieder von Neuem auftauchenden Dinge schienen ihren Lebenshorizont zu erweitern; er nahm immense sentimentale Verhältnisse an; sie versetzte sich in dieselben und sagte von Zeit zu Zeit mit halb geschlossenen Augen leise vor sich hin:

»Ja, es ist wahr, wahr, sehr wahr!«

Der Gasthof war in einem Stadtviertel, das sehr viele Pensionate, Kirchen und verlassene große Hotels zählte; von einer Unzahl von Thürmen hörte sie jetzt acht Uhr schlagen. Sie sprachen nicht mehr, fühlten aber, wenn sie einander anblickten, eine Art von Brausen im Kopfe, als wenn aus ihren starrblickenden Augen Klänge und Töne hervorgegangen wären. Sie hielten einander an den Händen; Vergangenheit und Zukunft, Erinnerung und Traum, Alles verschmolz in der Süßigkeit dieser Extase. Die Nacht umkleidete die Zimmerwände, an denen man jedoch trotz des Halbdunkels noch die grellen Farben von vier illuminirten Kupferstichen erblickte, die vier Episoden aus einem bekannten Romane darstellten und mit erklärenden Inschriften in deutscher und französischer Sprache versehen waren. Durch das Schiebfenster erblickte man ein Stück schwarzen Himmels zwischen spitzen Dächern.

Sie stand auf, um zwei Kerzen, die auf dem Kasten standen, anzuzünden; dann setzte sie sich wieder nieder.

»Nun!« sagte Leon.

»Nun —« entgegnete sie.

Er dachte nach, in welcher Weise er das abgebrochene Gespräch wieder anknüpfen könnte, als sie zu ihm sagte;

»Woher kömmt es, daß mir bis jetzt noch Niemand von solchen Empfindungen und Gefühlen gesprochen hat? Der Concipient meinte, daß ideale Naturen nur schwer verstanden würden; er seinerseits habe sie auf den ersten Blick geliebt; er könnte in Verzweiflung gerathen, wenn er des Glückes gedächte, das ihnen zu Theil geworden seyn würde, wenn sie einander zufällig früher begegnet und in unlöslicher Weise mit einander verbunden worden wären.«

»Daran,« versetzte sie, »habe ich in früheren Zeiten auch öfters gedacht.«

»O, welch ein Traum!« murmelte Leon.

Er spielte wie unwillkürlich und unbewußt mit dem Zipfel ihres langen, weißen Gürtels und fügte hinzu:

»Und wer hindert uns, diesen Traum wieder von vorn zu beginnen?«

»Nein, mein Freund,« antwortete sie, »ich bin zu alt — Sie sind zu jung — vergessen Sie mich! Sie werden von Anderen geliebt werden und — Andere lieben.«

»Niemanden so wie Sie!« rief er aus.

»Sie sind wahrhaftig noch wie ein Kind! Sie müssen Vernunft annehmen, ich will es so!«

Sie stellte ihm die Unmöglichkeit ihrer Liebe vor und bemerkte, sie müßten wie ehemals blos auf dem Fuße geschwisterlicher Freundschaft zu einander stehen.

Dachte sie wirklich so, wie sie sprach? Ohne Zweifel war sie sich selbst nicht klar; der Reiz der Verführung und die Nothwendigkeit, sich dagegen zu vertheidigen, nahmen sie ganz und gar in Anspruch; sie betrachtete den jungen Menschen mit gerührten Blicken und wies die schüchternen Liebkosungen, die seine zitternden Hände versuchten, mit sanftem Drängen zurück:

»O, verzeihen Sie mir!« sagte er, erschreckt zurückkehrend.

Emma war ebenfalls erschrocken; diese Schüchternheit erschien ihr gefährlicher, als die Kühnheit Rudolphs, der mit offenen Armen auf sie zugegangen war. Nie zuvor war ihr ein Mann so schön vorgekommen. Aus seiner ganzen Haltung

sprach Reinheit und Unschuld. Er senkte die langen feinen gekrümmten Wimpern nach abwärts. Seine zarten Wangen waren in diesem Augenblicke wie in Purpur getaucht; sie schrieb dieses Erröthen der Sehnsucht nach ihrer Person zu; Emma fühlte ein fast unwiderstehliches Gelüste, ihre Lippen auf diese Wange zu drücken. Sie that sich jedoch Gewalt an, neigte sich der Uhr zu, als wenn sie nach der Stunde hätte sehen wollen, und sagte:

»Ach Du lieber Himmel, es ist schon sehr spät, wir haben uns verplaudert!«

Er verstand die Anspielung und langte nach seinem Hute:

»Ueber unser Plaudern habe ich sogar an das Theater vergessen! Und doch hat mich der arme Bovary eigens deswegen hier gelassen! Herr Lormeaux, der in der Rue Grand-Pont wohnt, hätte mich und seine Frau hinführen sollen. Jetzt ist es aus mit dem Theater, denn ich muß morgen abreisen.«

»Wirklich?« rief Leon.

»Ja.«

»Ich muß Sie aber noch sehen,« versetzte er; »ich muß Ihnen sagen —«

»Was denn?«

»Etwas sehr Wichtiges und Ernstes. Sie werden auch nicht abreisen, es wäre ganz unmöglich! Wenn Sie wüßten — Schenken Sie mir Gehör — Sie haben mich nicht verstanden — Sie haben nicht errathen —«

»Und doch wissen Sie recht gut zu sprechen,« sagte Emma.

»Sie scherzen und dieser Scherz ist jetzt grausam, sehr grausam. Lassen Sie dessen genug seyn! Seyn Sie mitleidig, lassen Sie mich Sie noch einmal wiedersehen — einmal, nur ein einziges Mal.«

»Nun, ich —«

Sie hielt mitten im Reden inne, besann sich jedoch und sagte:

»O, nicht hier.«

»Wo Sie wollen.«

»Nun — wenn es Ihnen recht ist —«

Sie schien nachzudenken und sagte dann in fliegender Hast:

»Morgen um eilf Uhr, in der Kathedrale.

»O gewiß werde ich dort seyn!« rief er und faßte ihre Hände, die sie ihm rasch entzog.

Sie waren noch vor diesen Worten bereits aufgestanden; da er sich hinter ihr befand und Emma das Haupt senkte, so bückte er sich, näherte seine Lippen ihrem Halse und drückte einen Kuß auf ihren Nacken.

»Sie sind verrückt, ganz und gar verrückt,« sagte sie unter hellem Kichern, während die Küsse kein Ende nehmen wollten.

Er streckte den Kopf über ihre Schulter und schien die Zustimmung zu dem, was er that, in ihren Augen lesen zu wollen. Diese blickten ihn aber kalt und majestätisch an.

Leon trat drei Schritte zurück, als wenn er hätte fortgehen wollen. Er blieb aber doch noch auf der Schwelle stehen und flüsterte mit zitternder Stimme:

»Auf morgen.«

Sie antwortete mit kurzem Kopfnicken und verschwand mit Vogelschnelle im Nebenzimmer.

Noch am selben Abend schrieb Emma dem Concipienten einen mehre Seiten langen Brief, in welchem sie sich von dem Rendezvous lossagte; es solle Alles aus seyn und ihres beiderseitigen Glückes halber künftighin jede Begegnung vermieden werden. Als aber der Brief zu Ende geschrieben war, fiel ihr bei, daß sie ja Leons Adresse nicht wüßte, sie wußte nicht was in dieser Verlegenheit zu beginnen sey.

»Wenn er kommen wird,« dachte sie endlich, »werde ich ihm den Brief selbst geben.«

Am folgenden Morgen lackirte Leon bei offenem Fenster, bisweilen auch auf dem Balcon vor demselben, eigenhändig seine schönsten Ballschuhe. Er legte ein weißes Beinkleid an, feine Strümpfe und einen grünen Frack; was er an wohlriechenden Wässern besaß, wurde der Wäsche und dem Schnupftuch gespendet; dann ließ er sich die Haare brennen, zerstörte aber die Arbeit des Haarkräuslers wieder, um seinem Lockengebäude mehr natürliche Eleganz zu geben.

»Es ist noch zu früh,« dachte er, als er auf die Schwarzwälder Wanduhr des Haarkräuslers sah, welche die neunte Morgenstunde zeigte. Er las in einem alten Modejournal, ging dann auf die Gasse, rauchte eine Cigarre, trieb sich noch eine Weile herum, meinte dann, daß die Zeit zum Stelldichein herbeigekommen seyn dürfte und schritt rasch der Kathedrale zu.

Es war ein sehr schöner Sommermorgen. In den Auslagskästchen der Goldarbeiter glitzerten die aus edlen Metallen gefertigten Geräthschaften; die schief auf die Kathedrale fal-

lenden Strahlen erzeugten zitternde Lichter an den Sprüngen und Spalten der Schiefertafeln; Vögelschwärme kreisten in der blauen Luft rings um die kleeblattförmigen Thürmchen; auf dem großen Platz vor der Kirche ging es sehr lebendig zu; es duftete von den dort zum Verkauf ausgebotenen Blumen, von Rosen, Jasmin, Nelken, von Narzissen und Tuberosen, von Reseda und Katzenkraut; außerdem wurden noch alle nur erdenklichen für Vögel geeigneten Futterarten feilgeboten; die große Fontaine murmelte und plätscherte; unter den ausgespannten, enormen, großen, baumwollenen Parapluies schützten Höckerinnen sich und ihre Waare, die vorzugsweise aus Veilchensträußen bestand, vor der Sonne und riefen ihre Herrlichkeiten aus vollem Halse zum Verkaufe aus.

Der junge Mensch kaufte einen Veilchenstrauß, den die Händlerin sorgsam in eine Papierdüte gesteckt hatte. Zum ersten Mal in seinem Leben kaufte er Blumen für eine Frau; als er daran roch, blähte sich seine Brust stolz auf, als wenn die Huldigung, die er ihr bezeigen wollte, ihm selbst gegolten hätte.

Nichtsdestoweniger scheute er sich von Bekannten erblickt zu werden und trat entschlossenen Schrittes in die Kirche.

Der französischer Sitte gemäß wachhabende Schweizer oder Portier stand vor dem linkseitigen Portal mit dem Federhut auf dem Kopfe, den Degen, der bis zur Wade herabhing, im Bandelier tragend, ein stattliches Rohr in der Faust haltend, und sich dabei majestätisch und glänzend wie ein radschlagender Pfau geberdend.

Er schritt auf Leon zu und sagte mit jenem weichen Lächeln, das Angestellten dieser Art eigenthümlich zu seyn scheint und das sie vorzugsweise Kindern gegenüber bekunden:

»Der Herr sind wahrscheinlich nicht von hier? Der Herr wünschen wohl die Merkwürdigkeiten der Kirche zu besichtigen?«

»Nein,« lautete die Antwort Leons.

Er trieb sich in den Seitentheilen der Kirche herum. Dann trat er in die Kirchenthür und schaute auf den Platz hinaus. Emma kam noch immer nicht. Er stieg sogar in den Chor hinauf.

In dem vollen Taufbecken spiegelte sich ein Theil der Emporkirche und auch die farbigen Scheiben einiger Fenster; der Reflex dieser Glasgemälde erstreckte sich jedoch noch weiter auf dem Marmorpflaster der Kirche und bildete dort eine Art buntscheckigen Teppichs. Von außen durch die drei großen geöffneten Portale drang das Tageslicht in drei gewaltigen Strömen ein.

Von Zeit zu Zeit kam ein Sacristan am Hochaltar vorüber und verabsäumte dabei nicht, voll Andacht die üblichen Kniebeugungen zu machen. Die krystallenen Kronleuchter hingen unbeweglich vom Plafond herab. Im Chor brannte eine silberne Lampe; aus den Seitencapellen, aus den dunkleren Theilen der Kirche wurden bisweilen seufzerartige Töne gehört, dann wieder der Schall von Gitterthüren, die in's Schloß fielen; das Echo wiederholte diese Geräusche unter hohen Wölbungen.

Ernst und gemessen wandelte Leon längs der Wände hin. Das Leben war ihm nie zuvor so schön erschienen. Er wußte, daß sie bald kommen würde, reizend, aufgeregt, nach den sie verfolgenden Blicken, und der Robe mit Volants, dem in Gold gefaßten Lorgnon, den kleinen Stiefelchen und

aller nur erdenklichen Eleganz, wie er noch nie mit ihr in Berührung gekommen, und mit dem unsäglichen Reiz der unterliegenden Tugend. In seiner Aufregung meinte er, Häuser, Thüren und Pfeiler müßten sich zusammenneigen und ein immenses Boudoir bilden, in dessen Schatten und Verborgenheit er das Geständniß seiner Liebe ablegen und wiederholen wollte; die Sonnenstrahlen sollten nur sie beleuchten, die Blumendüfte nur ihre Gegenwart feiern.

Sie kam aber noch immer nicht. Er setzte sich auf einen Stuhl; seine Blicke fielen auf eine blaue Fensterscheibe, auf welcher man Schiffer sah, die Blumenkörbe trugen. Er betrachtete sie lange und aufmerksam und zählte die Schuppen der Fische und die Knöpfe an den mittelalterlichen Gewändern, während seine Gedanken bei Emma weilten.

Der Portier war im Stillen entrüstet darüber, daß ein Individuum sich unterstand, auf eigene Faust und ohne seine Mitwirkung die Kathedrale zu bewundern. Es erschien ihm dies wie eine Art monströser, an seiner Person begangener Diebstahl, beinahe wie ein Kirchenraub.

Auf den Quadern des Kirchenpflasters wurde das Rauschen eines Seidenkleides vernommen; ein Hut, ein schwarzer Schleier wurde sichtbar.

Sie war es; Leon stand auf und eilte ihr entgegen.

Emma war bleich und ging sehr schnell.

»Lesen Sie!« sagte sie und reichte ihm ein Papier hin.

»O nein, nein!« rief sie alsdann, entzog ihm ihre Hand, eilte in eine Seitencapelle, kniete daselbst nieder und betete.

Den jungen Menschen erzürnte dieses Ausweichen; nichts-

destoweniger gewährte es ihm einen eigenthümlichen Reiz sie so in Andacht versunken zu sehen; dann ärgerte er sich wieder, weil sie die Zeit, die er sich gewidmet glaubte, in solcher Weise entzog.

Emma betete oder gab sich vielmehr Mühe zu beten, hoffend, auf diesem Wege zu irgend einem raschen Entschlusse gelangen zu können; um sich von allen andern Gedanken abzuziehen, erfüllte sie ihre Blicke mit dem Glanze des Tabernakels, zog sie den Duft der in großen Vasen befindlichen Blumessträuße ein, horchte auf die Ruhe und Stille der Kirche, die den in ihrem Innern vorgehenden Tumult und Sturm noch mehr steigerte.

Sie stand endlich auf und wollte schon mit Leon fortgehen, als der Portier ihnen in Folge eines plötzlichen Entschlusses in den Weg trat und sagte:

»Madame sind ohne Zweifel eine Fremde? Madame wünschen wohl die Merkwürdigkeiten der Kirche zu besichtigen?«

»Nein, durchaus nicht!« rief der Concipist.

»Warum denn nicht?« bemerkte sie dagegen.

Ihre schwankende Tugend klammerte sich an die Sculpturen, die Bilder, die Grabmäler, an jeden einzelnen Gegenstand.

Um in Ordnung vorzugehen, führte sie der Portier bis an den Kircheneingang, zeigte ihnen dort einen großen, aus schwarzen Steinen gebildeten Kreis, an dem aber sonst keine Inschrift oder sonstiges erklärendes Zeichen angebracht war.

»Hier,« begann er voll Majestät, »sehen Sie die Peripherie der Glocke der schönen Kirche von Amiens. Sie wog

vierzigtausend Pfund, und ihres Gleichen hat es nicht wieder in Europa gegeben. Der Glockengießer, der sie verfertigt hatte, ist aus Freude über das Gelingen seines Werkes gestorben.«

»Weiter, weiter!« sagte Leon.

Der gute Mann setzte sich wieder in Bewegung; er kehrte dann zur Capelle der Jungfrau zurück, breitete dann die Arme mit demonstrirender Geberde aus und begann mit mehr Stolz, als ein kleiner Landwirth empfindet, wenn er seine an Spalieren gezogenen edlen Obstbäume zeigt:

»Dieser einfache Quaderstein bedeckt die irdischen Reste von Pierre de Brezé, Herrn de la Varenne und de Brissac, Großmarschall von Poitou und Gouverneur von Poitou, geblieben in der Schlacht von Montlhéry am 16. Juli 1465.«

Leon biß sich in die Lippen und glaubte vor Aerger umkommen zu müssen.

»Der ihm zur Rechten befindliche, ganz in Eisen geschiente, auf einem sich bäumenden Pferde sitzende Edelmann ist sein Enkel, Louis de Brezé, Herr von Breval und Monthauvet, Graf von Maulevrier, Baron von Mauny, Kämmerer des Königs, Ordensritter und ebenfalls Gouverneur der Normandie, gestorben am 23. Juli 1531, an einem Sonntag, wie auch die Grabschrift besagt. Weiter unten bemerken Sie eine Statue, einen Mann, der eben in seine Gruft hinabsteigen will. Die Bildsäule stellt ihn ebenfalls vor; eine frappantere Aehnlichkeit läßt sich gar nicht denken.«

Madame Bovary nahm ihr Lorgnon zur Hand. Leon stand unbeweglich und betrachtete sie; er versuchte nicht mehr sie durch Wort oder Geberde zum Weggehen zu bewegen; angesichts der Geschwätzigkeit des Einen und der Gleichgiltigkeit der Andern war er völlig entmuthigt worden.

Der unermüdliche Cicerone fuhr fort:

»Neben ihm sehen Sie eine weinende Frau; es ist seine Gemalin Diana von Poitiers, Gräfin von Brezé, Herzogin von Valentinois, geboren 1499, gestorben 1566; die Statue links mit dem Kinde auf dem Arm ist eine heilige Jungfrau. Wenden Sie sich jetzt gefälligst nach der andern Seite und Sie werden die Gräber derer von Amboise erblicken. Beide sind Cardinäle und Erzbischöfe von Rouen gewesen. Dieser hier war Minister des Königs Ludwigs XII.; er hat der Kathedrale sehr viel Nutzen gebracht. In seinem Testamente fand sich ein Legat vor, das den Armen dreißigtausend Thaler in Gold bestimmt.«

Ohne innezuhalten und immerfort redend drängte er die Beiden nun in eine Capelle, die mit Balustraden und einigem Gerümpel angefüllt war; er schob Einige davon bei Seite; ein Block wurde sichtbar, der seiner Zeit eine schlecht gearbeitete Statue gewesen seyn konnte. Mit einem lang gezogenen Seufzer erklärte er nun:

»Diese Bildsäule hat ehemals das Grab des berühmten Richard Löwenherz, Königs von England und Herzogs der Normandie, geziert. Die Calvinisten, meine Herrschaften, haben die arme Bildsäule so entsetzlich zugerichtet und sie aus Bosheit unter den Platze, wo der Bischofsstuhl steht, tief in die Erde vergraben. Hier sehen Sie die Thüre, durch welche der Bischof sich aus der Kirche in seine Behausung begibt. Jetzt wollen wir die gemalten Fensterscheiben einer nähern Besichtigung unterziehen.«

Er zog ein Geldstück aus der Tasche, reichte es dem Manne und zog Emma am Arm fort. Der Cicerone war ganz verblüfft; er konnte diese unzeitige Freigebigkeit um so wenig er begreifen

als er den Fremden noch sehr viele Dinge zu zeigen hatte. Er rief daher den Fortgehenden nach:

»Hören Sie doch: Wir haben ja noch den Thurm —«

»Danke Ihnen,« entgegnete Leon.

»Sie haben Unrecht. Der Thurm ist vierhundertvierzig Fuß, er hat also nur um neun Schuh weniger als die große egyptische Pyramide. Ein großer Theil ist ganz aus Gußeisen; er —«

Leon ergriff im eigentlichsten Sinne des Wortes die Flucht; es wollte ihm bedünken, daß seine Liebe, die seit zwei Stunden in der Kirche beinahe gleich den dort befindlichen Steinbildern unbeweglich geworden war, jetzt sich gleich dem Rauch durch jenen hohlen gußeisernen Thurm, von dem der Portier gesprochen hatte, verflüchtigen werde.

»Wo gehen wir denn hin?« fragte sie.

Ohne zu antworten, entfernte er sich raschen Schrittes; schon waren sie an der Kirchenthüre angelangt, als sie hinter sich keuchende Athemzüge und das regelmäßige Pochen eines Stockes hörten. Leon wendete sich um.

»Verehrter Herr!«

»Was denn?«

Er erkannte den Portier, der unter den Armen an zwanzig dickleibige broschirte Bände trug. Es waren Werke, die über die Kathedrale geschrieben waren.

»Dummkopf!« brummte Leon aus der Kirche eilend.

Ein Straßenjunge spielte auf den Stufen vor dem Portal.

»Hole mir einen Fiaker!«

Wie ein Pfeil schoß der Knabe durch die nächste Seiten-

gasse fort; Leon und Emma standen einander in sichtlicher Verlegenheit gegenüber.

»Ach Leon! — Wahrhaftig — ich weiß nicht — ob ich denn wirklich —«

Solche und ähnliche Worte stammelte sie eine Zeitlang, dann fügte sie mit ernster Miene hinzu:

»Wissen Sie auch, daß Sie mich zu einem sehr unschicklichen Schritte veranlassen?«

»Wie so denn?« versetzte der Concipist; »derlei Dinge kommen in Paris täglich vor.«

Dieses Wort war ein unwiderstehliches Argument, gegen das sie nicht mehr anzukämpfen versuchte.

Der Wagen wollte jedoch noch immer nicht kommen. Leon fürchtete, Emma werde wieder in die Kirche zurückkehren. Endlich trabten ein paar magere Fiakerrosse herbei.

»Betrachten Sie,« rief der auf der Kirchenthürschwelle stehende Portier, »doch wenigstens noch das nördliche Portal; Sie werden dort einen schönen Basrelief, die Auferstehung, das jüngste Gericht, das Paradies, den König David und die Verdammten im Höllenfeuer erblicken.«

»Wo wollen Sie hinfahren?« sagte der Kutscher.

»Wohin Du willst!« entgegnete Leon, indem er Emma in den Wagen hob, worauf sich die schwerfällige Maschine in Bewegung setzte.

Sie fuhren durch mehre Gassen und über verschiedene Plätze; endlich hielt der Kutscher vor der Statue Corneille's.

»Weiter!« ließ sich eine Stimme aus dem Innern des Wagens vernehmen.

Wieder setzte sich das Fuhrwerk in Bewegung, rollte

eine steile Straße hinab und jagte dann im Galoppschritt der Pferde einer Eisenbahn zu.

»Nein, geradeaus!« rief dieselbe Stimme.

Der Wagen hatte die innere Stadt verlassen und rollte nun langsam auf einer auf beiden Seiten mit großen Ulmen bepflanzten Straße vorwärts. Der Kutscher trocknete sich den Schweiß ab, nahm seinen mit Glanzleder überzogenen Hut zwischen die Beine und fuhr durch Seitenalleen an das mit Rasen bedeckte Ufer des Flusses.

Er lenkte sein Fuhrwerk noch durch eine Unzahl von Seitenalleen und größern und kleinern Gassen.

So oft er aber langsamer fuhr oder gar, einen sehnsüchtigen Blick nach einem rechts oder links von der Straße befindlichen Wirthshausschilde werfend, stehen zu bleiben versuchte, erschallte der zornmüthig gegebene Marschbefehl von neuem aus dem Innern des Wagens. Wüthend peitschte er auf seine schweißbedeckten Mähren los; die Bewegungslust seiner Passagiere erschien ihm ganz unbegreiflich; er fuhr vorwärts, ohne die im Wege liegenden Steine zu beachten, ohne die Fahrenden vor Stößen schützen zu wollen, bald hier, bald dort hängen bleibend, selbst die Gebrechlichkeit seines Wagens nicht mehr beachtend, ganz außer Fassung gebracht, vor Durst, Müdigkeit und Melancholie beinahe weinend.

Am Hafen, zwischen Kisten, Waarenballen und Fässern in den Straßen, an den Gasseneken, kurz aller Orten machten die Leute voll Verwunderung große Augen und wußten nicht, wie sie sich das in der Provinz ganz Ungewöhnliche erklären sollten, die außerordentliche Erscheinung nemlich eines Fiakers mit herabgelassenen Vorhängen, der immer neuerdings, nachdem er verschwunden gewesen, wieder zum Vorschein kam und

anscheinend ganz zwecklos schaukelnd und regellos sich bewegend seinen Weg verfolgte.

Es war um Mittag, auf offenem Felde, als die Sonne eben wahre Glutstrahlen gegen die alten im Innern mit Blechwänden an zwei Seiten versehenen Wagenlaternen entsendete, als eine vom Handschuh entkleidete Hand vor den kleinen aus gelber Leinwand verfertigten Fenstervorhängen sichtbar wurde und Papierstreifen ausstreute, die vom Winde umhergetrieben, erst in der Ferne gleich eben so vielen weißen Schmetterlingen auf ein in voller Blüthe stehendes Kleefeld niedersanken.

Gegen sechs Uhr hielt der Wagen in einem abgelegenen Gäßchen, eine Frau stieg aus; sie hatte den Schleier herabgelassen und eilte vorwärts, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Digitized by Google

In gleichem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Zwillingsschwestern von Machecoul.

Historischer Roman von Alexander Dumas.

Fünf Theile. Vollständig 2 Thlr. 3 fl.

Dieser Roman schildert den zweiten Aufstand in der Vendée mit seinen abenteuerlichsten Begebenheiten. die Landung der kühnen Herzogin von Berry, ihre Flucht in verschiedenen Verkleidungen, und ihre endliche Verhaftung durch den Verrath des Juden Deutz. Damit sind die originellen Gestalten zweier Zwillingsschwestern verbunden, die dem Werke einen eigenthümlichen Reiz verleihen.

Die Geheimnisse eines Hôtel-garni.

Von Eugen Sue.

Vollständig in sechs Theilen. 2 Thlr. 4 Ngr. 3 fl. 12 kr.

Wie einst Le Sage's hinkender Teufel seinem Günstlinge nächtlicher Weise die Häuser Madrids entdeckte, so vermittelt hier Sue die Kenntniß dessen, was in den Gemächern eines Hôtel-garni vorgeht, wo die interessantesten Episoden zur Schau kommen.

Das Haus des Baders.

Von A. Maquet.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Fünf Theile. 1 Thlr. 26 Ngr. 2 fl. 48 kr.

Der geniale frühere Mitarbeiter Alex. Dumas' bringt uns hier einen der schönsten historischen Romane aus der Geschichte Frankreichs mit seinen historisch-berühmten Personen, als der Maria von Medicis, der Witwe Heinrichs IV., Ludwig XIII. und seiner Gemalin Anna von Oesterreich, dem Marschall von Ancre, der in immer fesselnderer Weise sich fortspinnt, und endlich in einem der Pariser „Badehäuser“, welche damals die Stelle der heutigen Hôtels vertraten, zur Enthüllung und Lösung gelangt. Dieses Werk trägt das Gepräge der Meisterschaft.

Der Wolfmensch.

Von Elie Berthet.

Drei Theile. 28 Ngr. 1 fl. 24 kr.

Dash. Montepin. Cobb.

Neuestes belletristisches

Lese-Cabinet

der besten und interessantesten Romane aller Nationen
in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 110, 111, 112.

Dumas. Berthet.

Madame Bovary,

oder:

Eine Französin in der Provinz.

Maquet. Duplessis.

Aus dem Französischen
des
Gustav Flaubert.

Foudras. Jewsbury.

Deutsch
von
Dr. Legné.

Bulwer. Delisle.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Sand. Paul de Kock. Reade.

Madame Bovary,

oder:

Eine Französin in der Provinz.

Aus dem Französischen

des

Gustav Flaubert.

Deutsch

von

Dr. Legné.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

35-57004

I.

Als Emma in ihren Gasthof zurückkehrte, war sie nicht wenig erstaunt, dort nicht mehr die Diligence zu finden. Hivert, der Conducteur derselben, hatte beinahe eine Stunde auf sie gewartet, dann war er fortgefahren.

Sie war zwar durch nichts zur Abreise gedrängt, hatte aber ihr Wort gegeben, am Abend des heutigen Tages nach Hause kommen zu wollen. Außerdem wußte sie auch, daß sie von Charles erwartet werden würde; sie wurde von Empfindungen bestürmt, in denen mehrmals eine Sünderin die Strafe, gleichzeitig aber auch die Ranzion ihrer Vergehen zu erblicken glaubt.

Sie packte ihre Effecten hastig in ihr kleines Felleisen, nahm ein Cabriolet, drängte den Kutscher zur Eile, ermunterte ihn, fragte jeden Augenblick, wie spät es sey und ob sie schon ein großes Stück Weges zurückgelegt hätten, und holte die Diligence bei den ersten Häusern des nächsten Dorfes ein.

Sie drückte sich in eine Ecke, schloß die Augen und öffnete sie erst, als sie schon ganz in die Nähe ihres Wohnortes gekommen war; dort erkannte sie von Weitem ihre Magd, die ihr bis an das Haus des Schmiedes entgegengeeilt war. Hivert hielt die Pferde an; die Magd stieg auf den Wagentritt und flüsterte durch das Fenster:

»Madame, Sie müssen zunächst zu Herrn Homais gehen, es ist wegen etwas Wichtigem und Eiligem.

Im Dorfe herrschte wie gewöhnlich tiefe Stille. An den Gassenecken sah man in Geschirren kleine röthliche Massen, von denen Dämpfe aufstiegen; es war eben um die Zeit des Obsteinsiedens und in Yonville pflegte alle Welt diese Wirthschaftsoperation an einem und demselben Tage vorzunehmen.

Vor dem Hause des Apothekers konnte man eine Masse von bedeutenderem Umfange bewundern; sie war den andern in dem Maße überlegen, in welchem der Herd des Chemikers es den bürgerlichen Küchen nothwendiger Weise seyn muß.

Sie trat in die Apotheke. Der große Lehnstuhl war umgeworfen und sogar die Zeitung, das »Fanal von Rouen«, lag vernachlässigt zwischen zwei Mörsern am Boden. Sie öffnete die zum Hausgang führende Thüre; in der Mitte der Küche, zwischen breiten irdenen, mit Stachelbeeren, die von ihren Stängeln gelöst waren, gefüllten Geschirren, zwischen gestoßenem und feingesiebtem Zucker, zwischen Zuckerbrocken, kleinen und größern auf dem Tische liegenden Wagen und am Feuer stehenden Pfannen, zwischem allen dem erblickte sie sämmtliche Mitglieder der Familie Homais.

Sie waren Alle da, groß und klein, mit Schürzen versehen, die ihnen bis zum Kinn ragten, und dabei mächtige Gabeln in den Händen haltend. Justin ließ eben ganz beschämt und verwirrt den Kopf hängen; der Apotheker fragte ihn voll Zorn:

»Wer hieß Dich sie aus dem Capharnaum holen?«

»Was gibt es denn? Was ist denn vorgefallen?«

»Was es gibt? Was vorgefallen ist?« versetzte der Apotheker; »nun wir beschäftigen uns hier damit, Früchte einzusieden; der Sud geht recht gut von Statten, plötzlich aber

droht die Masse überzulaufen und ich befehle ihm eine andere Pfanne zu bringen. Aus Trägheit, aus Faulheit, ist er statt in die Rumpelkammer in mein Laboratorium gegangen und hat sich dort des an einem Nagel hängenden Schlüssels, der das Capharnaum öffnet, bemächtiget.«

Mit diesem Worte bezeichnete der Apotheker eine Dachkammer, die voll Geräthschaften und Gegenständen war, wie er sie zu seinem Geschäfte benöthigte. Dort brachte er oft allein viele, viele Stunden zu, um Flaschen und Schachteln mit Etiketten zu versehen, um zu filtriren, zu sortiren und Packete anzufertigen; er betrachtete jenen Raum nicht als ein gewöhnliches Magazin, sondern als eine Art von Heiligthum, aus welchem, von seinen Händen erzeugt, alle nur erdenklichen Arten von Pillen, Bolussen, Tisanen, Waschungen und Tränken hervorgingen, um seinen Ruhm in der Umgebung zu verbreiten. Diesen Raum durfte außer ihm Niemand betreten; er achtete ihn so sehr, daß er ihn sogar eigenhändig fegte. Wenn die aller Welt offenstehende Apotheke der Ort war, an dem er sein stolzes Selbstbewußtseyn entfaltete, so war das Capharnaum ein Asyl, in welchem Homais sich gewissermaßen concentrirte, um sich ganz ungestört dem Genusse seiner Lieblingsbeschäftigungen hinzugeben; Justins Unbesonnenheit und Leichtsinn mußten ihm daher als ein gigantisches Vergehen gegen die jenem Sanctuarium gebührende Ehrerbietung erscheinen; vor Zorn im Gesichte röther als die Stachelbeeren fuhr er fort:

»Ja, in Capharnaum ist er gewesen! Den Schlüssel zu dem Orte hat er genommen, an welchem ich ätzende Säuren und fressende Alkalien aufbewahre! Dann hat er eine eigens von mir zu gewissen Zwecken bei Seite gestellte Pfanne genommen, eine Pfanne mit einem Deckel, von der ich noch

gar keinen Gebrauch gemacht habe! Bei den delicaten und schwierigen Operationen unserer Kunst kömmt ja auf den kleinsten Umstand sehr viel an. Der tausend noch einmal! Man muß einen Unterschied zu machen wissen und nicht Geräthe, die pharmaceutischen Zwecken angehören, zum häuslichen Gebrauche verwenden wollen! Das ist gerade so, als wenn man ein Huhn mit einem anatomischen Messer transchiren wollte, oder als wenn eine richterliche Person —«

»So beruhige Dich doch einmal!« sagte Madame Homais.

Athalie zupfte ihn am Rock und sagte:

»Papa! Papa!«

»Nein, nein, laßt mich,« rief der Apotheker, »laßt mich! Man könnte ja, wo solches Unwesen vorgeht, eben so gut Gewürzkrämer als Apotheker seyn wollen. Laß Du Dich nur gehen und achte nichts! Zerschlage und zerbreche Alles! Laß die Blutegel auskriechen! Esse den Eibischteig allein auf! Mache Gurken in den Porzellantiegeln ein! Zerreiße die Verbandstücke! Nur zu! Nur immer zu!«

»Sie hatten doch . . .« sagte Emma.

»Gleich, gleich! Weißt Du wohl, welcher Gefahr Du Dich ausgesetzt hast? Hast Du nichts in einem Winkel links, auf dem dritten Bretchen bemerkt? Rede, antworte, sprich!«

»Ich weiß nicht, was ich sprechen soll,« murmelte der junge Mensch.

»Ah, Du weißt nicht! Aber ich, ich weiß es und will es Dir sagen! Du hast eine Flasche aus blauem Glase mit gelbem Wachse gesiegelt gesehen, in der ein weißes Pulver ist und auf deren Etikette ich das Wort gefährlich geschrieben habe! Weißt Du aber auch, was in der Flasche ist? Arsenik, Arsenik ist drinnen! Und das hast Du in Händen gehabt! Und eine

Pfanne hast Du gebracht, die neben dem furchtbaren Gifte gestanden hat!«

»Neben dem Gift!« rief Madame Homais mit gefalteten Händen. »Neben dem Arsenik? Da hättest Du uns ja Alle sammt und sonders vergiften können!«

Die Kinder erhoben ein gräßliches Geschrei, als wenn sie bereits die furchtbarsten Schmerzen in den Eingeweiden empfunden hätten.

»Weiter,« fuhr der Apotheker fort, »hättest Du Anlaß zur Vergiftung eines Kranken geben können. Du willst mich also vor das Criminalgericht bringen, auf die Anklagebank und vor die Assisen. Du hast Lust, mich dem Henker auf's Schaffot zu liefern. Hast Du denn nicht die Sorgsamkeit bemerkt, mit der ich, obwohl sie mir fast zur andern Natur geworden, bei allen meinen Operationen zu Werke gehe? Ich bin oft selbst von Entsetzen erfüllt, wenn ich an meine Verantwortlichkeit denke! Denn die Regierung verfolgt uns und die absurde Gesetzgebung, die über uns waltet, gleicht einem wahrhaften Damoklesschwert, das über unsern Häuptern schwebt.«

Emma dachte nun gar nicht mehr daran, um das, was man eigentlich von ihr gewollt hatte, zu fragen; der Apotheker fuhr keuchend und fast athemlos fort:

»Also in solcher Weise lohnst Du die Güte, die man Dir erweist? So anerkennst Du die väterliche Sorgfalt, die ich an Dir verschwende? Wo würdest Du denn ohne mich seyn? Was würdest Du denn machen? Wer gibt Dir denn Nahrung, Kleidung, Erziehung? Wem verdankst Du denn alle Mittel und die Möglichkeit, eines Tages eine ehrenvolle Stellung im Schooße der Gesellschaft einnehmen zu können? Um aber dahin zu gelangen, muß das Ruder tüchtig gehandhabt werden,

bis die Hände Schwielen bekommen. Fabricando fit faber, age quot agis.

Er citirte lateinische Sprüche, was er immer nur zu thun pflegte, wenn er ganz besonders in Wuth gerieth. Er würde chinesische und grönländische Citate gebraucht haben, wenn er die beiden Sprachen gekannt hätte; er befand sich in einer jener Krisen, in denen die Seele Alles, was sie in sich schließt, zu Tage bringt, gleich dem Meere, das bei heftigen Stürmen das Seegewächs in der Nähe des Ufers bis zum Sand der Tiefe ausstößt. Er ließ sich weiter vernehmen:

»Ich fange an ganz entsetzlich zu bereuen, daß ich mich mit Dir belastet und befaßt habe! Ich würde sicherlich besser gethan haben, Dich in deinem Elend und in dem Schmutz, in dem Du geboren bist, versumpfen zu lassen. Du wirst nie zu etwas Anderm gut seyn, als das Vieh auf die Weide zu treiben. Du hast keine Befähigung zu den Wissenschaften und bist kaum noch im Stande, eine Etikette auf eine Flasche zu kleben. Nichtsdestoweniger führst Du bei mir ein Leben wie ein Prälat, wie ein Huhn in der Mühle, wie — «

Emma unterbrach ihn, indem sie sich an Madame Homais wendete, und sagte:

»Man hat mich hierherkommen lassen —«

»Ach Du lieber Himmel!« sagte die gute Frau, »wie soll ich Ihnen das sagen? — Es ist nun einmal ein Unglück —«

Sie konnte den begonnenen Satz nicht vollenden, der Apotheker aber donnerte:

»Leere sie aus! Reinige sie! Trage sie wieder an ihren Ort! Spute Dich!«

Er schüttelte Justin am Kragen seiner Blouse, aus deren Tasche bei der heftigen Bewegung ein Buch fiel.

Der junge Mensch bückte sich, Homais war aber schneller als er, er raffte das Buch vom Boden, betrachtete es mit weit aufgesperrten Augen und offenem Munde.

»Die — eheliche — Liebe!« sagte er langsam und jedes Wort nachdrücklich betonend. »O schön, sehr schön, allerliebst! Kupferstiche sind auch dabei! Das ist wirklich zu stark!«

Madame Homais trat dem entrüsteten Ehemann näher und wollte das Buch in die Hand nehmen.

»Nein, berühre es nicht!«

Die Kinder wollten die Bilder sehen.

»Gehet hinaus!« herrschte er diesen gebieterisch zu.

Sie entfernten sich.

Nun ging er mit großen Schritten auf und ab, hielt das Buch geöffnet in der Hand, rollte die Augen ganz entsetzlich hin und her, wurde blauroth und holte keuchend und mühsam Athem und schien dem Ersticken nahe zu seyn. Dann schritt er wieder auf seinen Zögling zu, pflanzte sich vor ihm hin und sagte:

»Aber hast Du denn alle nur erdenklichen Laster jetzt schon in Dir, Du unseliger Junge! — Wahre Dich! Du bewegst Dich auf einem steilen Abhange! — Hast Du denn gar nicht bedacht, daß dieses schändliche Buch in die Hände meiner Kinder fallen, den Funken der Verderbniß in ihrem Gehirn entzünden, die Reinheit's Athalies trüben und Napoleon zu Grunde richten konnte? Napoleon hat bereits die Formen und die Ausbildung eines Mannes. Bist Du wenigstens sicher, daß die Kinder es nicht gelesen haben? Kannst Du mich dessen versichern?«

»Aber, mein Herr,« sagte Emma, »Sie wollten mir ja etwas sagen —«

»Ja wohl, Madame, Ihr Schwiegervater ist gestorben.«

In der That war Charles' Vater am Tage zuvor gleich nach Tische vom Schlage gerührt worden; um Emma möglichst zu schonen, hatte Charles Herrn Homais gebeten, ihr die entsetzliche Nachricht unter Beobachtung aller nur erdenklichen Schonung beizubringen.

Homais hatte sich die Sätze und Worte einstudirt, mit denen er ihr die Sache beibringen wollte; er hatte die Phrasen gerundet, gefeilt, rhythmisch zugestutzt. Seine Rede sollte ein Meisterwerk an Besonnenheit und geschickten Uebergängen, feinen Wendungen und Zartgefühl seyn, der Zorn hatte jedoch den Sieg über die Rhetorik davongetragen.

Emma verzichtete darauf, weitere Details von ihm zu erfahren und verließ die Apotheke, nachdem Herr Homais neuerdings seine Exclamationen und Rügen begonnen hatte. Nach und nach beruhigte er sich jedoch, fächelte sich mit seiner griechischen Mütze Luft zu und brummte in väterlichem Tone:

»Ich mißbillige eigentlich das Werk nicht ganz unbedingt! Der Verfasser war ein Arzt und es finden sich in dem Buche gewisse wissenschaftliche Beziehungen, deren Kenntniß einem Manne eigentlich nicht schadet, sondern ihm vielmehr Noth thut. Aber später, später hast Du Dich um derlei Dinge zu kümmern. Warte wenigstens, bis Du zum Manne und völlig reif geworden.«

Als Emma an ihre Hausthüre pochte, eilte ihr Charles, der sie erwartet hatte, bis an die Hausthüre entgegen und sagte ihr mit Thränen in den Augen:

»Mein liebes, liebes Weib!«

Er neigte sich sanft vorwärts, um sie zu umarmen. Die Berührung seiner Lippen erinnerte sie jedoch an die verbuhl-

ten Küsse, die sie gegeben; sie strich sich mit der Hand über das Gesicht und zuckte schaudernd zusammen.

Sie antwortete jedoch:

»Ja, ich weiß — ich weiß bereits —«

Er zeigte ihr das Schreiben, in welchem seine Mutter das Ereigniß ohne sentimentale Heuchelei erzählte. Sie bedauerte nur, daß ihr Mann ohne Tröstungen der Religion gestorben sey; sein Schicksal hatte ihn in Doudeville auf der Straße vor einem Kaffehhause ereilt, nachdem er mit ehemaligen Kriegscameraden reichlich bankettirt hatte.

Emma gab ihm den Brief zurück und affectirte bei Tische, aus Lebensart gewissermaßen, tiefe Betrübniß, die sie angeblich am Essen hinderte. Als er sie jedoch nöthigte, aß sie tapfer darauf los, während Charles ihr gegenüber unbeweglich und ganz in seinen Schmerz versunken saß.

Von Zeit zu Zeit richtete er den Kopf empor und betrachtete sie mit trauervollen Blicken. Einmal sagte er seufzend:

»Ich hätte ihn doch gern noch einmal gesehen!«

Emma schwieg; sie begriff aber, daß das Reden denn doch jetzt an ihr sey und fragte:

»Wie alt ist denn dein Vater geworden?«

»Achtundfünfzig Jahre.«

»So?«

Das war Alles.

Eine Viertelstunde später fügte er hinzu:

»Meine arme Mutter! Was wird jetzt aus ihr werden?«

Sie zuckte mit den Achseln.

Charles meinte nach ihrer Schweigsamkeit, daß sie sehr betrübt sey; er that sich Gewalt an, um nichts mehr zu sagen, wodurch dieser Schmerz, der ihn rührte, noch hätte ge-

steigert werden können. Er schüttelte sogar die eigene Betrübniß ab, als er fragte:

»Hast Du Dich gestern gut unterhalten?«

»Ja.«

Als das Tischtuch weggenommen wurde, stand Bovary nicht vom Tische auf; Emma blieb ebenfalls sitzen; in dem Maße, in welchem sie ihn länger betrachtete, schwand vor der Monotonie des Anblicks nach und nach jedes Mitleid aus ihrem Herzen. Er kam ihr schwach, erbärmlich, null und nichtig, mit einem Worte, wie ein Mensch vor, der in keiner Beziehung der Beachtung eines Weibes würdig wäre. Sie dachte nach, wie sie seiner los und ledig werden könnte. Der Abend kam ihr unsäglich lang vor. Sie fühlte sich betäubt und verblüfft, als wenn sie Opium genommen hätte.

Von der Hausflur her wurde der Schall eines auf den Dielen aufgestoßenen Stockes gehört. Hippolyt hatte Emma's Gepäck gebracht. Um es schonend von seiner Schulter auf den Boden zu bringen, mußte er mühsame Bewegungen mit seinem Stelzfuße machen.

»Er denkt nicht einmal mehr an das Unheil, das er dem Armen zugefügt,« dachte Emma, als sie den Krüppel betrachtete, dessen rothes Haar von Schweiß triefte.

Charles suchte nach einer kleinen Münze in seiner Tasche; er schien in der That nicht zu begreifen, wieviel Demüthigendes für ihn in der bloßen Gegenwart dieses Menschen lag, der ein lebendiges Zeugniß seiner unseligen Ungeschicklichkeit war.

»Sieh einmal,« sagte er »Du hast da ein recht hübsches Sträußchen!«

Er hatte Leons Veilchenstrauß auf der Caminplatte bemerkt.

»Ja,« erwiederte sie gleichgiltigen Tones, »ich habe das Bouquet zuvor — von einer Bettlerin gekauft.«

Charles nahm die Veilchen drückte sie an seine rothgeweinten Augen und erquickte sich dann an ihrem Geruche. Sie nahm sie ihm schnell weg und steckte sie in ein Glas Wasser.

Am folgenden Tag stellte sich ihre Schwiegermutter ein. Sie und ihr Sohn vergossen neuerdings viele Thränen. Emma aber schützte häusliche Geschäfte vor und verschwand.

Am nächsten Tage mußte gemeinschaftlich an die Traueranzüge gedacht und dafür Rath geschafft werden. Man nahm Nähzeug zur Hand und setzte sich in die Laube am Ufer des Flusses.

Charles dachte an seinen Vater und wunderte sich darüber so viel Leid um einen Mann zu empfinden, den er bis dahin nur sehr mittelmäßig geliebt hatte. Die Witwe Bovary dachte ebenfalls fortwährend an den gestorbenen Gatten. Sie wünschte die schlimmen Tage zurück, die sie mit ihm verlebt hatte. Die Gewohnheit hatte sie theilweise dagegen abgestumpft; von Zeit zu Zeit, während sie emsig mit der Nadel arbeitete, flossen Thränen über ihre Wangen, die bisweilen auch an der Nase hängen blieben.

Emma aber dachte an ganz andere Bilder. Sie vergegenwärtigte sich, daß sie vor kaum achtundvierzig Stunden mit ihm beisammen gewesen, von aller Welt entfernt, wonnetrunken und nur Augen für ihn, wie er für sie habend. Sie war bemüht, sich die kleinsten Details des verschwundenen Tages zurückzurufen. Die Anwesenheit der Schwiegermutter und des Gatten war ihr jedoch dabei hinderlich. Sie hätte nichts sehen und nichts hören mögen, um den nachhallenden Eindruck der Empfindungen nicht abzuschwächen, die gegen

ihren Willen vor den äußern Einflüssen in den Hintergrund traten.

Sie trennte das Futter eines Kleides auf, dessen Abschnitzel rings um sie her fielen; die Witwe Bovary blickte keinen Augenblick von ihrer Arbeit auf und handhabte unverdrossen ihre Schere, während Charles in seinen Filzpantoffeln und dem alten braunen Ueberrocke, den er als Schlafrock benützte, beide Hände in den Taschen hielt und ebenfalls kein Wort über die Lippen brachte; die kleine Bertha, der man ein weißes Schürzchen vorgebunden hatte, rechte mit ihrem kleinen Rechen den Sand in der Allee.

Plötzlich sahen sie Herrn l'Heureux, den Krämer, der auch mit Kleiderstoffen handelte, auf sich zukommen.

Er kam, um im Hinblick auf die unangenehme Veranlassung seine Dienste anzubieten. Emma antwortete, sie glaube deren nicht zu bedürfen. Der Krämer ließ sich jedoch dadurch noch nicht abschrecken.

»Bitte tausendmal um Entschuldigung,« sagte er; »ich wünschte nur einen Augenblick mit Ihnen allein zu sprechen; mit leiser Stimme fügte er sodann hinzu:

»Es wäre nur — wegen unseres Geschäftes — Sie wissen ja —«

Charles wurde bis über die Ohren roth.

»Ja wohl,« sagte er, »ich erinnere mich wirklich.«

In seiner Verwirrung wendete er sich an seine Frau:

»Könntest Du nicht, meine Liebe —«

Sie schien ihn zu verstehen, denn sie stand auf und Charles sagte zu seiner Mutter:

»Etwas Unbedeutendes! Irgend eine Kleinigkeit in der Wirthschaft.«

Er wollte nicht, daß sie die Geschichte von dem Wechsel erführe; er fürchtete sich vor ihren Vorwürfen.

Sobald l'Heureux mit Emma allein war, beglückwünschte er Emma in ganz unverhüllten Ausdrücken wegen der Erbschaft und sprach dann von gleichgiltigen Dingen, von den Obstbaumspalieren, von der Ernte, von seinem eigenen Befinden, das immer zwischen gut und schlecht die Mitte halte, obwohl er sich unsäglich plage und dabei, trotz allen Reden und Voraussetzungen der bösen Welt, es doch nicht dahin bringe, den Kohl, wie man zu sagen pflegt, fett machen zu können.

Emma ließ ihn reden. Sie langweilte sich ohnedies seit zwei Tagen in ganz entsetzlicher Weise.

»Sie sind wohl jetzt wieder ganz hergestellt?« fuhr er fort. »Na, ich habe Ihren wackern Mann in curiosen Zuständen gesehen. Er ist ein prächtiger Mensch, obwohl wir einige Schwierigkeiten mit einander gehabt haben.«

Sie fragte, was denn das für Schwierigkeiten gewesen seyen, da ihr Charles den Streit wegen der Annahme der von ihr bestellten Gegenstände verschwiegen hatte.

»Sie wissen ja,« entgegnete l'Heureux, »es war wegen jener kleinen Phantasien, wegen der Reisekoffer und so weiter.«

Er hatte, während er so sprach, den Hut tief in die Augen gedrückt; er hielt beide Hände auf den Rücken, lächelte und pfiff, und betrachtete sie dabei in ziemlich insolenter und ganz unerträglicher Weise. Argwohnte er vielleicht, was in Rouen vorgefallen war? Sie fühlte sich von Befürchtungen aller Art bestürmt; endlich fuhr er jedoch fort:

»Wir sind jedoch wieder übereingekommen und ich habe ihm einen Ausweg, ein sehr annehmbares Arrangement, vor-

geschlagen, daß er nemlich seinen Wechsel erneuern solle. Er könne freilich thun, wie ihm beliebe; übrigens dürfe er sich wegen der Angelegenheit kein graues Haar wachsen lassen und namentlich jetzt nicht, da er ohnehin eine Menge lästiger Verhandlungen haben werde; er sollte sich derselben entschlagen und sie auf einen Andern, z. B. auf Madame, übertragen; mit einer kleinen Vollmacht würde das recht gut gehen und man könnte dann ganz allerliebste Geschäftchen zusammen machen.«

Sie verstand ihn nicht. Er schwieg, ging sodann zu seinen Geschäftsangelegenheiten über und erklärte, Madame könne nicht umhin, ihm etwas abzunehmen. Er werde ihr schwarzen Barège, zwölf Meter schicken, um ein Kleid daraus zu machen.

»Die Robe, die Sie da am Leibe haben,« sagte er, »können Sie nur im Hause tragen; Sie brauchen eine zweite, um Visiten zu machen. Ich habe das gleich beim Kommen auf den ersten Blick bemerkt. Oh, mir entgeht nichts!«

Er schickte aber den Stoff nicht, sondern brachte ihn selbst. Dann kam er wieder, um ihn mit der Elle nachzumessen; er kam noch unter andern Vorwänden wieder, suchte sich immer nützlich zu machen, spielte den Liebenswürdigen und Gefälligen, insinuirte sich, wie Homais gesagt haben würde, und wußte dabei Emma immer einige Rathschläge über die Vollmacht zuzuflüstern. Von dem Wechsel sprach er gar nicht mehr und sie dachte eben so wenig daran.

Charles hatte ihr wohl während ihrer Reconvalescenz Einiges davon erzählt; seitdem waren ihr aber so vielerlei Dinge durch den Kopf gegangen, daß sie sich dessen nicht mehr erinnerte. Außerdem wollte sie über Geldinteressen nicht sprechen; sie vermied absichtlich jede darauf bezügliche Discussion;

die Witwe Bovary wunderte sich darüber, glaubte aber dann die an ihrer Schwiegertochter bemerkte Veränderung den religiösen Betrachtungen zuschreiben zu müssen, denen sie sich während ihrer Krankheit öfter hingegeben hatte.

Sobald die Schwiegermutter aber wieder den Rücken gewendet hatte und nach ihrem Heimatsdorfe zurückgekehrt war, setzte Emma den armen Charles durch ihren praktischen Geist in nicht geringe Verwunderung. Es war nur nöthig, Erkundigungen einzuziehen, die Hypotheken zu verificiren und zu ermitteln, ob eine Versteigerung oder Licitation Platz greifen müsse. Sie bediente auf's Gerathewohl hin sich technischer Ausdrücke, sprach die großen Worte: »Ordnung machen, für die Zukunft sorgen, Umsicht bekunden« mit großer Zuversicht aus und wurde nicht müde, die bei der Erbschaftsordnung sich ergebenden Schwierigkeiten in sehr übertriebenem Lichte darzustellen.

Eines Tages zeigte sie ihm sogar den Entwurf einer allgemeinen Ermächtigung, um »Geschäfte zu verwalten und zu administriren, Anlehen aufzunehmen, Wechsel zu unterzeichnen und Indossate darauf zu setzen, Gelder auszuzahlen 2c.«

Man sieht, daß sie die Lectionen, die ihr l'Heureux gegeben, zu benützen verstand.

Charles fragte sie in seiner Naivetät, wer ihr denn dieses Papier gegeben habe.

»Herr Guillaumin,« lautete die Antwort.

Mit der größten Kaltblütigkeit fügte sie hinzu:

»Ich habe noch kein rechtes Vertrauen zu dem Aufsatz. Notare stehen bei mir in schlechtem Ruf! Wir werden uns vielleicht noch andern Orten Raths erholen müssen. — Wir kennen Niemanden, als — Wir kennen Niemanden.« —

»Außer Leon,« bemerkte Charles, der inzwischen nachgedacht hatte.

Eine Verständigung durch Correspondenz ließ sich jedoch nicht leicht herstellen. Sie bot sich an, die Reise nach Rouen zu machen. Er dankte ihr. Sie beharrte auf ihrem Anerbieten. Sie überboten sich gegenseitig in Zuvorkommenheiten. Endlich rief sie im Tone erkünstelten Muthwillens:

»Nein, ich bitte Dich darum, laß' mich gehen!«

»Was Du doch gut bist!« sagte er, indem er sie auf die Stirn küßte.

Schon am nächsten Morgen saß sie in der Diligence, um nach Rouen zu gehen und sich dort mit Herrn Leon zu berathen; sie blieb drei Tage daselbst.

II.

Das waren drei Tage, reich an Genüssen und Wonnen, drei prachtvolle Tage, eine wahre Honigmondzeit!

Sie wohnten im Hotel de Boulogne, am Hafen. Dort lebten sie, abgeschieden und abgeschlossen von aller Welt, mit Blumen im Zimmer, die sie sich allmorgendlich bringen ließen.

Wenn der Abend herankam, pflegten sie eine bedeckte Barke zu nehmen und auf einer Insel zu speisen.

Es war dies immer die Stunde, in der man auf den Werften die Hämmer der Kalfaterer an den Rumpf der Schiffe schlagen hörte. Zwischen den Bäumen stieg der Rauch und Dampf des geschmolzenen Theers in die Höhe; theilweise floß er in den Strom; man sah dann große Flecken, die von der Sonne purpurn gefärbt wurden und dann schwimmenden Stücken Florentiner-Bronze glichen.

Sie fuhren zwischen den am Ufer liegenden Barken stromabwärts; die schiefgespannten Taue derselben streiften bisweilen an ihren Nachen.

Nach und nach wurden die aus der Stadt her ertönenden Geräusche immer schwächer und schwächer vernommen; das Rollen der Karren, der Tumult der Stimmen, das Klaffen der Hunde auf den Schiffsverdecken, all' das verschwand in weiter Ferne. Sie nahm dann ihren Hut ab und sie landeten an ihrer Insel.

Dort wählten sie einen Platz im Erdgeschosse eines Wirthshauses, an dessen Außenwand schwarze Netze zum Trocknen aufgehängt waren. Sie aßen gebackene Fische, Rahm und Kirschen. Sie lagerten sich auf dem Rasen und suchten buschige Plätzchen zwischen den Pappeln auf; sie hätten, ein modernes Robinsonspaar, beständig an diesem kleinen Orte leben mögen, den sie in diesem Augenblicke für den prachtvollsten auf Erden hielten.

Es war nicht das erste Mal, daß sie Bäume, blaue Luft und grünen Rasen sahen, daß sie das Wasser murmeln und die Brise in den Blättern rauschen hörten; es hatte aber den Anschein, als wenn sie alles das nie zuvor so schön gefunden, als wenn die Natur nie zuvor so existirt hätte und erst jetzt, nachdem sie einander so nahegerückt waren, so schön und herrlich geworden seyn würde.

Mit Einbruch der Nacht kehrten sie dann zurück. Die Barke schwamm längs der Inselufern hin. Sie saßen, von den Schatten der Nacht umhüllt, auf dem Hintertheil der Barke, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Tactmäßig schlugen die Ruder ins Wasser das anmuthig, wenn auch eintönig, am Kiel des feinen Fahrzeuges plätscherte.

Der Mond ging auf.

Sie unterließen dann nicht, Phrasen zu machen und einander zu sagen, daß das Gestirn melancholisch und voll Poesie sey; sie sang einmal sogar:

Gedenkst Du noch des Abends. —

Ihre angenehme, aber schwache Stimme verhallte auf den Fluten; der Wind schien ihre Rouladen auf seinen Fittigen mit sich fortzutragen.

Sie lehnte sich an die Wand der Schaluppe; der Mond schien durch die Spalte eines halb offenstehenden Fensterladens, die schwarze Trauerkleidung, deren Falten sich fächerartig ausbreiteten, ließ sie dünner und schlanker erscheinen. Sie hielt den Kopf hoch empor, die Hände gefaltet und die Augen gegen Himmel gerichtet. Der Schatten der Weidenbäume bedeckte sie bisweilen ganz und dann glich sie im hellen Mondenglanz wieder einer Vision.

Leon saß neben ihr am Boden, einmal gerieth ihm zufällig ein Stück ponceaurothes Seidenband in die Hand.

Der Schiffer betrachtete es und sagte dann:

»Ach, das mag wohl von einer Gesellschaft herrühren, die ich gestern spaziren geführt habe. Es waren recht lustige Leute, Herren und Damen, mit Kuchen, Champagnerwein, Klappentrompeten und allem nur Erdenklichen. Unter andern war auch ein großer schöner Mann mit einem kleinen Schnurrbart dabei, der alle Welt prächtig zu unterhalten wußte; die Andern sagten zu ihm immer: Erzähle uns noch etwas — Adolph — Dodolph — oder so etwas —«

Sie zuckte zusammen.

»Leidest Du?« fragte Leon, indem er ihr näher rückte.

»Oh, das hat nichts zu bedeuten! Es ist wohl nur die Nachtkühle, die —«

»Es mag ihm wohl auch nicht an Frauengunst fehlen,« fügte der alte Schiffer mit sanftem Tone hinzu, indem er dem Fremden eine Höflichkeit zu sagen glaubte. Er spuckte dann in die Hände und griff wieder nach den Rudern.

Die unvermeidliche Trennungsstunde rückte endlich herbei. Das Lebewohl war sehr traurig und melancholisch. Sie kamen überein, daß er seine Briefe zu einer alten Frau, Namens Rolet, schicken sollte; sie gab ihm so genaue Weisungen über das Doppelcouvert, dessen er sich bei diesen Sendungen bedienen sollte, daß er ihre durch Liebe erzeugte Schlauheit bewundern mußte.

»Du versicherst mich also, daß Alles in Ordnung ist?« sagte sie bei einem letzten Kusse.

»Ja, gewiß!«

Als er dann allein durch die Straße ging, stellte er sich die Frage, warum sie denn gar so großes Gewicht auf Ausfertigung der Vollmacht legte.

III.

Leon nahm in nächster Zeit seinen Collegen gegenüber sichtlich das Wesen eines ihnen überlegenen Mannes an, zog sich von ihrer Gesellschaft zurück und vernachlässigte die Prozesse und Acten.

Er erwartete fortwährend Briefe von ihr, las die erhaltenen sehr oft durch und schrieb fleißig Antwort. Er rief sie mit aller Kraft der Sehnsucht und der Erinnerung herbei. Das Begehren, sie wiederzusehen wurde durch die Abwesenheit nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr so gesteigert,

daß er, um sie zu befriedigen, eines Samstags Vormittags aus seinem Bureau entschlüpfte.

Als er von der Höhe des Straßenzuges herab den Dorfkirchthurm mit der im Winde sich drehenden Wetterfahne erblickte, durchdrang ihn jenes aus triumphirender Eitelkeit und selbstsüchtiger Rührung gemischte, behagliche Gefühl, das sich im Gemüthe eines Millionärs regen muß, wenn er eine Besichtigung seiner Güter vornimmt.

Er trieb sich in der Umgebung ihres Wohnhauses herum. In der Küche brannte ein Licht. Er lauerte, ob er nicht ihren Schatten hinter den Vorhängen erblicken könnte. Es kam aber nichts zum Vorschein.

Als ihn Frau Lefrançois zu Gesichte bekam, ließ sie gewaltige Ausrufungen hören; sie fand, daß er größer und magerer geworden sey, während Artemisia im Gegentheil behauptete, er sey stärker und voller geworden.

Er speiste wie ehemals in dem kleinen Saale, diesmal aber allein, ohne den Steuereinnehmer; Binet war es nemlich müde geworden, immer so lange auf die Diligence warten zu müssen und hatte seine Eßzeit um eine Stunde zurückgerückt, behauptete aber doch noch, daß der alte Rumpelkasten zu spät ankäme.

Leon faßte endlich einen Entschluß; er pochte an die Thür des Arztes. Madame war in ihrem Zimmer und wurde erst nach einer Viertelstunde sichtbar. Charles empfing ihn mit vieler Zuvorkommenheit. Am folgenden Tag wiederholte jedoch Leon seinen Besuch nicht.

Am Abend spät sah er sie hinter dem Garten allein, in dem Gäßchen — in demselben Gäßchen, wo sie auch mit dem Andern in früherer Zeit zusammengekommen war. Ein Ge-

witter stand eben am Himmel und sie sprachen beim Leuchten der Blitze unter einem Parapluie.

Die Trennung erschien ihnen als etwas Unerträgliches.

»Lieber sterben!« sagte Emma.

Sie lag weinend in seinen Armen und flüsterte:

»Lebe wohl, lebe wohl! — Wann werde ich Dich wiedersehen?«

Sie hatten sich schon getrennt und kehrten wieder zurück, um sich noch einmal zu umarmen; sie verhieß ihm, das Aeußerste thun zu wollen, damit sie einander wenigstens einmal in der Woche ungehindert sehen und sprechen könnten. Emma war überzeugt, daß sie die Mittel dazu finden würde. Sie war auch außerdem voll Hoffnung, weil sie dem Moment entgegensah, in welchem Geld in ihre Hände gelegt werden sollte.

Sie machte in dieser Voraussicht auch wieder größere Ausgaben: sie kaufte für ihr Zimmer ein paar gelbe Vorhänge mit breiten Streifen, die ihr Herr l'Heureux als etwas sehr Wohlfeiles angepriesen hatte; sie wünschte sich einen Teppich; l'Heureux versicherte, daß das auch noch nicht den Hals kosten würde, und nahm es auf sich, ihr einen solchen zu bringen. Sie konnte seiner Dienste gar nicht mehr entbehren. Sie ließ ihn den Tag über wohl zwanzigmal holen und er ließ sofort seine sonstigen Geschäfte im Stiche, ohne auch nur einmal über die Störung Klage zu führen. Man wußte auch nicht, warum die alte Frau Rolet täglich bei ihr frühstückte und ihr auch außerdem noch besondere Visiten machte.

Um diese Zeit, das heißt gegen den Beginn des Winters, bekundete sie plötzlich eine ganz außerordentliche Lust an musikalischen Uebungen.

Als ihr Charles eines Abends zuhörte, fing sie viermal nacheinander dasselbe Stück an und ärgerte sich ganz entsetz-

lich dabei; er bemerkte aber keinen Unterschied und rief fortwährend:

»Bravo! — Sehr gut! — Du hast Unrecht, Dich zu ärgern! Spiele nur weiter!«

»Ach nein! Ich spiele ja ganz abscheulich! Die Finger sind mir wie eingerostet.«

Am nächsten Tage bat er sie, ihm wieder etwas zu spielen.

»Meinetwegen, wenn es Dir Vergnügen macht.«

Charles mußte nun selbst zugestehen, daß sie von ihrer Fertigkeit etwas eingebüßt hatte. Sie verfehlte den Tact, schlug falsche Tasten an, hielt dann plötzlich inne und rief:

»Ich bin ganz aus der Uebung gekommen; es wäre wahrhaftig nöthig, neuerdings Lectionen zu nehmen.«

Sie biß sich in die Lippen und fügte hinzu:

»Zwanzig Francs die Lection! Das würde aber doch zu theuer zu stehen kommen.«

»Ja, wahrhaftig, einigermaßen,« sagte Charles mit etwas albernem Gesichtsausdrucke. »Es scheint mir jedoch, daß man die Sache billiger haben könnte; es gibt ja Lehrer, die noch keinen Ruf haben und mehr leisten als die großen Celebritäten.«

»Suche mir solche Lehrer,« entgegnete Emma.

Als er am folgenden Tage von seinen Ausgängen wieder nach Hause kam, betrachtete er sie mit vielsagendem, schlau seynsollendem Blicke und rückte endlich mit folgenden Worten heraus:

»Was Du doch bisweilen eigensinnig seyn kannst! Ich bin heute in Barfauchères gewesen und da hat mir Madame Liégnard gesagt, ihre drei Töchter, die im Kloster erzogen

werden, hätten Clavierlectionen für fünfzig Sous und das noch von einer ganz ausgezeichneten Lehrerin.«

Sie zuckte mit den Achseln und öffnete ihr Clavier nicht mehr.

So oft sie aber in Charles' Gegenwart an dem Instrument vorüberkam, seufzte sie und sagte:

»Ach, mein armes Clavier!«

So oft sie Jemand besuchte, unterließ sie nicht, die Bemerkung auszusprechen, daß sie die Musik eine Zeitlang vernachlässigt habe und sich jetzt aus Gründen, die nicht zu beseitigen wären, nicht mehr hineinfinden könne.

Man bedauerte sie. Es wäre Schade. Sie hätte ein so schönes Talent. Man sprach sogar mit Bovary darüber und machte ihm Vorwürfe, was namentlich der Apotheker that.

»Sie haben Unrecht,« sagte Homais bei solchen Anlässen zu Charles. »Außerdem, lieber Freund, müssen Sie bedenken, daß Sie, wenn Sie Ihre Frau zu Musikübungen anhalten, die Kosten später bei der musikalischen Ausbildung Ihrer Tochter wieder hereinbekommen. Ich bin der Ansicht, daß Mädchen von Niemanden besser als von ihren Müttern unterrichtet werden. Bereits Rousseau hat diesen Gedanken ausgesprochen und er wird sicherlich endlich eben so zur Geltung kommen, wie die Ideen bezüglich des Selbststillens der Mütter und die Kuhpockenimpfung.«

Diese und ähnliche Reden veranlaßten Charles, neuerdings auf die Clavierübungen zurückzukommen. Die Vernachlässigung des Piano und ihrer Kunstfertigkeit, auf die er so eitel und stolz gewesen war, kam ihm wie eine Art verlängerten Selbstmordes vor.

»Wenn Du,« sagte er, »von Zeit zu Zeit eine Lection nehmen wolltest, das würde uns zuletzt nicht umbringen.«

»Lectionen,« entgegnete sie hierauf, »nützen nur, wenn sie ununterbrochen fortgesetzt werden.«

In solcher Weise wußte sie von dem arglosen Gatten die Erlaubniß zu erschleichen, allwöchentlich einmal nach Rouen zu gehen, um dort ihrem sträflichen Verhältniß zu leben. Nach Verlauf eines Monats fand man, daß sie bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

IV.

Es war an einem Donnerstag. Sie stand aus dem Bette auf und kleidete sich möglichst geräuschlos an, um Charles nicht aufzuwecken; er würde sie gefragt haben, warum sie denn gar so früh sich zur Fahrt anschickte. Sie ging dann im Zimmer auf und ab, stellte sich an's Fenster und sah auf den großen Platz hinab. Das noch sehr schwache Tageslicht spielte um die Pfeiler der Markthalle; an dem Apothekerhause, dessen Fensterladen geschlossen waren, konnte man im Dämmerscheine die großen Buchstaben an dem Aushängschilde unterscheiden.

Als die Uhr endlich ein Viertel nach sieben zeigte, ging sie in den Gasthof »zum goldenen Löwen«, dessen Eingangsthor ihr von der gähnenden Artemisia geöffnet wurde. Die Magd beschäftigte sich sodann damit, die Abends zuvor sorglich mit Asche bedeckten Kohlen wieder in Glut zu setzen.

Emma blieb zeitweilig allein in der Küche, aus der sie mitunter in den Hof hinausging. Hivert spannte an, ohne sich dabei sonderlich zu beeilen; er hörte dabei auf das, was die Gastwirthin ihm sagte; die gute Frau steckte den mit einer Baumwollmütze bekleideten Kopf durch ein kleines Fenster-

chen, gab ihm Aufträge und Erklärungen, die jeden Andern verwirrt haben würden; Emma trippelte dabei voll Ungeduld im Hofe herum.

Endlich, nachdem er seine Suppe gegessen, seine Blouse angezogen, seine Pfeife angezündet und die Peitsche zur Hand genommen hatte, setzte er sich ruhig und behaglich auf seinen Kutschersitz.

Er fuhr in einem sehr gemäßigten Trabe und hielt die erste Stunde lang von Zeit zu Zeit an, um Reisende aufzunehmen, die ihn an der Straße oder auch vor ihren Hausthoren stehend erwarteten. Diejenigen, die schon Tags zuvor ihre Plätze genommen hatten, ließen auf sich warten; Einige lagen sogar noch ganz behaglich in ihren Betten; in solchen Fällen pflegte Hivert zu rufen, zu schreien, zu fluchen; dann stieg er von seinem Kutschbock herab und pochte gewaltig an die Hausthüren, während der Wind durch die zerbrochenen Wagenfenster pfiff.

Nach und nach wurden jedoch sämmtliche Bänke der Diligence besetzt; der Wagen rollte durch lange Alleen von Aepfelbäumen, die zu beiden Seiten der Straße gepflanzt waren; die mit gelbem Wasser gefüllten Gräben liefen in paralleler Richtung längs der Straße endlos fort.

Emma war mit jeder Einzelnheit dieser Straße vertraut; sie wußte, daß nach einem Grasflecke ein Pfahl, dann eine Ulme, hierauf eine Scheuer und endlich ein Straßenwächterhäuschen kommen mußte; bisweilen, um sich selbst zu überraschen, hielt sie die Augen eine Zeitlaug geschlossen. Dies hinderte sie jedoch nicht, jedesmal die zurückgelegte Distanz ganz genau beurtheilen zu können.

Endlich wurden die aus Ziegelsteinen gebauten Häuser häufiger und die Straße fester, so daß sie unter den Rädern

des Wagens erklang; die Diligence rollte zwischen Gärten hin, in denen man hin und wieder Statuen, Schaukeln und zugeschnittene Buchsbäume bemerkte. Plötzlich gelangte man dann an eine Stelle, von der aus man die ganze Stadt überblicken konnte.

Sie war auf einem Abhang amphitheatralisch gebaut und breitete sich erst jenseits der Brücke ziemlich wirre und chaotisch aus. Jenseits der Häuser stieg wieder die Landschaft ziemlich eintönig und gleichmäßig bis an den fernen Horizont empor. Von der Höhe des Straßenzuges aus gesehen, hatte die unbewegliche Landschaft etwas von einem Bilde; in einer Ecke desselben häuften sich die vor Anker liegenden Schiffe, der Fluß beschrieb kreisförmige Windungen um den Fuß der Hügel, die länglichen Inseln glichen großen, schwarzen, auf der Oberfläche des Wassers ruhenden Fischen. Aus den Schornsteinen der Schmiedeessen und Fabriken stiegen immense Rauchsäulen auf, deren Spitzen sich endlich in den Lüften spurlos vertheilten. Man hörte das Schnauben und Schnarchen der Blasbälge in den Schmelzhütten und das helle Läuten der Glocken auf den Kirchthürmen, die zum blauen Himmel emporragten. Die blattlosen Bäume auf den Boulevards waren ganz bläulich anzuschauen; die regennassen Dächer spiegelten sich im Sonnenlichte. Raschen Zuges bewegten sich die Wolken je nach der Richtung des Windes; sie hatten miteinander das Aussehen von Wellen, die an einer Klippe zerschellen.

Aus den Menschenmassen, die sich dort unten umhertrieben, schien etwas aufzusteigen, das Emma mit einer Art von Schwindel erfüllte; ihr Herz pochte heftiger; ihr war zu Muthe, als wenn die hundertzwanzigtausend Seelen, die dort hausten, ihr alle die leidenschaftliche Glut zugeschickt hätten, die sie in ihnen voraussetzte. Angesichts des weiten Raumes

schien auch ihre buhlerische Liebe sich zu erweitern und zu wachsen; die vagen Geräusche, die an ihr Ohr schlugen, erfüllten dasselbe und regten tumultuarische Empfindungen in ihr an. Alle Gegenstände ringsumher, Plätze, Promenaden, Straßen sah sie im Spiegel ihrer Empfindungen; die alte normännische Stadt nahm in ihren Augen die Verhältnisse einer enormen Capitale an, eines modernen Babylons, in das sie nun ihren Einzug halten sollte. Sie neigte sich zum Wagenschlag hinaus und sog die draußen wehenden Lüfte ein; die Pferde galoppirten, die Steine knisterten unter den Rädern, der Wagen schaukelte hin und her; Hivert rief die Kutscher der vorüberkommenden Wägelchen an, und grüßte die Bürger, die ruhig ihres Weges wandelten.

An der Barriere wurde angehalten; Emma schnallte ihre Ueberschuhe ab, zog andere Handschuhe an, zupfte den Shawl zurecht und verließ den Wagen.

Die Stadt wurde wach und munter. Handlungsdiener, mit griechischen Kappen auf dem Kopfe, putzten die Außenseiten der Kaufläden; Weiber, die Körbe auf ihren Hüften trugen, ließen an den Gassenecken bisweilen sonore Ausrufungen hören. Emma hielt die Augen gegen den Boden gerichtet, ging hart an die Mauern gedrückt und lächelte vergnügt hinter dem herabgelassenen Schleier.

Aus Furcht gesehen zu werden, machte sie oft Umwege. Sie vertiefte sich in düstere Gäßchen und ging so schnell, daß sie bald ganz mit Schweiß bedeckt war. Sie mußte durch jenes Stadtviertel gehen, in welchem das Theater ist, die Kaffehhäuser und auch der Aufenthalt verworfener Dirnen. Bisweilen kam ein Karren mit Decorationen an ihr vorüber. Vor den Kaffehhäusern streuten die Aufwärter Sand zwischen

Kübeln, in denen grüne Gebüsche standen, auf den Boden. Gerüche von Liqueur, Cigarren und Austern verbreiteten sich.

Sie kam nun wieder um eine Gassenecke und erkannte ihn an dem gekräuselten Haare, das reichlich hinter dem Hute hervorquoll.

Leon ging auf dem Trottoir. Sie folgte ihm bis an das Gasthaus, in welchem er wohnte; er stieg die Treppe hinauf, öffnete die Thür seines Zimmers und trat ein. Sie waren dann ganz ungestört.

Wort und Kuß und Umarmung folgten einander. Man erzählte einander den Kummer, den man die Woche über erlebt hatte, man theilte einander alle Befürchtungen und die Besorgnisse mit, die man der Briefe wegen gehabt hatte; jetzt wurde aber Alles vergessen, ihre Blicke vertieften sich ineinander und sie fanden der Zärtlichkeiten und liebkosenden Worte kein Ende.

Im Zimmer stand ein großes muschelförmiges Sopha aus Mahagonyholz; es war mit braunrothem Stoffe überzogen, und wenn Emma sich auf dasselbe setzte, und das Haupt an die Kissen lehnte, so stach ihr weißes Angesicht und das schwarze Haar wundersam reizend von dem braunrothen Stoffe ab.

Die laue Luft des Zimmers, der schwellende Teppich, auf dem kein Schritt vernommen wurde, die eigenthümliche Ausschmückung des Gemaches und das ruhige Licht in demselben, alles das schien wie geschaffen für die Ausbrüche der sich hingebenden Leidenschaft. Die Stangen der Fenstervorhänge liefen in Pfeile aus, die Messingbeschläge und Griffe leuchteten und schimmerten plötzlich, wenn die Sonne darauf schien. Auf der Caminplatte, zwischen den Candelabern, la-

gen zwei große Rosamuscheln, in denen man ein eigenthümliches Sausen hört, wenn man sie an's Ohr hält.

Sie liebten das bequeme, heitere Zimmerchen, obwohl der Glanz desselben einigermaßen verwelkt war. Die Möbel standen unverändert immer an demselben Platze; wenn sie an einem Donnerstage Haarnadeln verloren hatte, so fand sie sie am nächsten Donnerstage regelmäßig wieder unter dem Sockel der Uhr. Sie frühstückten am Caminfeuer sitzend, an einem kleinen mit Palissander eingelegten Tischchen. Emma tranchirte, legte ihm vor, entfaltete alle Künste einer einschmeichelnden Coketterie und lachte laut schallend und beinahe frech, wenn der Champagnerwein im vollen Glase schäumte und perlte. Die Gegenwart erfüllte die Beiden so ganz, daß sie im eigenen Hause zu seyn und dort all' ihr Leben lang gleich einem jungen Ehepaare leben zu können glaubten. Sie sagten: unser Zimmer, unser Teppich, unsere Fauteuils. Große Freude machten ihr ein Paar Pantoffel, ein Geschenk Leons, in Folge einer Laune, die sie einmal vor ihm ausgesprochen hatte. Es waren Pantoffel aus Rosa-Atlaß, mit Schwanenpelz besetzt. In ihrem Uebermuthe setzte sie sich ihm bisweilen auf die Knie; wenn dann ihr Fuß herabhing, so hing die zierliche Fußbekleidung nur mehr an den Zehen.

An ihr lernte er zum ersten Male den unsäglichen Hochgenuß kennen, den weibliche Eleganz mit sich führt. Nie zuvor hatte er in Beziehungen zu einem weiblichen Wesen gestanden, dessen Ausdrucksweise so anmuthig, dessen Toilette so gewählt, dessen Stellungen so schmiegsam und taubenartig waren. Er wußte nicht, ob er die Poesie ihres Gemüthes oder die Spitzen an ihrem Rocke mehr bewundern sollte. Außerdem war sie eine Dame, die der Welt angehörte eine Dame von feinstem Tone, was konnte er mehr wünschen?

Der fortwährende Wechsel in ihrer Stimmung, die bald mystisch, bald freudig, bald geschwätzig, bald wieder schweigsam, bald aufgeregt, bald wieder gleichgiltig war, regte tausend Wünsche in ihm auf, rief tausend Instincte und Reminiscenzen in ihm wach. Sie war ihm ein Ideal für alle Romane, eine Heldin für alle Dramen, die Sie jeder Romanze. Von ihren Schultern sagte er, sie seyen gleich denen der Odalisken; das Leibchen an ihrem Kleide war lang wie das einer Castellanin aus dem Mittelalter; mit dem bleichen Angesicht erinnerte sie an das Aussehen der Heldinnen spanischer Romanzen; vor Allem aber war sie ihm — ein Engel!

Bisweilen, wenn er sie betrachtete, war ihm zu Muthe, als wenn seine Seele sein eigenes Selbst verließe, sich wie eine Welle über sie verbreitete und in ihr Herz eindringen wollte.

Er kniete vor ihr nieder, stützte beide Ellbogen auf ihr Knie, betrachtete sie lächelnd und neigte ihr sein Angesicht zu.

Dann neigte sie sich zu ihm herab und murmelte wonneberauscht und mit halberstickter Stimme:

»O rühre Dich nicht! Rede nicht! Blicke mich nur immer an. Aus deinen Augen geht etwas unsäglich Sanftes hervor, das mir so wohl thut.«

Sie nannte ihn Kind.

»Kind, liebst Du mich?«

Seine Antwort pflegte sie dann nicht mehr zu erwarten, sie holte sie mit ihren Lippen von den seinen.

Auf der Uhr, die auf der Caminplatte stand, war ein kleiner Amor aus Bronze angebracht, der eine Guirlande in den geöffneten Armen hielt und eine ganz eigenthümliche Grimasse schnitt. Sie hatten gar oft darüber gelacht; wenn aber die Trennungsstunde schlug, kam ihnen Alles ganz ernsthaft vor.

Sie standen dann einander unbeweglich gegenüber und wiederholten nur immer:

»Donnerstag! Donnerstag!«

Dann faßte sie plötzlich seinen Kopf mit beiden Händen, küßte ihn auf die Stirn und rief: »Adieu! Adieu!«

Dann eilte sie die Treppe hinab.

Sie pflegte sich von dort immer in ein Gäßchen in der Nähe des Theaters zu begeben, um ihre Frisur in Ordnung bringen zu lassen. Es pflegte dann immer bereits zu dunkeln und in dem Laden des Haarkräuslers wurde das Gas angezündet.

Sie hörte das Klingeln der Theaterglocke, welche die Statisten zur Vorstellung zusammenrief; sie sah Männer und Frauen mit geschminkten Gesichtern und verwitterten Toiletten nach der Hinterthür des Theaters eilen.

In dem kleinen niedrigen Laden war es viel zu warm; der Ofen glühte; Perrücken und Pomaden verbreiteten einen ganz eigenthümlichen Geruch. Der Dunst der glühenden Eisen und der fettigen Hände, die an ihrem Kopfe herum handhabten, betäubten sie; sie nickte während der Operation des Friseurs ein.

Der Perrückenmacher pflegte ihr bisweilen, nachdem er sein Geschäft beendigt hatte, Billets zu Maskenbällen anzubieten.

Sie ging dann fort, eilte durch die Straßen und langte im Gasthof »zum rothen Kreuz« an, wo die Diligence einkehrte; dort nahm sie ihre Ueberschuhe, die sie des Morgens unter eine Bank gestellt hatte und setzte sich an ihren Platz unter die bereits ungeduldig werdenden Reisenden. Von der Straßenhöhe herab gingen Viele zu Fuß; sie blieb allein im Wagen.

So oft die Straße einen Winkel machte, gewahrte man immer die Lichter der Stadt, die über die Häusermasse eine leuchtende Atmosphäre bildeten; Emma kauerte auf den Wagenkissen und starrte nach jenem Lichtmeere hin. Sie schluchzte, flüsterte Leons Name und schickte ihm zärtliche Worte und Küsse zu, die der Wind ihm zutragen sollte.

An der Straße trieb sich unter den Diligencen ein armer Teufel mit einem Knotenstock herum; ein Haufen Lumpen bedeckte seine Schultern, ein alter, breitkrämpiger, am Deckel eingedrückter Hut war tief in seine Stirn gedrückt und verhüllte theilweise sein Angesicht. Wenn er aber den Hut vom Kopfe nahm, wurden anstatt der Augenlider zwei blutigrothe Augenhöhlen sichtbar. Das Fleisch schien in rothen Fasern von den Knochenrändern zu häugen und Flüssigkeiten trieften herab, die grünliche Streifen bis zur Nase bildeten, deren schwarzgeränderte Flügel sich beständig convulsivisch bewegten. Wenn er sprechen wollte, legte er immer zuerst den Kopf mit blödsinnigem Lachen nach rückwärts, dann rollten die bläulichen Augäpfel krampfhaft gegen die Schläfen und stießen dort an die Ränder der offenen Wunden. Indem er den vorüberfahrenden Wagen bettelnd nachzog, sang er ein Liedchen, das mit folgenden Zeilen begann:

»Blauer Himmel, warme Sonne
Junge Frauen, Liebeswonne.«

So ging es weiter; in dem ganzen Liede war fortwährend von Vogelgesang, Sonnenschein und grünem Laube die Rede.

Wenn er bisweilen plötzlich entblößten Hauptes hinter Emma sichtbar wurde, fuhr sie erschreckt zurück und stieß einen Schrei aus. Hivert trieb seine Späße mit dem Unglücklichen. Er rieth ihm sich in Schaubuden auf Jahrmärkten sehen zu

lassen oder fragte ihn lachend, wie sich denn seine Geliebte befände.

Bisweilen war die Diligence in ziemlich schneller Bewegung begriffen, als mit einem Mal sein Hut durch die Wagenschlagfenster in der Diligence erschien, während er auf dem Wagentritt stehend sich mit der andern Hand zwischen den kothspritzenden Rädern an der Außenseite des Wagens anklammerte. Seine anfangs schwache und winselnde Stimme wurde dann schneidend und durchdringend. In der Nacht wurde sie weithin gehört, gleich einer vagen, durch ein großes Unglück herbeigeführten Klage; durch das Klingeln der Schellen, womit die Pferde behängt waren, durch das Rauschen der Bäume und das Rasseln des Wagens lag etwas in ihr, das überwältigend auf Emma einwirkte, das sich in die Tiefe ihrer Seele wie in einen Abgrund versenkte und unsägliche Melancholie in ihr wach rief. Hivert aber bemerkte, daß sich ein Uebergewicht an seinen Wagen gehängt hatte und versetzte dem armen Blinden gewaltige Peitschenhiebe. Die Spitze der Peitschenschnur pflegte dann oft seine Wunden zu treffen, worauf er heulend vom Wagen sprang und sich wie ein Wurm im Staube oder Kothe krümmte. Nach und nach schliefen die Reisenden ein; einige mit offenem Munde, andere mit herabsinkendem Kinn, auf die Schultern des Nachbarn gestützt oder dem Arm durch den Wagenriemen gesteckt und dabei je nach den Schwankungen des Wagens regelmäßig hin- und herschaukelnd; der Reflex der auswendig schwankenden Laternen fiel auf das Hintertheil der Deichselpferde, drang in das Innere des Wagens durch die chocoladefarbenen Cattunvorhänge und warf blutrothe Streiflichter auf alle die stummen Gesichter und Gestalten. Emma fühlte sich in Trübsinn ganz aufge-

löst; es fror sie unter ihren dünnen Kleidern; es erstarrten ihr nicht nur die Füße, sondern sie meinte auch, daß ihr das Herz erstarren müsse.

Zu Hause wurde sie von Charles erwartet; Donnerstag kam die Diligence immer zu spät an. Wenn Madame dann endlich ankam, so umarmte sie kaum ihr Kind. Wenn das Essen nicht fertig war, so äußerte sie keine Ungeduld und entschuldigte die Köchin, der jetzt Alles erlaubt und gestattet zu seyn schien.

Wenn ihr Mann bemerkte, daß sie ganz bleich war, so fragte er sie, ob sie sich nicht krank fühle.

»Nein,« sagte Emma.

»Aber,« wendete er ein, »Du bist heute Abend so eigen und sonderbar!«

»Du irrst Dich, Du irrst Dich ganz gewiß!«

Es kamen sogar Tage vor, an denen sie gleich nach ihrer Ankunft sich in ihr Zimmer begab; Justin fand sich dann regelmäßig dort ein, schlich stumm und geräuschlos im Zimmer umher und bediente sie besser, als die gewandteste Zofe zu thun im Stande gewesen wäre. Er legte die Zündhölzchen zurecht, stellte den kleinen Leuchter mit der Kerze auf den Nachttisch, wußte ihren Nachtanzug an seinen Platz zu bringen und öffnete das Bett.

»Es ist gut,« sagte sie dann, »Du kannst schon gehen!« Er pflegte nemlich immer kerzengerade mit herabhängenden Händen und weit geöffneten Augen wie im unentwirrbaren Netz einer endlosen Träumerei befangen zu seyn.

Der folgende Tag war entsetzlich und die daraufkommenden waren es in noch höherem Grade; die Ungeduld, ihres heimlichen sündhaften Glückes wieder theilhaft zu werden, verzehrte sie; ihre erhitzte Phantasie ließ ihr Tag und Nacht

keine Ruhe, und erreichte eine unglaubliche Höhe, bis endlich der Moment kam, in dem sie sich wieder an Leons Brust werfen konnte. Seine Glut bekundete sich in Aeußerungen des Anstaunens und der Dankbarkeit; Emma ergötzte sich an dieser bescheidenen, hingebenden Liebe; sie riß ihn mit sich fort auf alle Abwege ihrer Zärtlichkeit und zitterte, wenn sie bedachte ihn einst verlieren zu können.

Bisweilen sagte sie mit sanfter melancholischer Stimme zu ihm:

»Oh, Du wirst mich auch einst verlassen, Du! — Du wirst heirathen! — Du wirst es wie die Andern machen!«

»Wie welche Andern?« fragte er alsdann.

»Nun, wie die Männer,« antwortete sie.

Mit schmachtendem Wesen fügte sie sodann hinzu:

»Ihr seyd alle schändliche Wesen!«

Als sie eines Tages ganz philosophisch von irdischen Enttäuschungen sprachen, sagte sie (um seine Eifersucht auf die Probe zu stellen oder vielleicht, weil sie einen unwiderstehlichen Drang zu Mittheilungen fühlte), sie habe schon vor ihm Jemanden geliebt.

»Nicht so wie Dich,« beeilte sie sich hinzuzusetzen und schwur dabei bei dem Leben ihres Kindes, daß es zu nichts gekommen sey.

Der junge Mensch glaubte ihr, stellte aber doch noch einige Fragen; er wollte wissen, welchem Stande denn jener Glückliche angehört habe.

»Er war Schiffscapitän, mein lieber Junge.«

Hieß dies nicht alle Nachforschungen im Vorhinein unmöglich machen und sich gleichzeitig auf ein hohes Piedestal stellen, indem sie einen Mann bezaubert haben wollte, der

kriegerischer Natur und an Zuvorkommenheiten aller Art gewöhnt seyn mußte.

Der Concipient fühlte in solchen Augenblicken das Obscure seiner Stellung; er sehnte sich nach Epauletten, Ordenskreuzen und Titeln. Alles das würde ihr gefallen; er mußte dies voraussetzen, wenn er ihr vornehmes Wesen und ihren Hang zu großen Ausgaben betrachtete.

Und dabei verschwieg ihm Emma noch den größten Theil ihrer Extravaganzen; sie sprach zum Beispiel nicht von ihrem Wunsche, ein blaues, mit einem englischen Vollblutpferde bespanntes und von einem eleganten Groom geführtes Tilbury zu besitzen, um darin ihre Fahrten nach Rouen machen zu können. Justin hatte diesen Gedanken in ihr rege gemacht und sie dabei gebeten, ihn als Kammerdiener in ihre Dienste zu nehmen; wenn diese Entbehrung bei den Rendezvous auch nicht das Vergnügen bei der Ankunft störte, so steigerte sie doch sicherlich die Bitterkeit der Trennung.

Wenn sich ihr Gespräch den Herrlichkeiten der Pariser Hauptstadt zuwendete, pflegte sie vor sich hin zu flüstern:

»Ach, dort würden wir gar glücklich leben können!«

»Sind wir denn nicht glücklich?« fragte dann der junge Mann in sanftem Tone, ihr Haar liebevoll mit seiner Hand glättend.

»Du hast Recht,« sagte sie, »ich bin eine Thörin, umarme mich!«

Ihrem Mann gegenüber benahm sie sich hübscher und aufmerksamer als je zuvor; sie hatte stets Leckerbißchen für ihn in Bereitschaft und spielte ihm nach dem Essen einen muntern Walzer vor. Er hielt sich für den Glücklichsten aller Sterblichen und Emma lebte ohne Besorgniß in den Tag hinein.

Eines Abends richtete jedoch Charles ohne alle Vorbereitung folgende Fragen an sie:

„Nicht wahr, Du nimmst Lectionen bei Mademoiselle Lempereur?“

„Ja.“

„Das ist doch sonderbar,“ versetzte Charles; „ich habe sie neulich bei Madame Liégrand gesehen und mit ihr von Dir gesprochen; sie kennt Dich aber gar nicht.

Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag. Sie versetzte nichtsdestoweniger mit ganz natürlicher Miene:

„Sie wird wohl meinen Namen vergessen haben.“

„Vielleicht,“ sagte der Arzt, „gibt es in Rouen mehre Demoisellen dieses Namens, die Clavierlectionen geben?“

„Möglich!“

Mit großer Lebhaftigkeit fuhr sie sodann fort:

„Ich habe aber ja ihre Quittungen und werde Dir sie gleich zeigen.“

Sie ging zum Schreibtisch, wühlte in den Schiebfächern, warf alle Papiere unter einander und verlor endlich dermaßen den Kopf, daß Charles selbst sie aufforderte, sich doch wegen der unbedeutenden Quittungen nicht gar so sehr zu quälen.

„Ich werde sie schon finden,“ sagte sie.

Als Charles an einem der nächsten Tage in dem finstern Cabinet, in welchem seine Kleider aufbewahrt wurden, einen Stiefel anzog, spürte er ein Blatt Papier in demselben; er nahm es und las:

„Erhalten für dreimonatlichen Unterricht und für verschiedene Gegenstände fünfundsechzig Francs.“

Unterschrieben waren diese Zeilen:

„Felice Lempereur, Musiklehrerin.

»Wie Teufel mag das in meine Stiefel gekommen seyn?«

»Es wird wohl,« sagte sie, »aus der alten, am Rand des Bretes stehenden Schachtel gefallen seyn, in der wir die Rechnungen aufzubewahren pflegen.«

Von diesem Augenblick an war ihre Existenz nichts mehr als eine Anhäufung von Lügen, die ihrer Liebe als einhüllender Schleier dienen mußten. Lügen wurde ihr zum Bedürfniß, zur Manie, zum Vergnügen; es kam so weit mit ihr, daß man, wenn sie sagte, sie sey gestern auf der rechten Seite einer Gasse gegangen, sicher seyn konnte, daß sie auf der linken Seite gewesen.

Als sie eines Tages ihrer Gewohnheit nach sehr leicht gekleidet nach Rouen gefahren war, trat plötzlich Schneewetter ein; Charles blickte durch das Fenster nach dem Wetter und erblickte einen Bekannten, der im Wägelchen des Herrn Tuvache nach Rouen fuhr. Er eilte hinab, um dem Freunde einen warmen Shawl einzuhändigen, den er seiner Frau bei der Ankunft im Gasthaus »zum rothen Kreuz« in Rouen übergeben sollte.

Der Freund war gewissenhaft und erkundigte sich, als er kaum den Gasthof betreten hatte, nach der Frau des Arztes von Yonville. Die Gastwirthin antwortete, daß die Dame ihr Gasthaus nur selten besuche; als er dann am Abend mit Emma in der Diligence zusammentraf, erzählte er ihr, daß er sie aufgesucht und nicht gefunden habe, legte aber übrigens kein Gewicht auf die Sache, setzte sie auf Rechnung des Zufalles und erzählte ihr eine Unzahl von Stadtneuigkeiten.

Die Sache war aber doch nicht so gleichgiltig; hatte auch dieser keine Erklärungen verlangt, so konnte dies später und ein andermal doch ein Anderer thun. Demgemäß erach-

tete sie es für nothwendig jedesmal im Gasthofe „zum rothen Kreuze“ abzusteigen; die guten Leute aus ihrem Dorfe begegneten ihr dort auf der Treppe und ahnten daher kein Arges.

Eines Tages begegnete ihr jedoch Herr l'Heureux, als sie eben am Arme Leons dessen Gasthof verließ; sie fürchtete sich und meinte, er werde nicht reinen Mund halten; dazu war aber l'Heureux viel zu klug.

Drei Tage später trat er jedoch in ihr Zimmer, schloß die Thür hinter sich und sagte:

„Ich werde Geld brauchen.“

Sie erklärte, ihm keines geben zu können. Er seufzte, ächzte und fand kein Ende, ihr alle die Gefälligkeiten zu erzählen, die er ihr erwiesen hatte.

In der That hatte Emma von den beiden Wechseln, die von Charles ausgestellt worden waren, erst einen gezahlt. Der Zweite war auf ihr Bitten durch zwei andere, auf einen langen Termin ausgestellte Wechsel ersetzt worden.

Außerdem legte l'Heureux noch eine lange Liste von gelieferten und noch nicht bezahlten Gegenständen vor; dazu gehörten die Teppiche, der Möbelstoff für die Fauteuils, mehre Kleider und Toilette-Artikel; der Gesammtwerth belief sich auf zweitausend Francs.

Sie ließ den Kopf hängen; er fuhr fort:

„Wenn Sie kein Baargeld haben, so haben Sie doch Geldeswerth.“

Damit meinte er ein schlechtes Häuschen in Berneville bei Aumale, das eben nicht viel einbrachte. Ehemals hatte es zu einer kleinen Meierei gehört, die noch von Charles' Vater verkauft worden war; l'Heureux wußte um alle diese Einzelnheiten; es war ihm genau bekannt, wie viel Morgen Landes

zu dem Meierhofe gehört hatten; er kannte den Namen jedes Nachbarn.

»An Ihrer Stelle,« sagte er, »würde ich mich dieses Häuschens entäußern; Sie könnten dabei noch Geld herausbekommen.«

Sie meinte, es werde sich schwerlich ein Käufer finden; er versprach diese Sorge auf sich zu nehmen; sie fragte aber, wie sie angehen solle, um verkaufen zu können.

»Haben Sie denn die Vollmacht nicht?« fragte er.

Das Wort erquickte sie.

»Lassen Sie mir Ihre Rechnung hier,« sagte sie.

»O das eilt ja nicht,« lautete seine Antwort.

In der nächsten Woche kam er wieder und rühmte sich nach vielem Mühen und Suchen einen gewissen Langlois gefunden zu haben, der seit einer langen Zeit ein Auge auf das Grundstück hatte, ohne dessen Kaufpreis zu kennen.

»Wir werden ihm keine allzuschweren Bedingungen stellen!« rief sie erleichterten Herzens aus.

Es war jedoch nöthig noch eine Weile zu warten, um den Kauflustigen mit Sicherheit ins Netz zu locken; die Sache war bedeutend genug, um sich ihretwegen der Mühewaltung einer Reise zu unterziehen; da sie diese nicht machen konnte, so erbot er sich, es an ihrer Stelle zu thun, um mit Langlois eine ausführliche Besprechung zu veranstalten.

Bei seiner Rückkehr meldete er, der Käufer wolle sich zu einem Preise von viertausend Francs verstehen.

Emma war ganz glücklich bei dieser Nachricht.

»Offenherzig gesprochen,« meinte er, »ist das Angebot ein sehr annehmbares.«

Sie bekam die Hälfte sogleich baar ausgezahlt; als sie

nun ihre Rechnung berichtigen wollte, sagte der Kaufmann zu ihr:

»Auf Ehre, es thut mir völlig weh, daß Sie ein so rundes Sümmchen sogleich wieder aus der Hand geben sollen.«

Sie betrachtete die Banknoten und dachte dabei an die Unzahl von Rendezvous, die durch zweitausend Francs gewissermaßen repräsentirt wurden.

»Wie so? Was meinen Sie denn?« stammelte sie.

»O!« versetzte er mit gutmüthigem Lachen, »man kann ja auf Hausrechnungen alles nur Erdenkliche schreiben. Weiß ich denn etwa nicht, wie es in Haushaltungen zugeht?«

Er fixirte sie und hielt dabei zwei lange Streifen in der Hand, die er beständig hin- und herschob. Er öffnete endlich sein Portefeuille, legte vier Wechsel, jeden auf tausend Francs lautend, auf den Tisch nieder und sagte:

»Unterzeichnen Sie das und behalten Sie das ganze Geld!«

Sie protestirte in den heftigsten Ausdrücken.

»Aber ich werde Ihnen ja den Ueberschuß herauszahlen,« entgegnete l'Heureux mit großer Frechheit, »da leiste ich Ihnen ja einen großen Dienst damit.«

Er nahm eine Feder und schrieb auf seine Rechnung:

»Empfangen von Madame Bovary viertausend Francs.«

»Was beunruhigt Sie denn noch?« fuhr er fort; »Sie werden ja binnen sechs Monaten den für die Barake noch kommenden Geldrest erhalten und meinen letzten Wechsel werden Sie erst nachher zu bezahlen haben.«

Emma sah nicht klar in den ihr vorgelegten Berechnungen; die Ohren sausten ihr; sie glaubte Goldstücke klingen zu hören und zu sehen, als wenn man ganze Säcke voll auf den Estrich ausgeschüttet hätte.

L'Heureux setzte ihr nun auseinander, daß er in Rouen einen Freund Namens Vinçart habe, der Banquiergeschäfte mache; dieser werde die Wechsel escomptiren, worauf er, l'Heureux, Madame den Ueberschuß herauszahlen wolle.

Anstatt zweitausend Francs brachte er nur achtzehnhundert; Freund Vinçart hatte nemlich gebührlicherweise zweihundert Francs Gebühren für Provision und Escompte abgezogen.

In nachlässig hingeworfenen Worten verlangte er sodann eine Quittung.

»Sie begreifen,« sagte er, »daß es im Geschäfte bisweilen nöthig ist — bitte auch das Datum zu setzen, wenn's gefällig ist.

Nun erschloß sich vor Emma ein wahrer Schatz von Genüssen, deren Herbeischaffung ihr möglich geworden. Sie war jedoch besonnen genug, dreitausend Francs bei Seite zu legen, mit denen die ersten drei fällig gewordenen Wechsel bezahlt wurden; der vierte war zufällig an einem Donnerstage fällig; ganz bestürzt und verwirrt erwartete Charles die Heimkehr seiner Frau von Rouen, um sich mit ihr über den Ursprung und die Erledigung der drückenden Schuld zu besprechen.

Sie sagte, sie hätte ihm von dem Wechsel nichts gesagt, weil sie ihn vor jeder häuslichen Verdrießlichkeit, so weit es ihr möglich, bewahren wollte; sie setzte sich auf seine Knie, schmeichelte ihm, girrte wie ein Täubchen und entwarf dann eine lange Liste unumgänglich nothwendiger Dinge, die sie auf Credit genommen hätte; sie schloß damit, daß sie sagte:

»Du wirst zugeben, daß ich Angesichts der Menge dieser Dinge nicht allzutheuer gekauft habe.«

Charles, der sich aber trotz all' dieses Redens nicht zu helfen wußte, nahm wieder Zuflucht zu dem unvermeidlichen

l'Heureux, der ihm Nachsicht zusagte, wenn ihm der Herr Doctor zwei Wechsel zu je siebenhundert Francs, zahlbar binnen drei Monaten, ausstellen wollte. Um sich in den Stand zu setzen, diesen Anforderungen gerecht zu werden, schrieb er seiner Mutter einen pathetischen Brief. Sie schickte keine Antwort, sondern kam selbst; als Emma wissen wollte ob er etwas von ihr erlangt hätte, antwortete er:

»Ja. Sie will aber die Rechnung nachsehen.«

Am folgenden Tage eilte Emma in aller Früh zu Herrn l'Heureux und bat ihn, ihr eine andere Note zu schreiben, die tausend Francs nicht überschreiten sollte; sie konnte nemlich die Note für viertausend nicht vorzeigen; sie hätte sonst sagen müssen, daß zwei Drittel bereits bezahlt seyen; diese Mittheilung hätte aber nothwendig das Eingeständniß nach sich ziehen müssen, daß sie das Haus verkauft hatte, eine Verhandlung, die l'Heureux recht glücklich geleitet und die erst viel später bekannt wurde.

Trotz der niedrig angesetzten Preise jedes einzelnen Artikels fand Madame Bovary doch, daß die Ausgaben übermäßig seyen.

»War denn,« rief sie aus, »die Anschaffung eines Teppichs gar so nöthig? Mußte denn der Ueberzug der Lehnstühle erneuert werden? Zu meiner Zeit hatte man einen einzigen Lehnstuhl für ältere Leute im Hause; so wurde es wenigstens bei meiner Mutter gehalten, die eine ganz anständige Frau war. Es kann nun einmal nicht alle Welt wie die reichen Leute leben und kein Vermögen kann bei überflüssigen Ausgaben bestehen. Ich möchte mich schämen, wenn ich mich so verzärtelte, wie Ihr es thut und doch bin ich alt und bedarf der Pflege — da sehe nur einmal Einer die Note an! Was da für Dinge darauf verzeichnet sind! Adjustirungen! Quasten!

Fransen! Seide zu Kleiderfutter, die Elle zu zwei Francs, während man Halbseidenstoffe um das Viertel des Preises und vielleicht noch billiger bekömmt.«

Emma hatte sich während dieser ganzen Predigt nachlässig und bequem auf dem Sopha ausgestreckt und dann ruhigen Tones gesagt:

»Madame, jetzt dürfte es genug seyn!«

Die Andere ließ es aber nicht genug seyn, und meinte, daß sie bei solcher Wirthschaft noch in's Armenhaus kommen würden.

»Uebrigens,« fuhr sie fort, »trägt mein Sohn vorzugsweise die Schuld an Allem. Glücklicherweise hat er mir versprochen, jene Vollmacht zurückzunehmen.«

»Wie!«

»O, er hat es mir geschworen!« versetzte die wackere Frau.

Emma öffnete das Fenster, rief Charles herbei und der arme Mensch war gezwungen zuzugestehen, daß er seiner Mutter das erwähnte Versprechen gegeben hatte.

Emma entfernte sich, kam aber sogleich wieder und reichte ihrer Schwiegermutter majestätisch ein großes Blatt Papier.

»Ich danke Ihnen,« sagte die alte Frau.

Sie warf das Document in das Caminfeuer.

Emma schlug eine helle, kreischende, durchdringende Lache auf; das Lachen wurde dann krampfhaft; sie bekam hysterische Zuckungen.

»Großer Gott!« rief Charles. »Ach, Mutter, Du hast auch Unrecht, Du machst ihr solche Scenen —«

Seine Mutter zuckte die Achseln und meinte, daß das Alles nur Komödie sey.

Das Wort verdroß Charles so sehr, daß er sich zum ersten Male in seinem Leben gegen seine Mutter auflehnte; er vertheidigte seine Frau so energisch, daß die Mutter erklärte, sie werde das Haus verlassen.

Sie hielt Wort und brach am nächsten Tage auf; als Charles sie noch unter dem Hausthore zurückhalten wollte sagte sie:

»Nein, nein, Du hast sie lieber als mich; Du hast auch Recht; es soll so seyn; im Uebrigen aber bin ich höchst unzufrieden und Du wirst zu spät zur Einsicht kommen! Wenigstens werde ich nicht mehr da seyn, um ihr, wie Du sagtest, Scenen zu machen.«

Charles spielte nichtsdestoweniger seiner Frau gegenüber eine sehr demüthige Rolle, da sie ihm den Groll fühlen ließ, den sein Mangel an Vertrauen in ihr wachgerufen hatte. Er mußte sich auf's Bitten legen, ehe sie sich herbeiließ, eine neuerdings ausgestellte Vollmacht von ihm anzunehmen; er ging sogar mit ihr zu Herrn Guillaumin, dem Notar, damit er ein Duplicat der ersten ausfertige.

»Ich finde das ganz natürlich,« meinte der Notar; »ein Mann der Wissenschaft kann sich unmöglich mit den praktischen Details des Lebens befassen.

Diese Bemerkung that Charles ungemein wohl; sie beschwichtigte die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machte, und gab seiner Schwäche den schmeichelhaften Deckmantel ernster Geistesrichtung.

Welcher Gegensatz zu diesen unangenehmen häuslichen Scenen ergab sich am nächsten Donnerstage, als Emma wieder in Rouen im Gasthause mit Leon allein war. Sie lachte, weinte, sang, tanzte, ließ Näschereien und süßes Eis brin-

gen, wollte Cigarretten rauchen, trieb tolle Streiche im Uebermaß, war aber dabei unwiderstehlich reizend.

Er wußte nicht, welche Reaction in ihrem ganzen Wesen stattgefunden hatte und sie unwiderstehlich drängte, nach des Lebens Genüssen zu jagen. Sie wurde reizbar, genäschig und wollüstig; sie ging hochgehaltenen Hauptes Arm in Arm mit ihm in den Gassen und sagte sie fürchte sich nicht, sich zu compromittiren. Bisweilen zuckte sie jedoch bei dem Gedanken zusammen, sie könne irgendwo mit Rudolph zusammentreffen; es wollte sie immer bedünken, als wenn trotz der Trennung sie doch noch immer von ihm abhängig sey.

Eines Abends kehrte sie nicht nach Yonville zurück. Charles war im höchsten Grade besorgt; die kleine Bertha, die nicht ohne ihre Mama zu Bette gehen wollte, schluchzte, daß es ihr beinahe die Brust zersprengte. Justin war auf die Landstraße hinausgeeilt, hoffend, der Zufall werde ihn mit ihr zusammenführen. Der Apotheker hatte ihm den nächtlichen Ausflug erlaubt.

Um eilf Uhr hielt es Charles nicht mehr aus; er spannte das Pferd vor sein Wägelchen, warf sich in dasselbe, ließ das Thier laufen, was es nur immer vermochte, und kam gegen zwei Uhr Morgens in Rouen vor dem Gasthofe »zum rothen Kreuz« an. Dort wußte man nichts von Emma. Nun dachte er, der Concipient werde sie vielleicht gesehen haben; wo sollte er diesen aber finden? Glücklicherweise erinnerte er sich der Adresse des Notars, bei dem er arbeitete. Er eilte dorthin.

Der Tag begann zu grauen. Er konnte die Inschriften auf den Aushängschildern und über den Hausthoren erkennen; er pochte an das Thor des Hauses, in welchem der Notar wohnte. Man öffnete ihm nicht, rief ihm aber durch das Schlüsselloch die verlangte Weisung und gleichzeitig eine Un-

zahl von Schimpfworten gegen die Ueberlästigen zu, die dergestalt die Leute noch in finsterer Nacht aus ihren Betten aufjagten.

An dem Hause, in welchem der Concipient wohnte, war weder eine Klingelschnur, noch ein Thürhammer, noch ein Hausmeister. Charles schlug mit der Faust gegen die Fensterladen. Ein Polizeiagent kam des Weges; Charles fürchtete sich und ging fort.

»Ich bin doch recht thöricht,« sagte er zu sich selbst; »ohne Zweifel wird man sie bei Herrn Lormeaux zum Essen behalten haben.«

Die Familie Lormeaux wohnte gar nicht mehr in Rouen.

»Sie wird vielleicht bei der kranken Madame Dubreuil geblieben seyn.«

Madame Dubreuil war schon seit sechs Monaten todt.

»Wo konnte sie aber denn seyn?«

Ein Gedanke fiel ihm bei. Er ging in ein Kaffehhaus, ließ sich ein Adressenbuch geben und suchte nach dem Namen der Claviermeisterin, des Fräuleins Lempereur; er fand die gesuchte Adresse.

Als er in die bezeichnete Gasse trat, wurde Emma an der andern Ecke derselben sichtbar. Er umarmte sie, erdrückte sie schier und rief:

»Was hat Dich denn hier zurückgehalten?«

»Ich bin unwohl gewesen.«

»Was hat Dir denn gefehlt? — Wo warst Du denn? — Wie so bist Du denn unwohl geworden?«

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn und antwortete:

»Ich bin bei Fräulein Lempereur geblieben.«

»Das habe ich mir gleich gedacht. Ich wollte eben hingehen.«

»Das wäre ganz unnöthig gewesen; auch hättest Du sie nicht zu Hause getroffen, sie ist ausgegangen; in Zukunft darfst Du jedoch nicht mehr so besorgt seyn. Wenn ich weiß, daß die mindeste Zögerung Dich so außer Fassung bringt, so kann ich ebenfalls nie Ruhe haben.«

Es war dies eine Art von Erlaubniß, die sie sich selbst gab, um künftighin bei ihren Ausflügen in keiner Weise mehr genirt zu seyn. Als sie seine Zustimmung erhalten hatte, wußte sie den reichlichsten Gebrauch davon zu machen. So oft die Lust sie anwandelte, Leon zu sehen, ging sie unter dem nichtigsten Vorwand nach Rouen; an solchen Tagen, wo er sie nicht erwartete, suchte sie ihn sogar in der Kanzlei seines Notars auf.

Die ersten Male beglückten ihn diese Ueberraschungen im höchsten Grade; bald konnte er ihr jedoch nicht verhehlen, daß sein Principal ihm die häufigen Entfernungen übel nahm.

»Mach' Dir nichts daraus,« entgegnete sie, »und komm mit mir.«

Das war eine Aufforderung, der er nicht widerstehen konnte.

Sie wollte, daß er immer schwarz gekleidet gehen und sich einen Bart à la Louis XIII. wachsen lassen sollte. Sie besuchte ihn in seiner Wohnung und fand sie sehr ärmlich; er erröthete über ihre Bemerkung, was sie aber nicht weiter beachtete; sie rieth ihm, sich Vorhänge gleich denen anzuschaffen, die sie vor ihren Fenstern hatte; als er von den allzugroßen Ausgaben sprach, die diese Anschaffung nach sich ziehen müssen würde, versetzte sie laut lachend:

»Da sehe Einer einmal! Ich hatte gar nicht geglaubt, daß Du so am Gelde hängst!«

Leon mußte ihr jedesmal ausführlich erzählen, was er

seit ihrem jüngsten Rendezvous gemacht und wie er seitdem gelebt habe. Sie verlangte, er solle Verse für sie machen, ein Liebesgedicht ihr zu Ehren; er war nicht im Stande, die Reime zusammenzustellen und copirte endlich ein Sonett aus einem Taschenbuche.

Er that dies weniger aus Eitelkeit, als einzig und allein in der Absicht ihr einen Gefallen zu thun. Er discutirte nie über ihre Einfälle, sondern nahm sie als Gesetz hin, gegen das keine Einwendung gemacht werden durfte; er richtete sich in Allem und Jedem nach ihrem Geschmacke; sie und nicht er führte das große Wort in ihrem Liebesverhältnisse. Ihren zärtlichen Worten, ihren Küssen gegenüber gab es keinerlei Widerstand. Durch fortgesetzte Schlauheit, Verstellung, Hinterlist und wollüstiges Treiben war sie dahin gekommen, völlig unwiderstehlich zu werden.

V.

Leon kam bisweilen auch nach Yonville, um sie zu sehen; bei Gelegenheit dieser Besuche hatte er immer bei dem Apotheker gespeist und sich daher aus Höflichkeit genöthigt gesehen, ihn ebenfalls einmal einzuladen.

»Ich nehme die Einladung recht gern an,« hatte Herr Homais gesagt; »es wird mir auch außerdem recht wohl thun, einmal wieder ein wenig Stadtluft zu athmen; hier versaure ich ohnedies ganz. Wir werden zum Restaurant und ins Theater gehen; wir werden uns mit einem Worte nach Herzenslust amusiren.«

»Ach, lieber Freund,« murmelte Madame Homais in

zärtlichem Tone; sie sah im Geiste eine Unzahl von Gefahren, denen ihr Mann sich preisgeben wollte.

»Findest Du etwa, daß ich meine Gesundheit nicht genug durch die Einwirkung der arzneilichen Ausdünstungen ruinire, die hier in der Apotheke beständig vorwalten? So sind aber die Weiber von jeher gewesen und so werden sie immer seyn; auf die Wissenschaft sind sie eifersüchtig und unschuldige Zerstreuungen wollen sie dem Manne ebenfalls nicht erlauben. Ich werde mich aber daran weiter nicht kehren und Herr Leon mag nur immer mit Bestimmtheit auf mich rechnen; in den nächsten Tagen komme ich nach Rouen und da wollen wir unsere Silberstücke einmal recht tanzen lassen.«

In früherer Zeit hätte der Apotheker solche Redeweisen um keinen Preis über die Lippen gebracht; jetzt aber fand er Behagen an gewissen leichtfertigen Pariser Manieren und gefiel sich darin; er machte es in dieser Hinsicht ganz so wie seine Nachbarin, Madame Bovary, und forschte den Concipienten sorgfältig über die Sitten und Gewohnheiten der großen Weltstadt aus, und that sich viel zu gut darauf, den Yonviller Spießbürgern gegenüber im Pariser Jargon sprechen zu können.

An einem Donnerstage war Emma nicht wenig erstaunt in der Küche des Gasthofes »zum goldenen Löwen« Herrn Homais im Reiseanzuge zu begegnen; er war nemlich in einen alten Mantel gehüllt, den sie früher nie an ihm bemerkt hatte; in einer Hand hatte er ein Felleisen, in der andern einen Pelzsack, um sich die Füße warm zu halten. Er hatte mit Niemanden von seinem Vorhaben gesprochen, um das Publicum nicht durch seine Abwesenheit zu beunruhigen.

Der Gedanke, die Orte wieder zu sehen, an denen er seine Jugend verlebt hatte, mochte ihn ohne Zweifel aufregen;

den ganzen Weg über fand er in seiner Redseligkeit des Plauderns kein Ende; als er endlich angelangt war, sah er es als sein erstes Geschäft an, Leon aufzusuchen; das ernstliche Sträuben nützte dem Concipienten nichts; er mußte mit Homais in eines der ersten Kaffehhäuser gehen; der Apotheker betrat es voll Gravität und nahm den Hut nicht ab, weil nach seiner Meinung nur Leute aus der Provinz ihr Haupt an einem öffentlichen Ort entblößen.

Emma hatte Leon drei Viertelunden lang erwartet. Sie ging endlich in seine Kanzlei und gab sich unterwegs allen nur erdenklichen Voraussetzungen hin; sie beschuldigte ihn der Gleichgiltigkeit, klagte sich selbst ihrer Schwäche halber an, und ging endlich im Laufe des Nachmittags bei dem Restaurant vorüber, wo Leon und Homais speisten.

Sie blickte durch die Fensterscheiben und sah sie einander gegenüber bei Tische sitzen. Der große Saal war bereits von den meisten Besuchern verlassen; sie saßen in der Nähe des Ofens, dessen Röhre die Form einer Palme hatte und schlank gegen den Plafond emporstrebte; in ihrer Nähe, hinter einer Glaswand, von der Sonne hell beschienen, murmelte ein Springbrunnen in einem Marmorbecken, in welchem zwischen Kresse und Spargel drei schläfrige Hummern lagen; am Rande des Beckens waren Wachteln pyramidenförmig aufgehäuft.

Homais that sich gütlich. Obwohl er sich mehr aus Luxus als aus eigentlichem Behagen daran benebelte, regte ihn doch der Wein, dem er tüchtig zusprach, bedeutend auf; als die mit Rhum zubereitete Omelette auf den Tisch gesetzt wurde, erging er sich in unmoralischen Theorien über Frauen und Mädchen. Was ihm am meisten an ihnen gefiel, war die Manier. Es ging ihm nichts über eine elegante Toilette in einem

schön möblirten Zimmer; bezüglich der körperlichen Eigenschaften war es ihm vorzüglich um Ueppigkeit zu thun.

Leon sah voll Verzweiflung nach der Uhr. Der Apotheker ließ sich jedoch im Sprechen. Essen und Trinken nicht stören.

»In Rouen,« sagte er plötzlich, »müssen Sie in dieser Hinsicht auf Entbehrungen angewiesen seyn. Uebrigens ist der Gegenstand Ihrer Liebe nicht fern von Ihnen.«

Leon wurde purpurroth.

»Seyen Sie aufrichtig! Können Sie läugnen, daß in Yonville —«

Der junge Mensch stammelte eine unverständliche Erwiederung.

»Haben Sie nicht — im Hause der Madame Bovary — sich des Hofmachens beflissen?«

»Wem sollte ich denn den Hof gemacht haben?«

»Wem denn sonst als der Bonne?«

Der Apotheker hatte nicht gescherzt; Leon ließ sich aber von der Eitelkeit hinreißen, vergaß jede nöthige Besonnenheit und meinte, er werfe sich nicht so weg. Außerdem interessire er sich auch nur für brunette Frauenzimmer.

»Da stimme ich Ihnen bei,« sagte der Apotheker; »sie haben mehr Temperament.«

Er neigte sich näher zu dem Freunde und flüsterte ihm die Kennzeichen ins Ohr, aus denen sich entnehmen lasse, ob eine Frau Temperament habe. Er erging sich sogar in ethnographischen Discussionen; die deutschen Frauenzimmer wären nebelhaft und romantisch, die Französinnen schlüpfrig, die Italienerinnen leidenschaftlich.

»Und die Negerinnen?« fragte der Concipient.

»Das kommt auf künstlerischen Geschmack an,« sagte Homais. »Kellner, schwarzen Kaffee!«

»Gehen wir jetzt?« rief der nun ganz ungeduldig gewordene Leon.

»Yes.«

Er wollte jedoch vor dem Fortgehen den Wirth sprechen, um ihm ein Compliment über die Trefflichkeit seiner Küche zu machen.

Der junge Mensch, den es zur Entfernung drängte, schützte Geschäfte vor.

»Ich begleite Sie!« rief Homais.

Er ging mit ihm durch die Gassen, sprach von seiner Frau, seinen Kindern, ihrer Zukunft und seiner Apotheke; er erzählte, wie verfallen sie ehemals gewesen und wie sehr er sie jetzt vervollkommnet habe.

Als sie vor dem Hotel de Boulogne ankamen, verließ ihn Leon plötzlich, eilte die Treppe hinauf und fand die Dame seines Herzens in höchster Aufregung.

Als Leon sich mit dem Apotheker entschuldigte, wurde sie noch zorniger als zuvor. Er gab ihr jedoch eine Unzahl guter Gründe; er bewies ihr, daß es nicht seine Schuld gewesen. — Kannte sie denn Homais und sein ganzes Wesen nicht? Konnte sie glauben, daß er seine Gesellschaft der ihrigen vorziehen werde? Als sie sich von ihm abwendete, hielt er sie zurück, sank in die Knie, umschlang ihre Taille mit beiden Armen, nahm eine schmachtende Stellung voll Begehrlichkeit und Sinnlichkeit an.

Sie blieb aufrecht stehen; Blitze schossen aus ihren großen Augen, mit denen sie ihn ernsthaft, beinahe drohend betrachtete. Dann aber füllten sich diese Augen mit Thränen, ihre feinen, rosigen, durchsichtigen Augendeckel sanken herab,

sie ließ auch die Hände sinken und Leon wollte sie eben an seine Lippen führen, als ein Aufwärter mit der Meldung eintrat, es habe Jemand nach Herrn Leon gefragt.

»Du kömmst doch gleich wieder?« sagte sie.

»Ja.«

»Wann denn?«

»Sogleich.«

»Das war ein Pfiff,« sagte der Apotheker, als er Leons ansichtig wurde. »Ich habe gleich gemerkt, daß Sie den Besuch nur mit Widerwillen machen und habe Sie daher davon befreien wollen. Kommen Sie jetzt zu Bridoux ein Glas Liqueur nehmen.

Leon schwur hoch und theuer, daß er jetzt in seine Kanzlei gehen müsse. Der Apotheker witzelte über Actenstöße und Prozeßkosten.

»Lassen Sie doch,« rief er aus, »den Codex heute einmal außer Acht! Es wird Ihnen deswegen kein Haar gekrümmt werden! Seyen Sie kein Hasenherz und zeigen Sie sich als Mann! Kommen Sie mit zu Bridoux. Sie werden guten Liqueur trinken und seinen schönen Hund sehen, der auch der Mühe eines Besuches werth ist.«

Der Concipient beharrte auf der Nothwendigkeit in eine Klanzei gehen zu müssen.

Der Apotheker gab nach und sagte:

»Wissen Sie was? Ich werde mit Ihnen hingehen; während Sie Ihre Geschäfte abmachen, werde ich ein Journal lesen oder im Codex blättern.

Ganz betäubt durch Emma's Zorn, durch des Apothekers Geschwätz und vielleicht auch durch die Dünste des schweren Weines, den er zum Frühstück genossen, war Leon ganz

unentschlossen; der Apotheker imponirte ihm, als er ohne Unterlaß wiederholte:

»Kommen Sie, kommen Sie zu Bridoux, es ist ja gar nicht weit hin, wir haben nur mehr eine Gasse.«

Aus Muthlosigkeit, aus Albernheit, in Folge jenes unerklärlichen Gefühls, das uns oft zu Handlungen hinreißt, die uns völlig antipathisch sind, ließ er sich zu Bridoux führen; sie fanden ihn in seinem kleinen Hofe, drei Burschen überwachend, die keuchend und schwitzend an dem großen Rade einer Maschine drehten, die zur Fabrication künstlichen Selterser Wassers benützt wurde. Homais gab ihnen Rathschläge, umarmte Bridoux und ließ den Liqueur herbeibringen. Wohl zwanzigmal wollte Leon fortgehen; der Apotheker hielt ihn aber immer am Arm zurück und sagte:

»Gleich! Gleich! Ich gehe schon. Wir werden in die Redaction des »Fanal de Rouen« gehen, um die Redactionsmitglieder zu sehen. Ich werde Sie Herrn Thomassin vorstellen.«

Endlich gelang es ihm sich seiner zu entledigen, er rannte spornstreichs nach dem Gasthofe. Emma war nicht mehr da.

Sie war ganz zornig fortgegangen. Sie verabscheute ihn jetzt. Sein Wortbruch und die Folge desselben, sein Ausbleiben vom Rendezvous, kam ihr wie eine Beleidigung vor; sie suchte auch nach andern Gründen, um sich von ihm los zu sagen; sie fand, daß er jedes Heroismus unfähig, daß er schwach, alltäglich, schlaffer als ein Weib, außerdem noch geizig und kleinlich sey.

Nach und nach beruhigte sie sich jedoch und entdeckte, daß sie ihm ohne Zweifel Unrecht thäte. Es ist und bleibt jedoch eine alte Wahrheit, daß die, wenn auch nur momentane Herabsetzung derjenigen, die wir lieben, uns immer von ihnen

ein wenig abtrennt. Man darf an seinen Idealen nicht viel herumtasten; die Vergoldung bleibt sonst an den Händen kleben.

Als sie wieder zusammenkamen, sprachen sie öfter von gleichgiltigen Dingen, die ihrer Liebe fernlagen; in den Briefen, die Emma ihm schrieb, war die Rede von Blumen, von Versen, vom Mond und den Sternen, durchwegs naiven Ressourcen einer abgeschwächten Leidenschaft, die nach äußern Hilfsquellen sucht, um sich wieder neu zu beleben. Sie verhieß sich für die nächste Zusammenkunft innige Wonne und bezauberndes Glück, konnte aber, nachdem die Zusammenkunft stattgefunden hatte, nicht umhin, sich einzugestehen, daß sie gar nichts Außerordentliches empfunden hätte. Die Enttäuschung wich jedoch vor ihr unter dem Aufblühen neuer Hoffnungen; Emma war jedesmal glühender, brünstiger, wenn sie zu ihm zurückkehrte, und doch glaubte er auf ihrer Stirn, auf der kalte Schweißtropfen perlten, auf ihren stammelnden Lippen, in ihren stieren Blicken, in der Umschlingung ihrer Arme etwas Eigenthümliches, Vages, Unheimliches zu bemerken, das mit der Kälte und Glätte einer Schlange zwischen sie schlüpfte, um sie zu trennen und auseinander zu drängen.

Er wagte es nicht, eine Frage an sie zu richten, sagte aber zu sich selbst, sie müßte, da sie so erfahren in allen Liebesangelegenheiten sey, wohl bereits alle Prüfungen von Liebesleiden und Liebesfreuden durchgemacht haben. Was ihn ehemals an ihr entzückt hatte, flößte ihm jetzt einige Angst und einigen Schrecken ein, außerdem konnte und wollte er sich nicht mehr in das Aufgeben seiner Persönlichkeit fügen, das sie immer dringlicher forderte. Er zürnte Emma wegen ihrer permanenten Sieghaftigkeit über ihn und gab sich Mühe sie nicht mehr zu lieben; hörte er aber das Rauschen ihres

Kleides oder das Krachen der Sohlen ihrer Stiefelchen, so wurde er schwach, gleich dem Trunkenbold Angesichts der Branntweinflasche.

Freilich unterließ sie nicht, ihn mit allen nur erdenklichen Aufmerksamkeiten zu überhäufen; sie sorgte für Leckereien und für zierliche, cokette Einzelnheiten an seinem Anzuge; dabei waren ihre Blicke immer hinreißend und schmachtend. Von Yonville brachte sie ihm Rosen mit, die sie an ihren Busen gesteckt hat und ihm dann kosend vor's Gesicht hielt; sie bezeigte sich für sein Befinden besorgt, gab ihm Rathschläge, wie er seine Lebensweise einrichten sollte und betheuerte in glühenden Worten, sie wüßte nicht, wie sie das Leben länger ertragen sollte, falls er ihr geraubt würde. Oft fragte sie ihn mit fast mütterlichem Wohlwollen über seinen Umgang und seine Cameraden. Sie pflegte dann zu sagen:

»Gehe nicht mit ihnen um, gehe nicht aus, denke nur an uns Beide, liebe nur mich!«

Sie hätte sein ganzes Leben überwachen mögen und dachte bisweilen sogar daran, ihm in den Gassen beobachten zu lassen. In der Nähe des Hotels trieb sich wohl immer eine Art von Vagabund herum, der die Reisenden ansprach und sich zu einem solchen Geschäfte gern herbeigelassen haben würde — ihr Stolz empörte sich jedoch gegen diese Zumuthung.

»Möge er mich betriegen, wenn sein Herz es ihm gestattet! Mir braucht in solchem Falle auch nichts mehr an ihm zu liegen!«

Als sie sich eines Tages frühzeitig verlassen hatten und sie allein über den Boulevard zurückging, kam sie an der äußern Mauer des Klosters vorüber, in dem sie erzogen worden war; dort setzte sie sich auf eine Bank im Schatten einer Ulme nieder. Wie ruhig war es ehemals in ihrem Gemüthe gewesen! Wie sehnte sie sich nach jenen unaussprechlichen Liebesempfin-

dungen, die sich ihre Phantasie nach Büchern in jener Zeit vorgegaukelt hatte.

Die ersten Monate ihrer Ehe, ihre Spazirritte im Walde der Vicomte, der mit ihr gewalzt, Lagardy, der vor ihr gesungen hatte, alles das tauchte vor ihren Augen auf. Leon erschien ihr ebenfalls, aber nicht minder entfernt, als die Andern.

»Und doch liebe ich ihn,« hatte sie zu sich selbst gesagt.

Gleichviel! Sie fühlte, daß sie weder jetzt glücklich sey, noch es überhaupt jemals gewesen wäre. Woher kam es denn, daß das Leben mit seinen Gaben für sie unzulänglich war, daß alle Dinge, auf die sie sich stützte, wie von Brand und Fäulniß ergriffen wurden? Wenn es aber doch irgendwo ein starkes und schönes Wesen geben sollte, eine kräftige, gleichzeitig raffinirte und doch auch exaltirte Natur, das Gemüth eines Dichters begabt mit einer engelgleichen Außenseite, eine Leier mit ehernen Saiten, deren elegische Klänge bis zum Himmel empordröhnten, wenn all' das wirklich existirte, warum sollte sie es nicht aufzufinden im Stande seyn? Unmöglich. Es gab keine Gelegenheit hierzu und zuletzt sey auch Alles Lüge und nicht der Mühe des Aufsuchens werth. Hinter jedem Lächeln berge sich das Gähnen des Ueberdrusses, hinter jeder Freude ein Fluch, hinter jedem Vergnügen Ekel und Widerwillen; die glühendsten Küsse ließen auf der Lippe ja nur die unstillbare Sehnsucht nach noch höherer Wollust zurück.

Metallisches Dröhnen vibrirte durch die Luft; auf der Uhr des Klosterthurmes schlug die vierte Nachmittagsstunde. Vier Uhr! Und sie hatte gemeint auf dieser Bank seit einer Ewigkeit zu sitzen! Die Unendlichkeit der Leidenschaft war binnen wenigen Minuten an ihr vorübergerauscht; Zeit und Raum verschwunden vor ihren Anforderungen.

Emma war in ihre Leidenschaften so versunken und lebte

ihnen so ganz wenig ausschließlich, daß sie an Geldverhältnisse so wenig dachte, als wenn sie eine Herzogin gewesen wäre.

Eines Tages erschien jedoch ein Mann von ziemlich schäbigem Aussehen, glutroth im Gesichte und dabei kahlköpfig, in ihrer Wohnung mit dem Bemerken, daß ihn Herr Vinçard von Rouen schicke. Er zog die Nadeln heraus, mit denen die Seitentasche seines langen, grünen Unterrockes zugesteckt war, steckte sie in seinen Aermel und überreichte ihr mit höflicher Verneigung ein Papier.

Das Papier war ein Wechsel, auf siebenhundert Francs lautend, von ihr unterzeichnet und von l'Heureux trotz aller seiner Versicherungen an die Ordre Vinçart's girirt.

Sie schickte ihre Bonne um l'Heureux; er ließ zurücksagen, daß er nicht abkommen könne.

Der Unbekannte war während der ganzen Zeit stehen geblieben, hatte mit neugierigen Blicken rechts und links geschaut, die buschigen blonden Augenbrauen von Zeit zu Zeit erstaunt in die Höhe gezogen und endlich mit naivem Wesen gefragt:

„Was soll ich denn Herrn Vinçart für eine Antwort bringen?"

„Nun," versetzte Emma, „sagen Sie ihm, — daß ich jetzt kein Geld habe — nächste Woche etwa — bis dahin soll er warten — ja bis zur nächsten Woche."

Der Diener entfernte sich, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

Am nächstfolgenden Tage wurde ihr jedoch gegen Mittag ein Protest zugeschickt; der Anblick des gestempelten Papieres, auf welchem in großen Zügen zu wiederholten Malen zu lesen war: „Dr. Hareng, Notar von Buchy," erschreckte sie so sehr, daß sie in aller Eile zu l'Heureux lief.

Sie fand ihn in seinem Laden; er war eben damit beschäftigt, ein Packet mit Bindfaden zusammen zu binden.

»Gehorsamer Diener!« rief er ihr entgegen; »ich stehe gleich zu Diensten.«

Trotz diesen Worten ließ er sich in seinen Arbeiten nicht stören, bei denen ihm ein junges, etwa dreizehnjähriges, buckliges Mädchen behilflich, dessen er sich als Commis bediente und das auch seine Küche besorgte.

Er trabte sodann mit seinen Holzschuhen über die Dielen des Ladens, eilte vor Madame einher, stieg in den ersten Stock hinauf und führte sie in ein schmales Cabinet, in welchem auf einem grob aus Fichtenholz gearbeiteten Schreibtisch einige große Handelsbücher lagen, vor welchen gewissermaßen als Schutz eine mit einem Vorhängschloß befestigte Eisenstange lag. An der Mauer unter Cattunmustern sah man eine Casse, deren Größe darauf hinwies, daß sie noch Anderes als Banknoten und Geld enthalten müsse. Herr l'Heureux lieh nemlich auf Pfänder; in jene Casse hatte er auch die goldene Kette der Madame Bovary und die Ohrgehänge des armen alten Tellier gelegt, der endlich zum Verkaufe gezwungen in Quincampoix ein kleines Krämergeschäft gekauft hatte, bei welchem ihn, der gelber als die Kerzen war, die er verkaufte, eine Lungensucht langsam hinraffte.

L'heureux setzte sich in seinen breiten, aus Stroh geflochtenen Lehnstuhl und sagte:

»Was gibt es Neues?«

»Da sehen Sie einmal!«

Sie zeigte ihm den Protest.

»Und was kann ich dazu thun?«

Nun wurde sie zornig und erinnerte ihn an das ihr gegebene Wort, daß er ihre Wechsel nicht in Umlauf setzen

wolle; dagegen konnte er keinen Einspruch machen. er sagte blos:

»Ich konnte nun einmal nicht anders; man hatte mir selbst das Messer an die Kehle gesetzt.«

»Und was wird jetzt weiter geschehen?« fuhr sie fort.

»O, etwas sehr Einfaches; erst wird es zu einem Spruch des Wechselgerichtes und dann zur Pfändung kommen; das ist Alles.«

Emma mußte sich Gewalt anthun, um ihn nicht zu schlagen. Sie gewann es jedoch über sich. ihn mit sanfter Stimme zu fragen, ob es denn kein Mittel gäbe. Herrn Vinçart zu beruhigen.

»Beruhigen! Vinçart und beruhigen! Man sieht wohl, daß Sie ihn gar nicht kennen; der ist grausamer und hartherziger als ein Heide.«

Emma sah ein, daß sie ohne den Beistand des Kaufmannes l'Heureux nichts auszurichten im Stande seyn würde.

»Hören Sie einmal!« sagte er; »mich will bedünken, daß ich bis jetzt gütig genug gegen Sie gewesen bin.«

Er schlug eines seiner Hauptbücher auf und fuhr fort:

»Blicken Sie einmal hierher!«

Er zeigte mit dem Finger auf verschiedene Ziffergruppen:

»Sehen Sie — sehen Sie — am 3. August, zweihundert Francs — am 17. Juni einhundertfünfzig Francs — 23. März sechsundvierzig — im April —«

Er hielt inne, als wenn er gefürchtet hätte, irgend eine Albernheit zu sagen.

»Dabei,« sprach er weiter, »sage ich noch gar nichts von den Wechseln, die Ihr Herr Gemal ausgestellt hat, einen auf siebenhundert Francs und einen zweiten auf dreihundert. Was endlich noch die kleinen Abschlagszahlungen und Ihre Zinsenrechnungen anbelangt, so sind sie wahrhaft sinnverwirrend; ich komme gar nicht mehr ins Reine; ich will wahrhaftig mit Ihren Geschäften nichts mehr zu schaffen haben.«

Sie weinte, sie nannte ihn sogar ihren »lieben, guten Herrn l'Heureux«. Er schob aber alle Schuld auf den »hartherzigen Vinçart«. Außerdem, meinte er, könne er aber auch nicht helfen; es bezahle Niemand, was man ihm schulde, man nehme ihm die Haare vom Kopfe und ein armer Krämer seines Gleichen sey nicht im Stande Vorschüsse zu machen.

Emma schwieg; l'Heureux kaute an einer Feder und mochte ihr Stillschweigen nicht gut auslegen, denn er fuhr fort:

»Wenn wir wenigstens die Hoffnung hätten, daß bald etwas eingehen würde — so könnte ich —«

Sie versetzte:

»Sobald der Rückstand von Borneville —«

»Wie?«

Die Mittheilung, daß Langlois noch nicht bezahlt habe, schien ihn sehr Wunder zu nehmen; er sagte mit honigsüßem Wesen:

»Wir könnten also übereinkommen, sagen Sie —«

»Ich bin zu Allem bereit.«

Er schloß die Augen, als wenn er nachdenken gewollt hätte, schrieb einige Ziffern nieder und erklärte dann, daß es sehr schwer gehen würde, daß die Sache ungemein kitzlich sey und daß er bedeutende Opfer bringe; dann fertigte er vier

Wechsel jeden zweihundertfünfzig Francs aus, die je nach Monatsfrist fällig seyn sollten.

»Wenn mir nur Vinçart Gehör geben wird! Uebrigens werde ich die Sache so oder so in Ordnung bringen; ich pflege nichts halb zu thun und lasse mich in Geschäften nicht spotten.«

Mit anscheinend gleichgiltigem Wesen zeigte er ihr dann mehre Waaren, von denen aber auch nicht eine, wie er sagte, nach seiner Ansicht ihrer würdig sey.

»Wenn ich denke,« sagte er, »daß von dem Kleiderstoffe da der Meter nicht mehr als sieben Sous kostet und als echtfärbig garantirt ist! Man darf diesen Versicherungen jedoch keinen Glauben schenken, wenn man nicht hinters Licht geführt seyn will.«

Er beschuldigte Andere der Schelmerei, um sie noch mehr von seiner makellosen Redlichkeit zu überzeugen.

Als sie fortging, rief er sie nochmals zurück, um ihr drei Ellen Guipure zu zeigen, die er jüngst bei einem »Ausverkauf« eingehandelt hatte.

»Was das doch schön ist!« sagte l'Heureux; »man braucht das jetzt vielfältig, um die Rückenlehnen des Fauteuils damit zu decken; es kann nichts Zweckmäßigeres und Moderneres geben.«

Mit der Schnelligkeit eines Taschenspielers wickelte er die Guipuren in blaues Papier und legte das Ganze in Emma's Hände.

»Ich muß aber doch erst wissen —«

»Das hat ja Zeit,« versetzte er und kehrte ihr den Rücken zu.

Noch am selben Abende drang sie in Bovary, seiner Mutter zu schreiben, daß sie ihnen sofort den Rückstand der

Erbschaft zuschicke. Die Schwiegermutter antwortete, sie habe nichts mehr, die Liquidation sey geschlossen; außer Borneville hätten sie noch sechshundert Francs Rente zu beziehen, die sie ihnen pünktlich auszahlen werde.

Nun nahm Emma zu einem anderen Mittel ihre Zuflucht; sie schickte den Patienten ihres Mannes Rechnungen; diese wurden bezahlt und nun machte sie reichlichen Gebrauch von diesem Mittel, wobei sie im Postscriptum sorgfältig hinzufügte:

„Bitte sehr, meinem Manne nichts davon wissen zu lassen; Sie kennen seinen Stolz — mich aber ersuche ich entschuldigen zu wollen — Ihre Dienerin.“

Nichtsdestoweniger kam es zu einigen Reclamationen, die sie jedoch aufzufangen wußte.

Um sich Geld zu verschaffen, verkaufte sie ihre alten Handschuhe, ihre alten Hüte, altes, im Hause befindliches Eisenwerk; sie handelte und feilschte dabei mit großer Gier; das Blut der Bäuerin erwachte in ihr und drängte sie, Gewinn aus ihren Geschäften zu ziehen. Wenn sie nach Rouen ging, kaufte sie allerlei Trödelkram ein in der Ueberzeugung, daß Herr l'Heureux ihr denselben wieder abkaufen werde. So handelte sie Straußfedern, chinesisches Porzellan und alte Schränke ein; sie borgte bei Felicité, bei Madame Lefrançois, bei der Gastwirthin „zum rothen Kreuze“, kurz bei Jedem der ihr Geld leihen wollte. Als sie endlich von Borneville Geld erhielt, zahlte sie zwei Wechsel; die andern fünfzehnhundert Francs wurden fällig; sie stellte dann abermals Wechsel aus und so ging die Sache noch eine Weile fort.

Sie versuchte bisweilen nachzurechnen, kam aber dabei auf so erschreckende Entdeckungen, daß sie nicht daran glau-

ben mochte. Dann fing sie wieder von vorn an, verwirrte sich noch mehr ließ Alles liegen und dachte nicht mehr daran.

Es ging nun sehr traurig im Hause zu und man sah Gläubiger mit zornrothen Gesichtern ein- und ausgehen. In der Küche lag schmutzige Wäsche herum; die kleine Bertha trug durchlöcherte Strümpfe zum großen Aerger der Madame Homais; wenn der ganz eingeschüchterte Charles eine Bemerkung zu machen wagte, so antwortete sie in brutaler Weise, daß es nicht ihre Schuld sey.

Warum war sie denn so jähzornig? Er suchte es sich aus ihrer ehemaligen Nervenkrankheit zu erklären; er machte sich Vorwürfe, daß er ihre Schwächen für Fehler gehalten habe; er klagte sich des Egoismus an und fühlte sich gedrängt, zu eilen und sie zu umarmen.

»Ich will es doch lieber lassen,« sagte er dann zu sich selbst »es könnte sie gerade jetzt verdrießen.«

Nach dem Essen ging er allein im Garten herum; er nahm die kleine Bertha auf seine Knie, breitete sein medicinisches Journal vor sich aus und versuchte es, sie lesen zu lernen. Das Kind aber, das nie Unterricht erhielt, machte ein trauriges Gesichtchen und fing dann zu weinen an. Dann tröstete der zärtliche Vater das kleine Geschöpf, holte ihm Wasser in der Gießkanne, um kleine Ströme im Sande zu machen und brach Zweigchen ab, die sie dann in den Boden pflanzte, was den ohnehin von Unkraut überwucherten Garten noch mehr verdarb; Lestiboudois arbeitete nicht mehr daselbst, man schuldete ihm seit lange den Tagelohn, den er dringend nöthig brauchte. Später wurde dem Kinde kalt und es verlangte nach seiner Mutter.

»Rufe deine Bonne, Herzchen,« sagte Charles. »Du weißt ja, Kleine, daß sich deine Mutter nicht gern stören läßt.«

Der Herbst war wieder herbeigekommen und schon fielen die Blätter von den Bäumen gerade so wie vor zwei Jahren, wie sie krank geworden war. »Wann werden die Dinge anders werden?« sagte er zu sich selbst und ging dabei auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt.

Madame war in ihrem Zimmer. Niemand durfte sie daselbst stören. Dort blieb sie den ganzen Tag über in einer Art von Betäubung, nur nothdürftig bekleidet, von Zeit zu Zeit orientalische Räucherkerzchen anzündend, die sie in Rouen in dem Laden eines Arabers aus Algerien gekauft hatte. Um des Nachts nicht den immer fest schlafenden Charles an ihrer Seite zu haben, hatte sie so lange grimassirt, bis sein Schlafgemach in den zweiten Stock hinauf verlegt worden war; sie las dann in ihrem Schlafzimmer extravagante Bücher mit schlüpfrigen Bildern, voll aufregender Schilderungen. Bisweilen wurde sie von einer unerklärlichen Angst befallen; sie stieß einen Schrei aus und Charles eilte herbei. »Gehe nur wieder,« sagte sie dann und suchte seiner schleunigst los und ledig zu werden.

Ein andermal, von jener geheimen Flamme durchglüht, die der Ehebruch immer mehr anschürte, stand sie aufgeregt, sehnsüchtig, keuchend aus dem Bette auf, riß das Fenster auf, schlürfte die kalte Luft ein, löste ihr weiches, schweres Haar auf, blickte nach den Sternen und wünschte fabelhafte Liebe herbei. Sie dachte an ihn, an Leon. In solchen Augenblicken würde sie Alles in der Welt für eines jener Rendezvous gegeben haben, die wenigstens zeitweilig ihre Glut zu stillen vermochten.

Diese Rendezvous waren ihre Gallatage. Sie wollte, daß es an denselben üppig und luxuriös hergehe; wenn er die Ausgaben nicht allein bestreiten konnte, so ergänzte sie das Fehlende mit glänzender Freigebigkeit, was übrigens fast bei ihrem jedesmaligen Beisammenseyn der Fall war. Bisweilen suchte er ihr begreiflich zu machen, daß sie in einem andern minder kostspieligen Hôtel eben so gut untergebracht seyn würden; dagegen hatte sie jedoch stets Einwendungen zu machen.

Eines Tages nahm sie sechs kleine silberne Löffelchen, das Hochzeitsgeschenk ihres alten Vaters, aus ihrem Reisesack und bat ihn, diese Gegenstände sofort für sie ins Leihamt zu tragen; Leon gehorchte, aber nur mit fast sichtlichem Widerstreben. Er besorgte, sich durch diesen Schritt compromittiren zu können.

Reiflicher überlegend fand er, daß seine Geliebte ganz eigenthümliche und seltsame Manieren annehme und daß man vielleicht nicht Unrecht habe, ihn von ihr losmachen zu wollen.

In der That hatte Jemand seiner Mutter einen langen anonymen Brief geschrieben, um sie wissen zu lassen, daß ihr Sohn sich mit einer verheiratheten Frau zu Grunde richte; die gute Frau erblickte nach dieser Schilderung das ewige Schreckbild aller Familien, das heißt eines jener verderblichen Geschöpfe, jener Syrenen und Ungeheuer, die ihre phantastische Behausung in den Tiefen der Liebe haben; sie schrieb sofort an Herrn Dubocage, Leons Principal, der in der Sache sofort mit großer Energie auftrat. Er nahm Leon vor, hielt ihm langathmige Predigten und wollte ihm die Augen öffnen und den zu seinen Füßen ausgehöhlten Abgrund zeigen. Er stellte ihm vor, daß eine solche Intrigue ihm später sehr nachtheilig werden müßte; er bat ihn, das Verhältniß abzubrechen;

wenn er das Opfer nicht im eigenen Interesse bringen wolle, so möge er es ihm, dem Principal, zu Gefallen thun.

Leon gab endlich sein Wort darauf, sie nicht wieder sehen zu wollen; wenn er es doch that, so machte er sich Vorwürfe darüber, erwägend, daß diese Frau ihn noch in viele Verlegenheiten und lästiges Gerede bringen könnte; dabei waren ihm auch die Neckereien seiner Cameraden lästig, die schon am frühen Morgen begannen und bis zum Abend kein Ende nehmen wollten. Außerdem sollte er jetzt auch erster Concipient werden; die Zeit für den Ernst des Lebens war demnach herbeigekommen.

Er entsagte dem Flötenspiel, allen exaltirten Empfindungen, allen Spielen der Phantasie; er war im Grunde ein ganz gewöhnlicher und durchaus nicht romantischer Mensch; aber auch im Leben des gewöhnlichsten Menschen kommen, so lange er jung ist, Tage oder wenigstens Stunden vor, in denen er sich immenser Leidenschaften und hoher Unternehmungen fähig glaubt. Der mittelmäßigste Wüstling hat von Sultaninnen geträumt und in jedem Notar finden sich die Rudimente oder wenigstens die Trümmer eines Poeten vor.

Er langweilte sich jetzt, wenn Emma plötzlich an seiner Brust zu schluchzen anfing; sein Herz war wie das gewisser Leute, die nur eine gewisse Dosis Musik vertragen können; es schlummerte gleichgiltig bei den Klängen einer Liebe ein, für deren Feinheiten er gar keinen Sinn mehr hatte.

Sie kannten sich bereits zu sehr, um noch jene Aufwallungen der Leidenschaft empfinden zu können, die deren Genüsse verhundertfachen. Sie war seiner so überdrüssig, wie er ihrer müde war. Sie fand in dem ehebrecherischen Ver-

hältnisse dieselbe Flachheit, über welche sie in der Ehe geklagt hatte.

Wie sollte sie aber das Verhältniß lösen? Sie wußte es nicht; außerdem fühlte sie sich zwar gedemüthigt durch die Niedrigkeit eines solchen Glückes, hielt aber doch aus Gewohnheit oder aus Verdorbenheit noch daran fest und zwar täglich um so mehr, als sie jeden Genuß versiegen machte, weil sie zu viele Ansprüche stellte. Sie machte Leon ihre getäuschte Hoffnung zum Vorwurf, als wenn er zum Verräther an ihr geworden wäre; sie wünschte sogar eine Katastrophe herbei, weil sie nicht den Muth hatte, selbst eine solche herbeizuführen.

Trotzdem schrieb sie ihm immer Briefe voll glühender Liebe und ging dabei von dem Gedanken aus, daß eine Frau ihrem Geliebten immer schreiben müsse.

Während des Schreibens erschuf aber ihre Phantasie einen andern Menschen, ein Phantom, gebildet aus ihren glühendsten Erinnerungen, aus ihrer aufstachelndsten Lecture, aus ihrer sehnsüchtigsten Begehrlichkeit; dieser Mensch tauchte in ihrem Geiste auf und wurde so wirklich und greifbar, daß sie keuchend nach ihm verlangte, ohne doch sein Bild klar zeichnen zu können, weil es unter allzu vielen Vollkommenheiten verschwamm. Er gehörte jenem Lande an, über das sich der Himmel immer blau und wolkenlos spannt, in welchem seidene Strickleitern von den Balconen herabhängen, während das sanfte Mondlicht magisch die Gegend erhellt und die Blumen starke, betäubende Düfte verbreiten. Sie glaubte ihn in ihrer Nähe zu wissen; sie meinte, er müsse jetzt kommen und ihr ganzes Wesen in einem Kusse auflösen. Nach solchen Phantasien sank sie erschöpft und wie zermalmt zusammen; derartige

phantastische Ausschweifungen erschöpften sie mehr, als es Orgien gethan haben würden.

Sie war beständig leidend und wie zerschlagen an allen Gliedern.

Oefter erhielt sie gerichtliche Mittheilungen und Aufforderungen auf gestempeltem Papier, die sie jedoch kaum eines Blickes würdigte. Sie hätte gar nicht mehr leben oder immer schlafen mögen.

An einem Faschingstage kehrte sie von Rouen nicht mehr nach Yonville zurück, sondern ging des Abends noch auf einen maskirten Ball. Sie zog ein Sammtbeinkleid an und rothe Strümpfe, stülpte eine weißgepuderte Perrücke und einen kleinen Hut auf den Kopf. Sie tanzte und sprang die Nacht hindurch bei den Klängen der rauschenden Tanzmusik, man stellte sich in weitem Kreise auf, um die bacchantische Tänzerin zu bewundern; am Morgen stand sie vor dem Peristyl des Theaters unter fünf bis sechs Masken, Bekannten und Freunden Leons, die lärmend die sehr praktische Ansicht aussprachen, es sey endlich Zeit, an's Souper zu denken.

Die Kaffehhäuser und Traiterien in der Nähe waren alle überfüllt. Sie begaben sich an den Hafen zu einem Gastwirth dritten Ranges; der Besitzer des Etablissements sperrte ihnen im vierten Stock ein kleines Zimmer auf.

Die Männer flüsterten in einem Winkel zusammen; sie beriethen sich ohne Zweifel über die nun bevorstehende Ausgabe. Außer einem Concipienten waren noch zwei Malerlehrlinge und ein Commis zugegen; schöne Gesellschaft für eine Dame wie Emma!

Was die weiblichen Mitglieder anbelangte, so errieth Emma am Klange ihrer Stimme sehr bald, daß sie sämmtlich

den untersten Schichten der Gesellschaft angehörten. Sie ächtete sich, schob ihren Sessel zurück und schlug die Augen nieder.

Die Andern fingen an zu essen. Sie aß nicht, ihre Stirn glühte, ihre Augenlider juckten sie in unerträglicher Weise, während ihre ganze Haut mit Eiseskälte bedeckt war. In ihren Ohren wirbelte noch die Tanzmusik nach, unter ihren Füßen glaubte sie das Zittern des Tanzbodens zu fühlen, wie er von tausend hüpfenden und springenden Füßen in rhythmische Bewegung gesetzt worden war. Der Geruch des Punsches und der Dampf der Cigarren betäubte sie. Sie wurde ohnmächtig, man mußte sie an's Fenster tragen.

Die Nacht war nun völlig geschwunden; am bleichen Osthimmel stiegen große Purpurflecken empor. Der fahle Strom wurde vom kalten Wind aufgewirbelt; auf den Brücken war noch Niemand zu sehen; die Laternenlichter erloschen.

Sie ermannte sich wieder und dachte an ihr Kind, an die kleine Bertha, die daheim im Zimmer der Magd schlief. Ein mit Eisenstangen beladener Karren fuhr vorüber und erfüllte die Luft mit betäubendem Rasseln.

Sie machte sich rasch aus dem Staube, legte ihren Maskenanzug ab, sagte Leon, daß sie zurückkehren müsse und blieb allein im Gasthofe. Alles, sie selbst mit inbegriffen, erschien ihr unerträglich. Sie hätte gleich einem Vogel entfliehen und sich in weiten unbefleckten Fernen verjüngen mögen.

Sie verließ das Gasthaus, eilte durch eine Unzahl von Gassen und kam endlich ins Freie in die Nähe großer, offener Gärten. Sie war schnell gegangen, die rasche Bewegngu und

die scharfe Luft hatten wohlthätig auf sie eingewirkt; es entschwanden die Gestalten, die sie die Nacht über gesehen hatte, die Masken, die Quadrillefiguren, die Kronleuchter. das Souper am frühen Morgen, jene verdächtigen, unheimlichen Frauengestalten, aus ihrem Gedächtnisse. Im Gasthofe „zum rothen Kreuz“ angekommen, warf sie sich in dem kleinen Zimmer im zweiten Stock, in welchem Bilder aus einem bekannten Roman an der Wand befestigt waren, auf ihr Bett. Um vier Uhr Nachmittags wurde sie von Hivert geweckt.

Als sie nach Yonville zurückkam und in ihr Haus trat, machte sie Felicité auf ein Papier aufmerksam, das während ihrer Abwesenheit gebracht worden war und welches sie mittlerweile hinter die Wanduhr gesteckt hatte. Sie las:

„Kraft des Gesetzes und behufs der Vollstreckung des Urtheilsspruches —

Welches Urtheilsspruches? Tags zuvor war in der That ein Papier gebracht worden, das sie gar nicht beachtet hatte; sie war daher nicht wenig erstaunt als sie las:

„wird hiermit von Gerichtswegen der Madame Bovary kund und zu wissen gegeben —

Sie übersprang nun mehre Zeilen und kam dann auf folgende Stelle:

„Hat binnen längstens vierundzwanzig Stunden —

Weiten unten hieß es:

„Im Ganzen die Summe von achttausend Francs zu zahlen —

Die letzte Zeile lautete:

„Wozu sie durch Anwendung jedes rechts-

kräftigen Mittels und namentlich durch Pfändung ihrer Möbel und Effecten verhalten werden soll.«

Was sollte sie nun beginnen?

Binnen vierundzwanzig Stunden!

Das war schon morgen.

Sie dachte endlich, daß das Ganze nur ein Schreckschuß von l'Heureux sey, dessen Manöver sie nun mit einem Blick durchschaute, dessen Zwecke sie endlich erkannte. Eines beruhigte sie, die übermäßige Größe der Forderung nemlich.

Durch vieles Kaufen und niemaliges Bezahlen, durch fortwährendes Borgen, Ausstellen von Wechseln und Erneuern derselben und Zurechnen enormer Zinsen und Provisionsgebühren hatte sie aber wirklich dem Wucherer l'Heureux ein Capital zurecht gemacht, dessen Auszahlung er in Folge seiner gewandten Speculation mit eben so viel Sicherheit als Ungeduld erwartete.

Sie begab sich in seinen Laden und begann mit anscheinender Gleichgiltigkeit:

»Wissen Sie schon, was mir widerfahren ist? Das Ganze ist wohl nur ein Scherz, nicht wahr?«

»Nein.«

»Wie meinen Sie das?«

Er wendete sich langsam zu ihr und sagte mit über die Brust gekreuzten Armen:

»Mein liebstes Dämchen, haben Sie denn wirklich geglaubt, daß ich der bloßen Unterhaltung halber für alle Ewigkeit Ihnen den Banquier und Besorger Ihrer Einkäufe machen würde? Einmal müssen mir aber doch meine Auslagen zurückerstattet werden: das werden Sie nur recht und billig finden.«

Als sie wegen der Größe der Summe Einwendungen machte, rief er:

»Es ist Alles in der besten und strengsten Ordnung; die Gerichte würden ja sonst die Forderung nicht anerkannt und einen Urtheilsspruch gegen Sie erlassen haben, der Ihnen bereits mitgetheilt worden ist. Außerdem geht ja die Sache mich gar nichts an; Vingart stellt die Forderung und Sie haben es nur mit ihm zu thun.«

»Könnten Sie denn nicht —«

»Nichts, gar nichts.«

»Aber doch — lassen Sie uns nur ein bischen überlegen.«

Sie behauptete nun, es geschehe ihr Unrecht — sie habe von dem Allen nichts gewußt — man habe sie überrascht.«

»Und wer ist schuld, daß man Sie überrascht hat?« sagte l'Heureux mit einer ironischen Verneigung. »Die Ueberraschung hat einen ganz guten Grund; Sie haben sich gütlich gethan, während ich hier wie ein Negersclave gearbeitet habe.«

»Verschonen Sie mich mit aller Moral.«

»Und doch kann Moral nie schaden,« versetzte er.

Nun wurde sie ganz erbärmlich, indem sie sich aufs Bitten verlegte; sie legte sogar ihre Hand, ihre lange, schöne, weiße Hand auf die Knie des Kaufmanns.

»Lassen Sie mich doch! Man sollte glauben, daß Sie Verführungspläne gegen mich im Schilde führen.«

»Sie sind ein Elender!« rief sie aus.

»Das heiße ich hitzig seyn!« entgegnete er lustig lachend.

»Ich werde der Welt erzählen, was für ein Bewandtniß es mit Ihnen hat. Ich werde meinem Manne sagen —«

»Und ich, ich werde Ihrem Manne etwas zeigen —«

Bei diesen Worten zog l'Heureux aus seiner Casse den über achtzehnhundert Francs ausgestellten Empfangschein, den sie bei Gelegenheit des Vinçart'schen Geschäftes gegeben hatte.

»Glauben Sie,« fuhr er fort, »daß der gute liebe Mann Ihr kleines allerliebstes Unrecht nicht auf den ersten Blick durchschauen wird?«

Sie sank zusammen, als wenn sie mit einer Keule auf den Kopf geschlagen worden wäre; er aber ging in seinem Laden auf und ab und wiederholte höhnend ihre Worte:

»Ich werde der Welt zeigen — ich werde meinem Manne sagen —«

Er näherte sich ihr dann wieder und sagte in sanfterem Tone:

»Die Lage ist eben nicht vergnüglich, ich weiß das recht gut; übrigens ist noch Niemand daran gestorben, und da dies das einzige Mittel ist, durch welches ich zu meinem Gelde gelangen kann —«

»Aber wo soll ich denn Geld auftreiben?« rief sie händeringend aus.

»O, wenn man so viele gute Freunde wie Sie hat!«

Er sah sie bei diesen Worten mit einem so entsetzlich durchdringenden Blicke an, daß es ihr kalt durch alle Glieder zuckte.

»Ich verspreche Ihnen,« sagte sie, »ich werde Wechsel ausstellen —«

»Ich habe bereits genug Wechsel von Ihnen in Händen.«

»Ich werde wieder etwas verkaufen.«

»Ach, warum nicht gar!« sagte er achselzuckend; »Sie haben ja nichts mehr.«

In der Hinterthür des Ladens war ein kleines Fensterchen angebracht; durch dieses rief er:

»Annette, vergiß nicht auf die drei Coupons von Nr. 14!«

Die Magd trat in den Laden; Emma hatte den Sinn des dem Mädchen zugerufenen Befehls wohl verstanden und fragte:

»Wie viel Geld werde ich brauchen, um der gerichtlichen Verfolgung Einhalt zu thun?«

»Dazu ist es jetzt zu spät.«

»Wenn ich Ihnen aber mehre tausend Francs bringe, wenn ich den vierten, den dritten Theil der Summe, wenn ich Ihnen die Hälfte der Summe bringe?«

»Wird Alles nichts nützen!«

Er drängte sie nach und nach dem Ausgange zu.

»Ich beschwöre Sie, Herr l'Heureux, nur noch einige Tage!«

Sie schluchzte bitterlich.

»Thränen auch noch! Weinen war mir immer im Grunde der Seele zuwider!«

»Sie treiben mich zur Verzweiflung!«

»Daran ist mir wahrhaftig nichts gelegen,« brummte er vor sich hin, während er die Thür hinter ihr ins Schloß warf.

VI.

Sie war stumpf und stoisch, als der Gerichtsbeamte, Herr Hareng, am nächstfolgenden Tag mit zwei Zeugen bei ihr erschien, um ein Inventarium der Pfändung aufzunehmen.

Sie fingen im Ordinationszimmer Bovary's an; der phrenologische Schädel Bovary's wurde nicht mit in das Verzeichniß aufgenommen, weil man diesen Gegenstand als ein Berufswerkzeug betrachtete; in der Küche aber wurden alle Teller und Schüsseln, alle Töpfe und Pfannen, die Stühle und Leuchter und in ihrem Schlafzimmer alle auf der Etagère stehenden Kleinigkeiten verzeichnet. Sie besichtigten ihre Kleider, die Wäsche, das Toilettecabinet; ihr ganzes, den Blicken der drei Männer preisgegebenes Hauswesen war wie ein Leichnam, den man secirt, um seine innersten Geheimnisse zu beschauen.

Herr Hareng war in ein schwarzes Kleid eingeknöpft; er trug eine weiße Halsbinde und hatte die Sttrupfen an den Beinkleidern sehr straff angespannt; von Zeit zu Zeit wiederholte er:

„Sie erlauben, Madame, nicht wahr, Sie erlauben?“

Bisweilen rief er aus:

„Allerliebst! Sehr hübsch! Ungemein nett!“

Dann fing er wieder zu schreiben an und tauchte dabei

die Feder in das hornene Tintenfaß, das er in der linken Hand hielt.

Als sie mit den Zimmern fertig waren, stiegen sie in die Bodenkammer hinauf.

Dort bewahrte sie ein Pult auf, in welchem Rudolphs Briefe eingeschlossen waren. Sie mußte es öffnen.

»O, eine Correspondenz!« rief Herr Hareng mit bescheidenem Lächeln. »Erlauben Sie! Ich muß mich überzeugen, ob das Fach nicht etwa noch andere Dinge enthält.«

Er schob die Papiere mit einer leichten Bewegung zur Seite, um nachzusehen, ob nicht etwa Geldstücke darunter verborgen seyen.

Sie war im höchsten Grade entrüstet, als sie die dicke derbe Hand mit den rothen Fingern, die weich wie Schnecken waren, sich auf die Papiere legen sah, die ihr Herz so oft lebhaft pochen gemacht hatten.

Sie gingen endlich fort.

Die Bonne kam zurück. Emma hatte sie auf die Lauer gestellt, um Bovary von der Spur abzubringen, falls er früher nach Hause kommen sollte. Dann versteckten sie den Pfändungswächter in der Bodenkommer; er versprach sich dort ruhig zu verhalten.

Charles kam ihr im Laufe des Abends sorgenvoll vor. Sie beobachtete ihn mit angsterfüllten Blicken, weil sie in den Falten seines Gesichtes eben so viele Anklagen erblicken zu müssen glaubte. Als dann ihre Blicke auf die mit chinesischen Schirmen garnirte Caminplatte, auf die Vorhänge und Draperien, auf die Lehnstühle, auf alle die Dinge endlich fielen, welche die Bitterkeit ihres Lebens bisher versüßt hatten, fühlte

sie sich von Gewissensbissen oder vielmehr von unsäglichem Bedauern erfaßt, das die Glut ihrer Leidenschaft nur noch mehr anfachte. Charles bemerkte von dem Allen nichts; er hatte sich bequem ans Caminfeuer gesetzt und die Füße auf den Feuerhund gestemmt, während er die Glut mit großer Behaglichkeit anschürte.

Der Wächter, der sich in seinem Versteckplatze ohne Zweifel langweilen mochte, machte ein leises Geräusch.

»Es geht Jemand auf dem Boden herum,« sagte Charles.

»Nein,« versetzte sie; »man hat eine Luke offen gelassen und der Wind schlägt mit der Thüre hin und her.

Am Sonntag ging sie nach Rouen, um sich zu allen Bankiers zu begeben, von denen sie die Namen wußte. Der Zufall wollte, daß die Mehrzahl auf dem Lande oder verreist waren. Auch dadurch ließ sie sich noch nicht abschrecken und verlangte von denen, die sie doch zu Hause fand, nur um so dringender Geld; sie bemerkte, daß sie es nöthig brauche und gewiß bald zurückgeben werde. Einige lachten ihr geradezu ins Gesicht; von Allen aber wurde sie abschlägig beschieden.

Um zwei Uhr eilte sie zu Leon und pochte an seine Thüre. Es wurde nicht gleich geöffnet; endlich kam er zum Vorschein.

»Was führt Dich hierher?«

»Stört es Dich?«

»Nein — aber —«

Er gestand, daß der Hausherr das Empfangen weiblicher Besuche nicht gern sehe.

»Ich habe mit Dir zu sprechen,« versetzte sie.

Er legte die Hand auf den Thürschlüssel; sie hielt ihn zurück.

»Nicht hier, dort, wo wir immer sind.«

Sie gingen in das Hotel de Boulogne, in das Zimmer, das sie gewöhnlich innehatten.

Sie war sehr bleich und verlangte nach einem großen Glase Wasser, das sie in einem Zuge leerte. Dann sagte sie zu ihm:

»Leon, Du mußt mir einen Dienst erweisen.«

Sie faßte seine beiden Hände, drückte sie krampfhaft zusammen, schüttelte sie, als wenn sie ihn aus einem Traume hätte aufrütteln wollen und fuhr dann fort:

»Höre mich an! Ich brauche achttausend Francs!«

»Hast Du den Verstand verloren?«

»Noch nicht.«

Sie erzählte ihm die Geschichte der Pfändung und setzte ihm ihre verzweiflungsvolle Lage auseinander, wie Charles von gar nichts wisse, wie sie von ihrer Schwiegermutter verabscheut würde und wie sie von ihrem Vater gar nichts zu hoffen habe; er aber, Leon, er müsse nun Alles aufbieten, um ihr diese Summe, die sie nicht entbehren könne, zu verschaffen.

»Wie soll ich —«

»Was Du doch erbärmlich bist!« rief sie aus.

Dann sagte er mit ziemlich einfältiger Miene:

»Du stellst Dir den Sachverhalt schlechter vor, als er wirklich ist. Vielleicht würde sich dein Gläubiger mit ein paar tausend Francs abfinden lassen.«

Das war ein Grund mehr, um irgend einen Versuch zu

machen; dreitausend Francs mußten sich doch einmal finden lassen! Endlich konnte ja Leon sich für sie verbürgen.

»Gehe! Versuche! Es muß seyn! Eile! O, thue das Aeußerste! Ich werde Dich dafür gar so innig lieben!«

Er ging fort, kam nach einer Stunde wieder und sagte mit fast feierlichem Wesen:

»Ich bin bei drei Personen gewesen — Alles vergeblich!«

Sie setzten sich dann einander an den beiden Caminseiten gegenüber, unbeweglich, ohne ein Wort zu sprechen. Emma zuckte mit den Achseln und trippelte voll Ungeduld auf den Boden. Er hörte sie murmeln:

»Wenn ich an deiner Stelle wäre, so würde ich schon zu helfen wissen!«

»Wo und wie denn?«

»In der Kanzlei deines Principals.«

Sie fixirte ihn.

Eine wahrhaft dämonische Kühnheit leuchtete aus ihren glühenden Blicken; die Augenlider näherten sich einander in auffordernder, lasciver Weise; der junge Mensch fühlte, wie er schwach wurde Angesichts des stummen Willens dieses Weibes, das ihm zu einem Verbrechen rieth Angst und Furcht wandelten ihn an; um jeder weitern Discussion auszuweichen, schlug er sich vor die Stirn und rief:

»Morel wird ja noch heute zurückkommen! Der wird mir keine abschlägige Antwort geben, so hoffe ich wenigstens!«

Dieser Morel war einer seiner Freunde und Sohn eines sehr reichen Kaufmannes.

»Ich werde Dir das Geld morgen bringen,« fügte er hinzu.

Emma schien diese Hoffnung nicht mit so viel Freude zu begrüßen, als er geglaubt hatte. Sollte sie seine Lüge errathen haben? Erröthend fuhr er fort:

»Sollte ich jedoch bis um drei Uhr nicht gekommen seyn, so erwarte mich nicht mehr, Geliebte. Jetzt muß ich aber gehen; lebe wohl, Geliebte!«

Er drückte ihre Hand, fühlte aber keinen Gegendruck. Emma hatte in diesem Augenblicke die Kraft jeder Empfindung verloren.

Es schlug vier Uhr; sie stand auf, um nach Yonville zurückzukehren, automatisch dem Impuls der Gewohnheit nachgebend.

Es war schönes Wetter, einer jener Märztage, an denen die Sonne am weißblauen Himmel hell scheint. Sonntäglich herausgeputzte Bewohner von Rouen promenirten behaglich aussehend in den Straßen umher. Als sie auf dem Platze anlangte, auf dem die Kathedrale stand, verließ die Menge eben den Gottesdienst und strömte aus den drei geöffneten Portalen, gleich einem Flusse, der durch drei Brückenbogen rauscht; inmitten der Menschenflut stand der Thürhüter unbeweglich gleich einem Felsen.

Sie erinnerte sich an den Tag, an welchem sie voll Angst und doch wieder voll Hoffnung in das große Kirchenschiff getreten war, das sich minder tief als ihre Liebe vor ihr ausstreckte; sie setzte ihren Weg fort, hinter dem Schleier weinend, betäubt, schwankend, einer Ohnmacht nahe.

»Aufgeschaut!« rief eine Stimme hinter einer großen Hausthüre, deren Flügel gleich darauf geöffnet wurden.

Sie trat auf die Seite, um ein schwarzes Pferd vorübertraben zu lassen, das in der Gabel eines Tilbury stolzirte und von einem Herrn im Zobelpelz kutschirt wurde.

Wer war denn dieser Herr? Sie sollte ihn ja kennen.

Der Wagen rollte fort und verschwand.

Er war es! der Vicomte! Sie schaute sich um; die Gasse war öde und verlassen. Sie fühlte sich so gedrückt, so traurig, daß sie sich an eine Wand lehnen mußte, um nicht umzufallen.

Dann dachte sie wieder, daß sie sich geirrt haben mußte. Im Grunde konnte sie es nicht gewiß wissen. Sie fühlte sich innerlich und äußerlich ganz verlassen und verloren, dem bodenlosen Abgrunde zurollend; sie war beinahe freudig angeregt, als sie bei der Ankunft im Gasthofe »zum rothen Kreuz« den wackern Homais zu Gesichte bekam, der gemüthlich zuschaute, wie eine große Schachtel voll Apothekerwaaren auf das Dach der Diligence gebracht wurde. In der Hand hielt er in einem Foulard verschiedene Provisionen für seine Frau.

Madame Homais hielt große Stücke auf eine gewisse Art kleiner schwerer Brötchen, die in der Form eines Turbans ausgegeben und namentlich in der Fastenzeit mit gesalzener Butter gegessen werden; es ist dies ein letztes Pröbchen jener gothischen Speisen, die vielleicht noch aus der Zeit der Kreuzzüge herrührte und mit denen sich die robusten Normannen früherer Jahrhunderte vollstopften; wenn die Turbanbrote auf ihren Tischer aufgehäuft waren, so mochten sie ihnen im Scheine der Harzfackeln zwischen den mit Meth gefüllten Geschirren und den gigantischen Portionen geräucher-

ten und gesalzenen Fleisches wie eben so viele, zum Essen bestimmte Saracenenköpfe vorgekommen seyn.

Obwohl nun die Frau des Apothekers sehr schlechte Zähne hatte, so biß sie doch tüchtig als echter Abkömmling der Normannen darauf los; so oft daher Herr Homais eine Reise nach der Stadt machte, unterließ er nicht, ihr solche Brötchen in entsprechenden Quantitäten nach Hause zu bringen.

»Freut mich Sie zu sehen,« sagte er, Emma die Hand bietend, um ihr beim Einsteigen in den Wagen behilflich zu seyn. Dann legte er seine Provisionen in das Wagennetz, stellte den Hut auf die Knie, kreuzte die Arme über die Brust und blieb eine Weile in nachdenklicher napoleonischer Stellung.

Als aber der Blinde wie gewöhnlich auf der Straße sichtbar wurde, rief er:

»Ich begreife nicht, daß die Behörde dergleichen sträfliche Individuen noch duldet! Man sollte derartige Unglückliche einsperren und sie zu irgend einer Arbeit verhalten! Auf Ehre, der Fortschritt bewegt sich in unserem Lande kaum mit der Schnelligkeit einer Schildkröte; wir plätschern im Pfuhl der Barbarei!«

Der Blinde hielt den Hut hin, der am Wagenschlage hin- und herschwankte, als wenn er ein theilweise von demselben abgerissener Lappen gewesen wäre.

»Es ist,« sagte der Apotheker mit gelehrtem Wesen, »eine scrophulöse Affection!«

Obwohl er den armen Teufel seit lange her kannte, stellte er sich an, ihn das erste Mal zu Gesichte zu bekommen und murmelte die Worte: Hornhaut, undurchsichtige Horn-

haut, Cornea, Cornea opaca, Sclerotica, Visus mit gravitätischer Miene vor sich hin und fragte dann in väterlichem Tone:

»Lieber Freund, leidest Du schon lange an diesem entsetzlichen Gebrechen? Du solltest Dir nicht immer Branntweinräusche im Wirthshaus holen, sondern lieber eine geregelte Lebensweise führen.«

Er rieth ihm nun, nur gute Weine und Biere zu trinken und sich vorzugsweise von gutem, gebratenem Fleische zu nähren.

Der Blinde hörte während dieser Rede keinen Augenblick auf seinen eintönigen Gesang fortzusetzen; er schien außerdem auch halb blödsinnig zu seyn. Homais öffnete endlich seine Börse.

»Nimm,« sagte er, »da ist ein Sou, gib mir zwei Liards heraus und vergiß nicht an das, was ich Dir jetzt ans Herz gelegt habe, Du wirst Dich gut dabei befinden.«

Hivert erlaubte sich einige Zweifel an der Wirksamkeit dieser Cur zu äußern. Der Apotheker versicherte jedoch, er würde ihn selbst mit einer antiphlogistischen Salbe von seiner Composition curiren; er gab ihm zu diesem Behufe auch seine Adresse: Homais, Apotheker, Yonville.

»Und nun,« sagte Hivert, »hast Du uns lange genug aufgehalten; dafür sollst Du uns jetzt auch deine Komödie zeigen.«

Der Blinde kauerte am Boden nieder, legte den Kopf nach rückwärts, rollte die grünlichen Augäpfel hin und her, steckte die Zunge heraus und rieb sich den Magen mit beiden Händen, während er ein Geheul hören ließ, wie es ausge-

hungerte Hunde auszustoßen pflegen. Von Ekel und Widerwillen erfaßt warf ihm Emma ein Fünffrancsstück zu; die Münze war ihr ganzes Vermögen und es wollte sie bedünken, daß es schön sey, es so hinauszuwerfen.

Die Diligence hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, als Homais sich noch einmal zum Wagenschlag hinausneigte und dem Blinden zurief:

»Du darfst weder Mehlspeisen noch Milchspeise genießen, mußt Flanell auf der bloßen Haut tragen und die kranken Theile öfters mit Wachholder räuchern.«

Der Anblick der bekannten Gegenstände, an denen sie nun rasch vorüberkamen, ließ Emma für einzelne Augenblicke ihres Schmerzes vergessen; auch war sie unendlich müde und erschöpft; als sie nach Hause kam, war sie stumpf, entmuthigt, beinahe eingeschlafen.

»Komme nun was da wolle!« sagte sie zu sich selbst und gab dabei die Hoffnung nicht auf, daß doch irgend ein außerordentliches, ein unerwartetes Ereigniß stattfinden könne. War doch sogar der Tod ihres Gläubigers nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit!«

Um neun Uhr Morgens wurde sie durch das Geräusch vieler Stimmen geweckt, die von der Gasse her gehört wurden. Man drängte sich dort, um einen großen, an einen Pfahl angeklebten Anschlagzettel lesen zu können; sie sah wie Justin auf einen Eckstein stieg und den Anschlagzettel herabriß. Er wurde aber gleich darauf vom Ortswächter am Kragen festgenommen. Darauf kam Herr Homais aus der Apotheke; auch die Frau Lefrançois wurde inmitten der Menge sichtbar und schien mit lauter Stimme zu peroriren.

»Madame, Madame!« rief die ins Zimmer stürzende Felicité. »etwas Abscheuliches ist vorgegangen.«

Am ganzen Leibe zitternd reichte ihr das arme Mädchen ein gelbes Papier, das sie von der Thüre abgerissen hatte. Im Nu hatte Emma gelesen, daß ihr ganzer Hausrath zum Verkaufe ausgeboten war.

Schweigend sahen sie einander an. Gebieterin und Dienerin hatten kein Geheimniß vor einander. Felicité sagte endlich tief aufseufzend:

»Wenn ich wie Sie wäre, Madame, würde ich zu Herrn Guillaumin gehen.«

»Glaubst Du?«

Diese Frage wollte sagen:

»Du, die das Haus Guillaumin durch die dort in Diensten stehende Magd kennst, mußt auch wissen, ob jener Herr bisweilen von mir gesprochen hat.«

Die Magd hatte den Sinn der Frage errathen; sie antwortete:

»Ja, Madame, gehen Sie nur hin, es wird keinesfalls schaden.«

Sie kleidete sich an, nahm ein schwarzes Kleid und einen tief ins Gesicht gehenden, dunkeln Hut; um nicht gesehen zu werden, da noch immer sehr viele Leute auf dem Platze waren, machte sie einen Umweg außerhalb des Dorfes längs des Flusses.

Athemlos kam sie vor der Gitterpforte am Hause des Notars an; der Himmel war dicht bewölkt, es schneite ein wenig.

Sie zog an der Klingelschnur.

Theodor erschien in rother Jacke angethan.

Er öffnete ihr in einer Weise, die beinahe familiär ge-

nannt werden konnte, behandelte sie wie eine intime Bekannte und führte sie in den Speisesaal.

In einem großen Porzellanofen, auf dem ein die Nische ganz ausfüllender Cactus stand, brodelte und knisterte die helle Glut; die Papiertapeten an den Wänden stellten Eichenholzgetäfel dar; in Rahmen aus schwarzem Holze waren Kupferstiche, Reuben's Esmeralda, Schopin's Putiphar darstellend. Der Tisch war bereits gedeckt; zwei silberne Rechauds, die Krystallklinke an den Thüren, der Parketboden und die Möbel, Alles erglänzte in einer wahrhaft britischen, fast übertriebenen Nettigkeit; in den Ecken der Fensterscheiben waren farbige Gläser angebracht.

»Das wäre ein Speisezimmer,« dachte Emma, »wie ich es brauchen könnte.«

Der Notar trat ins Zimmer; mit dem linken Arm drückte er den in Palmblättermuster gearbeiteten Schlafrock an den Leib, während er mit der rechten sich beeilte, das Käppchen aus braunem Sammt abzunehmen, das mit einer gewissen Coketterie auf die rechte Kopfseite gestülpt war, von der die Enden dreier blonder Haarwülste herabhingen; sie waren vom Hinterhaupt nach vorn gekämmt, um so die Kahlheit des Scheitels einigermaßen zu maskiren.

Er bot ihr einen Sitz an, setzte sich zum Frühstück nieder, entschuldigte sich aber wegen der damit begangenen Unhöflichkeit.

»Mein Herr,« sagte sie, »ich werde Sie bitten —«

»Was ist Ihnen gefällig, Madame? Ich bin ganz Ohr.«

Sie setzte ihm ihre Lage auseinander.

Dem Notar war diese Lage bereits bekannt, da er in geheimen Beziehungen zu l'Heureux stand, der ihm immer

Capitalien zu Hypothekardarleihen verschaffte, wenn man solche durch seine Mitwirkung contrahiren wollte.

Er kannte daher besser als sie selbst die lange Geschichte ihrer Wechsel, die zuerst auf ganz kleine Beträge und für lange Fristen ausgestellt immer wieder erneuert worden waren, bis endlich der Tag herangekommen war, an welchem l'Heureux seinen Freund Vingart beauftragt hatte, im eigenen Namen die nöthigen gerichtlichen Schritte zu machen, da er im Dorfe unter seinen Bekannten nicht für einen herzlosen Tiger gehalten werden wollte.

Sie untermengte ihre Erzählung mit Recriminationen gegen l'Heureux, die der Notar von Zeit zu Zeit mit gleichgiltigen Worten beantwortete. Er aß sein Kalbsrippchen, trank seinen Thee und versenkte sein Kinn in die himmelblaue Cravate, die von zwei Diamantnadeln und einem goldenen Kettchen zusammengehalten wurde; sein Lächeln war ganz eigenthümlich, zweideutig und dabei immer süßlich. Als er bemerkte, daß ihre Füße naß waren, sagte er:

»Bitte, kommen Sie doch näher zum Ofen, legen Sie doch die Sohlen an die Porzellanplatten — noch etwas höher.«

Sie meinte, sie werde den Ofen beschmutzen.

Der Notar entgegnete in galantem Tone:

»Die Berührung schöner Dinge kann nie etwas verderben.«

Nun suchte sie ihn zu rühren und zu ihren Gunsten weich zu stimmen; sie erzählte ihm von der Bedrängniß in ihrer Haushaltung, von ihren Sorgen und Bedürfnissen.

Er sah das Alles recht gut ein; bei einer so eleganten Dame mußten sich ja natürlich eine Unzahl von Bedürfnissen ergeben; ohne sich im Essen zu unterbrechen, wendete er sich

gegen sie, bis sein Knie ihr Stiefelchen berührte, dessen Sohle sich bog und in der Berührung mit dem heißen Ofen dampfte.

Als sie aber endlich mit der Bitte herausrückte, er möge ihr dreitausend Francs leihen, preßte er die Lippen zusammen und erklärte dann, daß es ihm sehr leid thue, daß er nicht früher mit der Leitung ihres Vermögens betraut gewesen, da es selbst für eine Dame sehr viele und dabei sehr anständige Mittel gebe, ihr Geld zu guten Zinsen zu verwerthen; in den Torflagern von Grumesnil oder den Grundstücken bei Havre hätten sich ganz excellente Speculationen machen lassen.

Seine Worte, mit denen er ihr eine Perspective phantastisch großer Summen eröffnete, die sie zu gewinnen im Stande gewesen wäre, erfüllten sie mit Wuth.

»Warum,« fuhr er fort, »sind Sie denn nie früher zu mir gekommen?«

»Ich weiß nicht,« entgegnete sie.

»Ich möchte aber doch den eigentlichen Grund wissen. Sie haben sich wohl vor mir gefürchtet. Ich hätte wahrhaftig Ursache, mich über Sie zu beklagen. Wir kennen uns ja kaum! Und doch bin ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben! Ich will hoffen, daß Sie jetzt nicht mehr daran zweifeln?«

Er streckte seine Hand aus, erfaßte die ihrige, drückte einen langen heißen Kuß darauf und behielt sie dann auf seinem Knie; er spielte mit ihren Fingern und sagte ihr dabei eine Menge abgeschmackter Galanterien.

Seine fade Stimme summte gleich einem leise dahinfließenden Bächlein; durch das Spiegeln seiner Augengläser konnte man seine Augen glühen und funkeln sehen, seine Hand

rückte vorwärts in Emmas Aermel, um ihren Arm zu betasten. Der Hauch keuchender Athemzüge schlug an ihr Wange. Der Mensch wurde ihr über allen Ausdruck lästig.

Sie schnellte in die Höhe und sagte:

»Mein Herr, ich warte.«

»Worauf denn?« fragte der Notar, der plötzlich ganz bleich wurde.

»Auf das Geld.«

»Aber —«

Er gab dem Ausbruch eines unüberwindlichen Verlangens nach und rief:

»Nun wohl, ja!«

Er rutschte ihr auf den Knien nach ohne seines schönen Schlafrockes zu gedenken.

»Erbarmen Sie sich!« flehte er, »bleiben Sie! Ich liebe Sie!«

Er schlang den Arm um ihren Leib.

Ihr Angesicht war mit Purpur übergossen. Sie wich mit drohender, zürnender Miene vor ihm zurück und rief:

»Mein Herr, Sie wollen meine Lage in der unverschämtesten Weise benützen. Ich bin zu beklagen, aber nicht zu verkaufen.«

Sie verließ das Zimmer.

Der Notar war ganz verblüfft und starrte auf seine schönen Pantoffeln von Tapisseriearbeit. Sie waren ein Liebesgeschenk und ihr Anblick tröstete ihn ein wenig. Er bedachte auch, daß ein solches Abenteuer ihn allzuweit geführt haben würde.

»Der Elende! Der freche Wüstling! Eine solche Infamie!«

So sagte Emma zu sich selbst, als sie flüchtigen Fußes zwischen den Espen dahin eilte, die zu beiden Seiten der Straße gepflanzt waren. Das Bittere der Erfolglosigkeit steigerte die Entrüstung ihrer beleidigten Schamhaftigkeit; es wollte sie bedünken, daß das Schicksal sie hartnäckig verfolgte; ihrem Stolze und Hochmuth that dieser Gedanke wohl; nie zuvor hatte sie sich selbst so sehr geachtet, die Andern so gründlich verachtet. Eine Art von Rachedurst erfüllte ihr ganzes Seyn. Sie hätte die Menschen schlagen, ihnen ins Gesicht spucken, sie alle zermalmen mögen; raschen Schrittes setzte sie ihren Weg fort, sie war bleich, knirschte mit den Zähnen, glühte vor Wuth, blickte mit thränenden Augen am Horizont umher und fand ein eigenes Behagen an dem Hasse, der sie zu ersticken drohte.

Als sie ihr Haus erblickte, fühlte sie sich von einer Art von Erstarrung befallen. Sie konnte nicht mehr vorwärts und wußte doch, daß sie vorwärts mußte; wohin hätte sie auch fliehen sollen?

Felicité erwartete sie an der Hausthüre.

»Nun?« rief sie ihr entgegen.

»Nichts,« entgegnete Emma.

Sie beriethen nun eine Viertelstunde lang über alle die Persönlichkeiten, die sich in Yonville finden konnten, um Beistand in der verzweifelten Lage zu leisten. So oft aber Felicité Jemanden nannte, versetzte Emma:

»Ach, das ist nichts, der wird auch nicht wollen.«

»Und jetzt wird auch Herr Bovary bald nach Hause kommen.«

»Ich weiß es; laß mich jetzt allein!«

Sie hatte Alles versucht; sie hatte um keinen Ausweg

mehr vor sich; es stand ihr jetzt bevor, zu ihrem Manne bei seiner Heimkehr zu sagen:

»Entferne Dich von hier! der Teppich, auf den dein Fuß tritt, gehört nicht mehr uns; von deinem ganzen Haushalt ist Dir kein Möbel, keine Nadel, kein Strohhalm mehr zu eigen geblieben und weißt Du, armer Mann, wer Dich so ruinirt hat? ich, ich bin es, Du unglücklicher Mensch!«

Sie wußte, daß ihr Mann dann schluchzen, weinen und endlich verzeihen würde.

»Ja,« murmelte sie mit den Zähnen knirschend, »er wird mir verzeihen, er, der mir eine Million anbieten dürfte, und den ich dann doch nicht entschuldigen würde, daß er mich zu seiner Frau gemacht hat. Nie, nie könnte ich das thun, nie!«

Der Gedanke, daß Bovary besser als sie und ihr überlegen sey, brachte sie in Wuth, denn sie wußte, daß er die Katastrophe morgen, jetzt, in einigen Stunden erfahren mußte, gleichviel, ob sie gestehen oder verschweigen würde; sie mußte daher gefaßt seyn, die entsetzliche Scene durchzumachen und die Wucht seiner Großmuth zu ertragen.

Sie dachte daran, wieder zu l'Heureux zurückzukehren, mußte sich aber sogleich sagen, daß es völlig nutzlos seyn würde.

Sie wollte ihrem Vater schreiben, besann sich aber, daß es zu spät sey; sie bereute beinahe, jenem Notar nicht Gehör gegeben zu haben, als sie den Hufschlag eines herantrabenden Pferdes hörte.

Er, Charles war es; er öffnete die Einfriedungsthür und war im Gesichte fahler als die mit Gyps beworfene Wand.

Hinausstürzen und die Treppe hinabeilen war für sie das Werk eines Momentes; sie eilte über den Platz vor dem Hause; die Frau des Maire, die eben vor der Kirche mit Lestiboudois plauderte, sah sie in das Haus des Steuereinnehmers treten.

Sie eilte ihre Nachbarin, Frau Caron, davon zu unterrichten. Die beiden ehrenwerthen Damen stiegen auf den Boden hinauf, versteckten sich hinter die auf ausgespannten Stricken hängende Wäsche und postirten sich so, daß ihre Blicke das ganze Innere der Wohnung Binet's bestreichen konnten.

Er war in seiner Dachkammer ganz allein und eben drechselnd damit beschäftigt in Holz eine jener räthselhaften Elfenbeinarbeiten nachzuahmen, die aus Halbmonden und in einander gearbeiteten Kugeln bestehen, in ihrer Zusammensetzung einen Obelisk vorstellen und durchaus zu keinem Gebrauche zu verwenden sind; er schnitzelte an dem letzten Stück und war seinem Ziele nahe.

Im Halbdunkel der Werkstätte flog der gelbe Staub um sein Arbeitswerkzeug gleich den Funken, die ein galoppirendes Pferd mit seinen Hufeisen aus den Granitsteinen schlägt; die Räder der Drechselbank schnarrten und drehten sich in blitzschnellen Kreisen; Binet lächelte behaglich und hielt den Kopf auf die Arbeit herabgesenkt, während seine Nüstern weit offen standen; er schien ganz in jenes vollständige Glück versenkt zu seyn, das wohl nur mittelmäßigen Beschäftigungen eigenthümlich ist, weil sie den Verstand mit leichten Schwierigkeiten ergötzen und ihn mit einer Wirklichkeit sättigen, die auch nicht die Idee an einen höhern Genuß aufkommen läßt.

»Jetzt kömmt sie!« rief Madame Tuvache.

Das Schnarren der Drechselbank hinderte aber jedes Vernehmen der in Binet's Wohnung gewechselten Reden.

Nichtsdestoweniger glaubten die beiden Lauscherinnen endlich das Wort Francs gehört zu haben.

Madame Tuvache flüsterte ganz leise:

»Sie bittet ihn, ihr einen Aufschub in der Entrichtung ihrer Steuergebühren zu gestatten.«

»Es scheint so,« versetzte die Andere.

Sie sahen sie auf- und abgehen, jedes einzelne Stück des Hausraths sorgfältig betrachten und jeden Stuhl, jeden Leuchter einer Art von Prüfung unterziehen, während Binet sich den Bart mit vieler Selbstzufriedenheit streichelte.

»Sollte sie vielleicht etwas bei ihm bestellen wollen?« sagte Madame Tuvache.

»Er verkauft ja nichts,« erwiederte die Nachbarin.

Der Steuereinnehmer schien ihr aufmerksam zuzuhören und dabei große Augen zu machen, als wenn er kein Wort von allem dem, was sie sagte, verstehen könnte. Sie fuhr in zärtlicher, flehender Weise fort. Sie näherte sich ihm; ihr Busen wogte stürmisch; sie hatten zu sprechen aufgehört.

»Sie scheint ihm das Entgegenkommen erleichtern zu wollen,« meinte Madame Tuvache.

Binet war bis über die Ohren roth. Sie faßte seine Hände.

»Ah, das ist wahrhaftig zu stark!«

Sie mußte ihm wohl etwas ganz Entsetzliches vorgeschlagen haben, denn der Steuereinnehmer — er war ein muthiger Mann, hatte die Schlachten von Bautzen und Lützen mitgefochten, den französischen Feldzug mitgemacht und dabei das Kreuz der Ehrenlegion erhalten — fuhr plötzlich zurück, wie wenn er

von einer Schlange gestochen worden wäre und rief mit lauter Stimme:

»Madame, was fällt Ihnen ein? —«

»Man sollte solchen Weibern den Staupbesen geben!« seufzte Madame Tuvache in tugendhafter Entrüstung.

»Wo ist sie denn jetzt?« versetzte Madame Caron.

Sie war während der letzten Worte verschwunden.

Gleich darauf sahen die Beobachterinnen sie wieder durch die Hauptstraße eilen und rechts nach dem Kirchhofe abbiegen; sie erschöpften sich in Vermuthungen.

— — — — — — —

»Frau Rolet!« rief sie, als sie in das Zimmer der ehemaligen Amme ihrer Bertha trat, »ich ersticke, schnüren Sie mich auf!«

Sie sank auf das Bett hin und brach in heftiges Schluchzen aus. Frau Rolet deckte sie mit einem Rocke zu und blieb neben ihr stehen. Als sie aber alle an sie gerichtete Fragen nicht beantwortete, entfernte sich die gute Frau wieder, nahm ihr Spinnrad und kehrte wieder zu ihrer frühern Beschäftigung zurück.

»Hören Sie doch einmal auf!« murmelte Emma.

Sie hatte das Schnurren der Drechselbank Binet's zu hören geglaubt.

»Was mag sie denn geniren?« fragte die Amme im Selbstgespräche. »Warum mag sie denn eigentlich hierher gekommen seyn?«

Sie war gekommen, weil eine Art panischen Schreckens sie von ihrem Hause wegscheuchte.

Auf dem Rücken unbeweglich liegend, stier umherblickend, vermochte sie die Gegenstände kaum zu unterscheiden,

obwohl sie ihre Aufmerksamkeit mit der Beharrlichkeit eines Idioten concentrirte. Sie betrachtete die Risse an der Mauer, die im Camin glimmenden und rauchenden Brände und eine lange Spinne, die in der Spalte eines Balkens ihr zu Häupten kroch. Endlich sammelte sie ihre Gedanken. Sie vermochte sich wieder zu erinnern. Es fiel ihr bei, daß sie eines Tages mit Leon hier gewesen war. Ach, wie weit lag das jetzt hinter ihr! Die Sonne hatte sich im Strome gespiegelt, die Blumen hatten ihre süßesten Düfte ausgehaucht. Von ihren Erinnerungen wie von einem reißenden Waldstrome hinweggeschwemmt, ging sie vorwärts in der Zeit und gelangte endlich dahin, daß sie sich des gestrigen Tages erinnerte.

»Wie viel Uhr ist es?« fragte sie.

Frau Rolet ging hinaus, hielt die Finger der rechten Hand gegen eine lichte Stelle des Himmels empor, kehrte langsam zurück und sagte:

»Drei Uhr bald.«

»Danke, danke!«

Er mußte ja jetzt kommen, mußte Geld bringen. Vielleicht war er bereits in ihrer Wohnung; er konnte ja nicht wissen, daß sie hierher gekommen; sie befahl der Amme, nach ihrer Wohnung zu eilen und ihn hierher zu bringen.

»Eilen Sie sich!«

»Ich gehe ja schon, Madame, ich gehe schon!«

Sie war jetzt über sich selbst erstaunt, daß sie nicht von allem Anfange her an ihn gedacht hatte; er hatte ihr ja gestern sein Wort gegeben und es gewiß nicht gebrochen; sie sah sich bereits wie sie l'Heureux dreitausend Francs in Banknoten vor die Füße warf. Sie hätte dann nur mehr eine Ge-

schichte zu erfinden, um in Bovary's Augen den ganzen Vorgang zu beschönigen. Was sollte sie ihm nun sagen?

Die Amme blieb sehr lange aus. Da jedoch keine Uhr in der Hütte war, so tröstete sich Emma mit dem Gedanken, daß nur ihre Ungeduld ihr die Zeit so lange erscheinen lasse. Sie ging langsam, Schritt für Schritt, im Garten auf und ab; sie verfolgte den Pfad längs der Hecke und kehrte dann rasch zurück, hoffend, daß die gute Frau auf einem andern Wege zurückgekehrt seyn würde. Des Wartens endlich müde geworden, von Beängstigungen bestürmt, die sie stets von sich abzuweisen suchte, nicht mehr wissend, ob sie seit einem Jahrhundert oder seit einer Minute hier verweilte, setzte sie sich in einen Winkel, schloß die Augen und stopfte sich die Ohren zu.

Endlich hörte sie die Thürangeln knarren und sprang von ihrem Sitze auf; ehe sie jedoch noch ein Wort über die Lippen bringen konnte, sagte Frau Rolet:

»Es ist Niemand bei Ihnen gewesen.«

»Was sagen Sie?«

»Daß gar Niemand bei Ihnen gewesen ist. Herr Charles weint. Er wünscht Sie zu sprechen. Man sucht Sie aller Orten.«

Emma antwortete nichts. Sie keuchte mehr, als sie athmete, während die über ihren Gesichtsausdruck erschreckte Bäuerin unwillkürlich zurückfuhr und sie für wahnsinnig hielt. Plötzlich schlug sich Emma vor die Stirn und stieß einen Schrei aus; das Andenken Rudolphs war gleich einem Blitze in dunkler Nacht in ihrem Geiste aufgetaucht. Er war ja so gut, so zartfühlend, so großmüthig! Und sollte er auch zögern, ihr diesen Dienst zu erweisen, so würde sie ihn dazu zu

zwingen wissen; sie brauchte ihn ja nur einen Augenblick lang an ihre frühere Liebe zu erinnern.

Demnach brach sie nach La Huchette auf, ohne zu gedenken, daß sie sich freiwillig einer Situation aussetzte, über die sie zuvor in solche Entrüstung gerathen war, ohne im Mindesten zu ahnen, daß sie sich im eigentlichsten Sinne des Wortes prostituirte.

VII.

Während des Weges fragte sie sich:

»Was soll ich ihm sagen? Womit werde ich beginnen?«

In dem Maße, in welchem sie weiter ging, erkannte sie alle bekannten Gegenstände einer früheren Zeit wieder; alle Gebüsche, Bäume, Binsen, die Hügel und das Schloß. Es tauchten die Empfindungen ihrer ersten Zärtlichkeit wieder in ihr auf und ihr armes gedrücktes Herz schlug wieder in freieren, kräftigeren Schlägen. Ein lauer Wind wehte ihr ins Angesicht, der im Schmelzen begriffene Schnee fiel tropfenweise von den Gebüschen und Stauden zu Boden.

Wie in alter Zeit ging sie durch das kleine Parkpförtchen und gelangte dann in den großen Hof, durch welchen eine Doppelallee alter starker Lindenbäume führte. Ihre langen Aeste und Zweige schwangen rauschend und pfeifend im Winde hin und her. Im Hundestall bellten sämmtliche Hunde; ihr Gebell schallte weit hin in die stille Luft hinaus, ohne daß ein Mensch sichtbar geworden wäre.

Sie stieg die breite, mit hölzernen Rampen versehene Haupttreppe hinauf, die zu einem mit staubigen Quadern ge-

pflasterten Corridor führte; mehre Zimmer öffneten sich der Reihe nach auf diesen, wie in Klöstern oder in Gasthöfen.

Das Zimmer, in welchem sie Rudolph immer getroffen hatte, war das letzte links. Als sie aber die Finger auf die Klinke legte, fühlte sie sich plötzlich von ihren Kräften verlassen. Sie fürchtete, daß er nicht da seyn werde, sie wünschte es beinahe, und doch war dies ihre einzige Hoffnung, die einzige Möglichkeit der Rettung; sie sammelte sich noch einen Augenblick, fachte ihren Muth an dem Bewußtseyn der dringenden Nothwendigkeit wieder an und trat ein.

Er saß am Caminfeuer, hatte beide Füße auf den Feuerhund gestützt und stopfte sich eben eine Pfeife.

»Sieh einmal! Sie kommen zu mir!« sagte er und stand rasch von seinem Sitze auf.

»Ja, ich bin es! Rudolph, ich möchte mir einen Rath von Ihnen erbitten.«

Trotz allen ihren Anstrengungen war es ihr jedoch unmöglich, ein Wort über die Lippen zu bringen.

»Sie haben sich nicht geändert; Sie sind noch immer allerliebst und reizend.«

»O,« entgegnete sie in bitterem Tone. »meine Reize sind ärmlicher Natur, mein Freund, Sie würden sie sonst nicht verschmäht haben.«

Er suchte nun eine Erklärung seines Benehmens zu geben und entschuldigte sich in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken, weil er nichts Besseres zu ersinnen vermochte.

Sie schenkte seinen Worten Glauben, mehr aber noch seiner Stimme und seiner ganzen äußern Erscheinung; sie schien den von ihm angegebenen Vorwänden des Bruches

Glauben zu schenken, oder that es auch wirklich allen Ernstes. Er erzählte ihr unter Anderem von einem Geheimniß, das mit im Spiele gewesen seyn sollte, und von dem die Ehre und selbst das Leben einer dritten Person abgehangen hätte.

»Gleichviel,« sagte sie endlich in melancholischem Tone, »ich habe sehr viel gelitten.«

In philosophischem Tone entgegnete er:

»Das Leben ist nun einmal so beschaffen.«

»Haben Sie wenigstens,« fuhr Emma fort, »seit unserer Trennung glücklich gelebt?«

»Hm! Weder glücklich noch unglücklich.«

»Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn wir uns nie verlassen hätten.«

»Ja wohl — vielleicht!«

»Glaubst Du das?« sagte sie, indem sie sich ihm näherte.

Sie seufzte und fuhr fort:

»O Rudolph! Wenn Du wüßtest! Ich habe Dich sehr geliebt!«

Sie faßte nun seine Hand; ihre Finger blieben ineinander verschlungen, wie zu jener Zeit, als die Ackerbaucomitien stattgefunden hatten.

Ein Rest von Stolz drängte ihn, sich gegen die ihn beschleichende Rührung zu wahren.

Sie ließ sich jedoch an seine Brust sinken und sagte:

»Wie willst Du, daß ich ohne Dich leben soll? Man kann die Gewohnheit des Glückes nicht so leicht aufgeben! Ich war verzweifelt, ich habe geglaubt sterben zu müssen! Ich werde Dir alles das erzählen und Du wirst Dich wundern — Du aber. Du hast die Flucht vor mir ergriffen —«

Er war ihr nemlich seit drei Jahren sehr sorgsam in Folge jener erbärmlichen Niederträchtigkeit ausgewichen, die das starke Geschlecht characterisirt; Emma fuhr mit den Manieren und dem Wesen eines schmeichelnden, verliebten Kätzchens fort:

»Du liebst Andere. Gestehe es. O, ich begreife das und entschuldige sie; Du wirst sie verführt haben, wie Du mich verführt hast. Du, Du bist ein echter Mann, Du besitzest Alles, was Liebe anregen kann und muß. Wir werden aber unser Verhältniß wieder von vorn beginnen, nicht wahr? Wir werden uns wieder lieben! Siehst Du, ich kann wieder lachen, ich bin wieder glücklich! Aber so rede doch!«

Sie war ganz entzückend anzuschauen; die Thräne in ihrem Auge glich einem Thautropfen in einem Agatkelch.

Er zog sie auf seine Knie und streichelte mit dem Rücken seiner Hand ihre glatten Haarflechten, in denen sich im Dämmerlichte ein letzter Sonnenstrahl wie in einem Spiegel reflectirte. Sie neigte ihm ihre Stirn zu; er küßte sie sanft mit zugespitzten Lippen auf die Augenlider.

»Du hast ja geweint!« sagte er. »Warum denn?«

Sie brach in heftiges Schluchzen aus. Rudolph hielt dies für einen Ausbruch ihrer Liebe; als sie wieder schwieg, nahm er ihr Stillschweigen für eine letzte Aeußerung der Schamhaftigkeit und sagte:

»Ach, vergib mir! Du bist das einzige Weib, das mir gefällt. Ich bin thöricht und böse gewesen! Ich liebe Dich, ich werde Dich immer lieben! Aber was hast Du denn? So rede doch!«

Er kniete vor ihr nieder.

»So wisse denn, Rudolph, ich bin verloren — wenn Du mir nicht dreitausend Francs leihest.«

»Aber — aber —« sagte er, sich emporrichtend, während seine Züge einen ernsteren Charakter annahmen.

»Du weißt,« fuhr sie nun mit großer Zungengeläufigkeit fort, »daß mein Mann sein ganzes Vermögen bei einem Notar placirt hatte; dieser Notar ist unsichtbar geworden. Wir mußten Gelder aufnehmen, die Patienten zahlten nicht. Uebrigens ist unsere Erbschaftsliquidation noch nicht zu Ende, wir werden später wieder zu Geld kommen. Heute aber sollen wir wegen dreitausend Francs gepfändet werden, und zwar binnen wenigen Stunden schon; auf deine Freundschaft bauend und von ihr Rettung hoffend bin ich hierher gekommen.«

»Ach,« dachte Rudolph, der plötzlich ganz bleich wurde, »deswegen ist sie also gekommen?«

Mit ruhigerer Miene sagte er sodann:

»Madame, ich habe das Geld nicht.«

Er log damit nicht. Hätte er das Geld gehabt, so würde er es ihr ohne Zweifel gegeben haben, obwohl es im Allgemeinen unangenehm ist, derartige schöne Handlungen zu verrichten; ein Ansinnen um Geld ist von allen kalten Regenschauern die kälteste und eindringlichste Douche, die es je gegeben hat.

Sie fixirte ihn einige Minuten lang und rief dann aus.

»Du hast sie nicht!«

Sie wiederholte dieses »Du hast sie nicht!« mehremal und fuhr dann fort:

»Ich hätte mir diese letzte Schmach ersparen sollen. Du

hast mich nie geliebt! Du bist nicht mehr werth als die Anderen!«

Sie verrieth sich und richtete sich damit völlig zu Grunde.

Rudolph unterbrach sie mit der Versicherung, daß er selbst jetzt eben Geldverlegenheiten habe.

»O, ich bemitleide Dich,« sagte Emma. »Ich bedauere Dich von ganzem Herzen.«

Ihr Blick fiel bei diesen Worten auf eine damascirte Jagdflinte, die mit andern glänzenden Waffen trophäenartig aufgehängt war.

»Wenn man aber gar so arm ist,« fuhr sie fort, »so pflegt man ja kein Silber an dem Schaft seiner Flinte zu haben; man kauft auch keine Pendeluhren mit schildkrötenen Incrustationen.«

Sie hatte bei diesen Worten auf eine kostbare derartig geschmückte Uhr gezeigt und dann weiter gesprochen, gewissermaßen ein Inventarium der im Zimmer befindlichen Gegenstände entwerfend und sie ihrer Reihe nach berührend:

»Man läßt dann nicht mit Email belegte Pfeifchen an seinen Hetzpeitschen anbringen und trägt keine kostspieligen Berlocken an seiner Uhr. O, ihm fehlt nichts, gar nichts, selbst nicht das Service mit den Liqueurfläschchen; ja, Du hältst was auf Dich, Du liebst Dich, Du lebst gut, Du hast ein Schloß, Pachthöfe und Waldungen, Du stellst Treibjagden an und machst Reisen nach Paris —«

»Und wenn Du auch nur mehr solche Dinge hättest!« rief sie aus, indem sie seine auf der Caminplatte liegenden Manschetten zur Hand nahm; »auch aus solchen Lappalien

läßt sich Geld machen. Ich will aber nichts von Dir! Behalte Alles!«

Sie schleuderte die Knöpfchen mit solcher Heftigkeit gegen die Wand, daß das Kettchen, von dem sie zusammengehalten wurden, in Stücke brach.

»Ich,« sprach sie weiter, »ich würde Dir Alles gegeben haben, ich hätte Alles verkauft, hätte schwere Arbeiten verrichtet, hätte an der Straße gebettelt, um nur deines Lächelns, deines Blickes theilhaftig zu werden, um aus deinem Munde ein Wort des Dankes hören zu können. Du aber, Du bleibst da ruhig in deinem Lehnstuhl sitzen, als wenn Du noch nicht genug Leiden über mich gebracht hättest. Weißt Du aber auch, daß ich, wenn ich Dich nicht kennen gelernt hätte, glücklich geblieben wäre? Wer und was hat Dich denn veranlaßt, mich in meinem Glück zu stören? War es vielleicht eine Wette, die Dir Veranlassung dazu gab? Und doch sagtest Du, daß Du Liebe für mich empfändest — erst noch vor wenig Minuten. O, hättest Du mir lieber die Thüre gewiesen! Noch glühen meine Hände von deinen Küssen, und hier ist der Platz auf dem Teppich, auf welchem Du zu meinen Füßen kniend mir ewige Liebe schwurst. Du hast mich an diese Liebe glauben lassen; Du hast mich zwei Jahre lang in dem süßesten und dem herrlichsten Traume erhalten. — Gedenkst Du noch unserer Reisepläne? Sprich! O, dein Brief, dein Brief! Er hat mein Herz zerrissen! Und jetzt, da ich zu ihm zurückkehre, zu ihm, der reich, glücklich und frei ist, um mir einen Beistand zu erbitten, den mir der nächst Beste nicht verweigern würde, jetzt, da ich flehend mich ihm nahe und ihm meine ganze Zärtlichkeit bringe, stößt er mich von sich, weil er dreitausend Francs ausgeben soll.«

»Ich habe sie nicht!« antwortete Rudolph mit jener tiefen Ruhe, deren sich ein decidirter Zorn wie eines Schildes zu bedienen pflegt.

Sie verließ das Zimmer. Die Wände bebten, der Plafond schien einstürzen zu wollen; als sie durch die lange Allee zurückkehrte, stolperte sie über die Haufen dürrer Blätter, mit denen der Wind sein Spiel trieb. Sie kam endlich an's Gitterthor und zerbrach sich fast die Nägel an den Fingern, um nur das Schloß schleunig öffnen zu können. Hundert Schritte weiter blieb sie athemlos und dem Umsinken nahe stehen. Sie wendete sich noch einmal um und betrachtete das Schloß mit seinem Park, den Gärten, den drei Höfen und allen Fenstern seiner bedeutenden Façade.

Sie war betäubt und verblüfft; sie hatte beinahe das Bewußtseyn ihrer selbst verloren; das Schlagen ihrer Pulse glaubte sie wie eine betäubende, die ganze Landschaft erfüllende Musik zu hören. Der Boden unter ihren Füßen war weicher als Wasser, und die Furchen der Felder erschienen ihr wie eben so viele braune, brausende Wogen. Jede Erinnerung und jeder Gedanke entwich ihrem Geiste mit einem Male, gleich den unzähligen Raketen einer Feuerwerksgarbe. Dann sah sie im Geiste ihren Vater wieder, dann das Zimmer des Kaufmanns l'Heureux, das ebenerdige Zimmer in ihrem eige-Hause und dann wieder eine andere Landschaft.

Der Wahnsinn erfaßte sie als willkommene, längst vorbereitete Beute; unsägliche Angst durchdrang ihr ganzes Wesen; sie fürchtete sich und raffte ihre Gedanken, obwohl nur unvollständig und theilweise, zusammen; die Verwirrung klärte sich nicht ganz, denn sie vermochte sich nicht mehr an die Ur-

sache ihres entsetzlichen Zustandes, nemlich an die Geldverlegenheit, zu erinnern.

Sie litt nur mehr in ihrer Liebe; sie fühlte wie der Geist sie dieser Erinnerung halber verließ, gleich jenen Verwundeten, die im Todeskampf deutlich empfinden, wie ihr Leben aus der blutenden Wunde entweicht.

Die Nacht senkte sich auf die Gegend herab; Krähen und Raben kreisten umher.

Plötzlich schien es ihr, als wenn feuerfarbene Kugeln gleich eben so vielen Bomben in die Luft platzten oder sich in wirren Kreisen immer tiefer und tiefer drehten, um endlich zwischen den Baumästen im Schnee zu schmelzen. Inmitten dieser Kreise erschien ihr Rudolphs Angesicht, das sich dann vervielfältigte. Die vielen Gesichter näherten sich einander und schienen in sie eindringen zu wollen, dann verschwand wieder Alles und sie erkannte die Lichter der Häuser, die von Weitem durch den Nebel schimmerten.

Jetzt erschien ihr endlich ihre Lage wieder gleich einem tiefen Abgrunde. Sie keuchte, als wenn ihr das Herz zerspringen gewollt hätte. In einer Anwandlung von Muth, die sie fast freudig stimmte, eilte sie den Straßenabhang hinab, dann weiter über den kleinen Steg, den Fußpfad entlang, durch die Allee und die Markthallen, bis sie endlich vor der Apotheke anlangte.

Es war eben Niemand darin; sie wollte eintreten; bei dem Ton der Thürklingel hätte aber Jemand kommen können; sie schlüpfte ins Haus des Apothekers durch ein kleines Pförtchen, hielt den Athem zurück, tastete sich an den Wänden fort und gelangte so bis an die Thür der Küche, in welcher eine

auf dem Herde stehende Lampe brannte; Justin, in Hemdärmeln, holte eben eine Schüssel.

„Ach, sie sind beim Essen! Ich will einen Augenblick warten.“

Er kam zurück. Sie pochte an eine Fensterscheibe. Er eilte zu ihr hinaus.

„Gib mir den Schlüssel! Von dort oben! Wo die —“

„Was wollen Sie denn eigentlich?

Er betrachtete sie und war ganz erstaunt über die Blässe ihres Antlitzes, das in der finstern Nacht ganz kreideweiß aussah. Sie kam ihm außerordentlich schön und majestätisch wie ein abgeschiedener Geist vor; er begriff nicht, was sie eigentlich wollte, ahnte aber, daß sie Furchtbares im Schilde führe.

Fast flüsternd, mit sanfter, einschmeichelnder Stimme fuhr sie jedoch fort:

„Ich will es so! Gib mir den Schlüssel! Ich brauche ihn!“

Durch den dünnen Breterverschlag, der die Küche von den Zimmern schied, hörte man das Klappern der Messer und Gabeln vom Speisesaale her.

Sie sagte nun, sie brauche Gift, um die Ratten zu tödten, deren Treiben sie bei Nacht nicht schlafen ließen.

„Ich muß es Herrn Homais sagen.“

„Nein, das ist ganz unnöthig, bleibe nur hier!“

Mit gleichgiltiger Miene setzte sie sodann hinzu:

„Es wäre unnöthige Mühe, ich werde es ihm dann selbst sagen. Komm, leuchte mir!“

Sie ging in den Corridor, auf den sich die Thüre des

Laboratoriums öffnete. An der Wand hing ein Schlüssel, an welchem ein Zettel mit der Aufschrift Kapharnaum befestigt war.

»Justin!« rief der Apotheker, der bereits ungeduldig wurde.

»Komm herauf!«

Er folgte ihr.

Sie öffnete die Thür des verhängnißvollen Raumes und ging gerade auf den dritten Schrank zu.

Ihr Gedächtniß täuschte sie nicht; sie erkannte die blaue Büchse, in der eine giftige Substanz verwahrt war, riß den Stöpsel heraus, steckte die Hand hinein, zog sie mit einem weißen Pulver gefüllt wieder heraus und schluckte es hinunter.

»Um Gottes willen, was thun Sie da? Halten Sie ein!« rief Justin, indem er sich auf sie warf.

»Schweige! Es könnte Jemand kommen!«

Verzweifelnd wollte er nach Hilfe rufen.

»Sage Niemanden etwas, Du würdest deinem Herrn Verdruß bereiten!«

Sie entfernte sich, fühlte eine tiefe Beruhigung und glaubte eine Pflicht erfüllt zu haben.

— — — — — — — — — — —

Als Charles, den die Nachricht von der bevorstehenden Pfändung ganz außer Fassung gebracht hatte, sein Haus betrat, war Emma eben fortgegangen. Er schrie, weinte, wurde ohnmächtig; all das fruchtete aber nichts, sie wollte noch immer nicht zurückkommen. Wo konnte sie seyn? Er schickte die Magd um Erkundigung zu Homais, zu Tuvache, zu l'Heureux, in den Gasthof zum »goldenen Löwen,« überall hin; so oft seine

Seelenangst ihm einiges Nachdenken gestattete, wurde ihm fürchterlich zu Muthe; er sah seine Stellung vernichtet, sein Vermögen verloren, Bertha's Zukunft ruinirt! Und warum? — Er vermochte sich den Grund nicht anzugeben. —

In so peinlicher Stimmung wartete er bis sechs Uhr Abends. Dann konnte er es nicht mehr aushalten; in der Meinung, daß sie vielleicht nach Rouen gegangen sey, ging er auf die Straße hinaus, legte eine Strecke Wegs zu Fuße zurück, begegnete Niemanden, wartete noch eine Weile und kehrte dann zurück.

Sie war bereits nach Hause gekommen.

»Was hatte es nur gegeben? — Wie so ist dies Unglück über uns hereingebrochen? Erkläre mir? —«

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, schrieb einen Brief, faltete ihn zusammen und siegelte ihn mit großer Langsamkeit, nachdem sie zuvor das Datum des Tages und die Stunde sorgsam hinzugesetzt hatte.

Sie sagte dann in feierlichem Tone:

»Morgen kannst Du diesen Brief lesen; bis dahin bitte ich Dich, keinerlei Frage an mich zu richten! — Nicht eine! — Ich werde nicht antworten!

»Aber —«

»O, lasse mich!«

Sie legte sich auf ihr Bett uud schlief ein.

Ein brennender Geschmack, den sie im Munde verspürte, weckte sie auf. Sie sah Charles und schloß die Augen wieder zu.

Sie beobachtete sich selbst mit großer Neugier und Sorgfalt, um zu erforschen, ob sie nicht litte. Sie fühlte noch nichts.

Sie horchte auf das Picken der Pendeluhr und auf das Prasseln des Feuers; Charles stand neben ihrem Bette und horchte auf ihre Athemzüge.

»Der Tod,« dachte sie, »ist doch wahrhaftig nicht so furchtbar, als man sich ihn denkt. Ich werde einschlafen, nicht mehr aufwachen und dann wird Alles aus seyn.«

Sie trank einen Schluck Wasser und wendete sich gegen die Wand.

Die herbe, brennende Empfindung im Munde nahm zu. Sie glaubte Tinte im Munde zu haben.

»Mich dürstet! O mich dürstet!« seufzte sie.

»Was fehlt Dir denn?« sagte Charles, indem er ihr ein Glas Wasser reichte.

O nichts! — Es wird schon vorübergehen. — Oeffne das Fenster! — Ich ersticke!«

Plötzlich wurde sie von Brechneigung befallen; sie hatte kaum mehr Zeit ihr Schnupftuch, das unter dem Polster lag, zu ergreifen und an den Mund zu führen.

»Nimm es weg!« sagte sie rasch, »wirf es weg!«

Er bestürmte sie mit Fragen. Sie antwortete nicht und hielt sich ganz unbeweglich, aus Furcht, daß die leiseste Bewegung den Brechreiz erneuern würde. Dabei fühlte sie eine eisige Kälte von den Füßen bis zum Herzen emporsteigen.

»Jetzt beginnt es,« murmelte sie mit halblauter Stimme.

»Was sagst Du?«

Sie schüttelte den Kopf mit sanftem und doch sichtlich angsterfülltem Wesen; dabei bewegten sich die Kinnladen ohne Unterlaß, als wenn sie etwas sehr Schweres auf der Zunge gehabt hätte.

Um acht Uhr begann das Erbrechen von Neuem.

Charles bemerkte, daß auf dem Boden des Gefäßes, in welches sie sich brach, eine Art weißen Sandes sich an das Porzellan ansetzte.

»Das ist doch ganz außerordentlich und sonderbar!« meinte er zu wiederholtenmalen.

Sie gewann es über sich mit kräftiger Stimme zu entgegnen:

»Nein! Du irrst Dich!«

In sehr zarter, beinahe schmeichelnder, liebkosender Weise fuhr er ihr mit der Hand über den Magen. Sie stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus. Er fuhr erschrocken zurück.

Endlich konnte sie sich nicht mehr zurückhalten und mußte leise wimmern und ächzen. Schüttelfrost erfaßte sie; sie wurde bleicher als die weiße Bettdecke, in die ihre Finger sich krampfhaft einbohrten. Ihr Puls war ungleich und kaum mehr fühlbar. Ihr Angesicht war fast bläulich und mit kalten Schweißtropfen bedeckt, die unter dem Einfluß kalten Metalldunstes zu erstarren schienen. Ihre Zähne klapperten und schlugen hörbar aneinander; ihre Augen waren größer als sonst und blickten ausdruckslos umher; auf alle an sie gerichteten Fragen hatte sie nur ein stummes Kopfschütteln zur Antwort; zwei- bis dreimal konnte Charles auch ein sanftes Lächeln bemerken.

Nach und nach wurde das Aechzen jedoch stärker. Dumpfes Heulen entrang sich ihrer Brust; sie behauptete, es gehe ihr besser und sie werde gleich wieder aufstehen. Sie verfiel jedoch in krampfhafte Zuckungen und rief:

»Es ist gräßlich! Ich kann nicht mehr!«

Er kniete an ihrem Bette nieder.

»Rede! Was hast Du gegessen? Antworte doch, um des Himmels willen, rede nur ein einziges Wort!«

Aus seinen Augen sprach so viel Zärtlichkeit, wie sie nie zuvor an ihm bemerkt hatte.

»Es sey!« sagte sie mit erlöschender Stimme; — »dort — dort —«

Mit einem Sprunge war er bei dem Schreibtische, entsiegelte das dort liegende Schreiben und las mit lauter Stimme:

»Niemand hat an meinem Tode Schuld —«

Er hielt inne, fuhr sich mit der Hand über die Augen und las wieder:

»Großer Gott! Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

Er brachte dann kein Wort mehr hervor, als: »Vergiftet! Vergiftet!«

Felicité eilte zu Homais, der dasselbe entsetzliche Wort laut auf dem Platze vor der Apotheke ausrief; Madame Lefrançois hörte es bis in ihren Gasthof; mehre Leute, die schon im Bette lagen, standen auf, um den Nachbarn das Gehörte zu erzählen; bald war das ganze Dorf auf den Beinen.

Bleich, außer aller Fassung, stammelnd, dem Umsinken nahe trieb sich Charles in seinem Zimmer herum. Er stieß an die Möbel, riß sich die Haare aus; der Apotheker hatte keine Ahnung davon, daß es einen so entsetzlichen Anblick geben könne.

Homais kehrte in seine Wohnung zurück, um den Doctoren Canivet und Larivière zu schreiben. Er hatte ganz den Kopf verloren und schrieb wohl fünfzehn Briefe, ehe er endlich

mit einem zu Stande kam. Hippolyt eilte nach Neufchatel und Justin überjagte Bovary's Pferd dermaßen, daß er es halbtodt unter Wegs liegen lassen mußte.

Charles wollte sich in seinen medicinischen Büchern Rath erholen; er konnte aber nicht lesen; die Zeilen tanzten ihm vor den Augen herum.

»Ruhe! Ruhe!« mahnte der Apotheker. Es handelt sich ja nur um die Verabreichung eines kräftigen Gegenmittels. Was hat sie denn für ein Gift genommen?

Charles zeigte den Brief. Sie sagte darin, daß sie Arsenik genommen.

»Nun,« versetzte Homais, »wir müssen eine Analyse vornehmen.«

Er wußte, daß bei allen Vergiftungen von Gerichtswegen eine Analyse gemacht werden müsse; Charles, der ihn gar nicht verstand, antwortete nur:

»Ja, ja, stellen Sie sie an! Retten Sie sie!«

Er kehrte dann zum Bette seiner Frau zurück, sank schluchzend neben demselben auf dem Teppich zusammen und lehnte den Kopf an das hölzerne Fußende der Lagerstätte.

»Weine nicht!« sagte sie zu ihm. »Ich werde Dich bald nicht mehr quälen.«

»Aber warum hast Du es gethan? Was hat Dich dazu gedrängt?«

Sie versetzte:

»Es mußte seyn, mein Freund.«

»Warst Du nicht glücklich? Bin ich schuld daran? Ich habe doch gethan, was ich nur immer konnte!«

»Ja, das ist wahr — Du — Du bist gut.«

Sie fuhr ihm mit der Hand langsam über die Haare; die Süßigkeit dieser Empfindung steigerte seine Traurigkeit noch mehr; er fühlte sein ganzes innerstes Wesen in Verzweiflung bei dem Gedanken vergehen, daß er sie in einem Augenblick verlieren sollte, in welchem sie ihm mehr Liebe als seit lange bezeugte und dabei wußte er kein Mittel; er fand nichts, er wagte nichts; gerade die nothwendige Dringlichkeit eines augenblicklichen Entschlusses brachte ihn ganz außer Fassung.

Sie meinte nun mit allen Verräthereien, Niedrigkeiten und Begehrlichkeiten, die sie gemartert hatten, zu Ende gekommen zu seyn. Jetzt haßte sie Niemanden mehr; ihre Gedanken waren nicht mehr klar, sondern dämmerten blos; von allen Tönen der Erde hörte Emma nichts mehr, als die Lamentationen des armen, sanften, bescheidenen Herzens, das letzte Echo einer sich entfernenden Symphonie.

»Bringe mir die Kleine,« sagte sie, indem sie sich emporrichtete und auf den Ellbogen stützte.

»Ist Dir nicht schlechter als zuvor?« fragte Charles.

»Nein! Nein!«

Die Magd trug das Kind herein; es hatte ein langes Nachthemdchen an, aus dem die nackten Füßchen hervorragten; es sah sehr ernst aus und schien noch im Traume befangen zu seyn. Mit erstaunten Blicken betrachtete die Kleine die im Zimmer herrschende Unordnung; von den vielen Lichtern, die man angezündet hatte, geblendet, zwinkerte und blinzelte sie mit den Augen.

Die Lichter mochten sie ohne Zweifel an jene Tage des Jahres erinnern, an welchen sie am frühen Morgen vor Tagesanbruch aufgeweckt, bei noch brennenden Lichtern in

*

das Bett zur Mutter gelegt wurde, um dort kleine Geschenke in Empfang zu nehmen; sie sagte daher:

»Wo sind denn die Sachen, Mama?«

Als ihr Niemand Antwort gab, wiederholte sie:

»Aber ich sehe ja die Sachen nicht!«

Die Magd neigte sie gegen das Bett herab; das Kind blickte aber noch immer nach der Caminplatte.

»Hat vielleicht die Amme meine Sachen genommen?« fragte die kleine Bertha.

Das Wort Amme erinnerte Emma an ihren vielfältigen Ehebruch und an all das Unglück, das dessen Folge gewesen war; sie wendete ihr Haupt mit Widerwillen ab, als wenn sie den Geschmack eines noch stärkern Giftes im Munde empfunden hätte. Bertha saß jedoch noch immer auf dem Bette.

»Mama,« begann das Kind, »was Du für große Augen hast! Wie Du bleich bist! Wie Du schwitzest!«

Emma fixirte das Kind.

»Ich fürchte mich,« sagte die Kleine und beugte sich zurück.

Emma faßte ihr Händchen, um es zu küssen; Bertha sträubte sich.

»Genug, genug! Bringt sie weg!« rief Charles, der im Alcoven laut schluchzte. Es trat nun ein augenblicklicher Stillstand in der Entwicklung der Symptome ein; sie schien weniger aufgeregt zu seyn; bei jedem unbedeutenden Wort, bei jeder ruhigeren Bewegung ihrer Brust schöpfte Charles neue Hoffnung.

Als Doctor Canivet ins Zimmer trat, warf sich der Unglückliche weinend in dessen Arme.

„Sie sind es! Tausend Dank! Sie sind gut, herzensgut! Es geht ihr aber besser! Sehen Sie sie nur einmal an!“

Der fremde Arzt war durchaus nicht dieser Ansicht und da er keine langen Umwege in einem so verzweifelten Falle zu machen gesonnen war, ordnete er sofort ein Brechmittel, um ihren Magen von dem giftigen Stoffe ganz zu entleeren.

Bald trat nun Bluterbrechen ein. Ihre Lippen waren noch krampfhafter als zuvor zusammengepreßt, die Glieder convulsivisch verzerrt, der Körper mit braunen Flecken wie übersäet; der fadendünne Puls war gespannt gleich der Saite eines Instrumentes, die zu reißen droht.

Sie brach in ein entsetzliches Jammergeschrei aus. Sie verfluchte das Gift, schmähte es, bat es dann wieder, sich mit seiner Wirkung zu beeilen und stieß mit ausgestrecktem Arm alles von sich, was Charles, der mehr todt als lebendig zu seyn schien, ihr zum Trinken darreichte. Er stand an ihrem Bette, das Schnupftuch gegen die Lippen gepreßt, röchelnd, weinend und von dem Schluchzen, das seinen Körper bis auf die Fersen hinab erschütterte, halb erstickt.

Felicité rannte im Zimmer hin und her; Homais war unbeweglich wie eine Statue und stieß dabei tiefe Seufzer aus; Dr. Canivet, der bisher seine Ruhe und Sicherheit keinen Augenblick eingebüßt hatte, fing nichtsdestoweniger an, einige Besorgniß zu verspüren.

„Teufel! — Es ist doch — Sie ist jetzt ausgeleert — und wenn die Ursache beseitigt ist, so —“

„So muß die Wirkung aufhören,“ ergänzte Homais, „das liegt am Tag.“

„Retten Sie sie!“ jammerte Bovary, „retten Sie sie!“

Ohne weiter auf den Apotheker zu hören, der noch die Hypothese wagte »es ist vielleicht eine wohlthätige Krise,« schickte sich Canivet an, ihr ein Opiat zu verabreichen, als man das Klatschen einer Peitsche hörte; die Fensterscheibe klirrte und eine von drei bis an die Brust mit Koth bedeckten Postpferden gezogene Chaise fuhr mit Windesschnelle vor. Doctor Larivière saß in der Kutsche.

Die Erscheinung eines Halbgottes hätte nicht mehr Aufsehen erregen können. Bovary hob die Hände empor, Canivet hielt in seinem Thun inne und Homais hatte sein Haupt entblößt, ehe noch der zweite Arzt ins Zimmer getreten war.

Larivière gehörte jener großen medicinischen Schule an, die Bichat gegründet hatte, jener jetzt ausgestorbenen Schule philosophischer Praktiker, die ihrer Wissenschaft und Kunst mit fanatischer Liebe zugethan waren und sie mit Begeisterung und speculirendem Scharfsinn übten.

Wenn Bichat in sein Spital trat und über etwas zürnte, mußte alles vor ihm zittern; seine Schüler verehrten ihn so sehr, daß sie, sobald sie selbst die praktische Laufbahn betraten, seine Manieren in Allem und Jedem möglichst nachzuahmen bemüht waren; in den Städten, wo sie ihre Kunst ausübten, sah man sie in langen Merinoüberröcken, ganz so wie er sie getragen hatte, und in weiten schwarzen Kleidern, deren Aermel theilweise seine fleischigen Hände bedeckt hatten, umhergehen; seine Hände waren sehr schön und nie mit Handschuhen bekleidet gewesen, um immer schnell bereit zu seyn, dem Elende zu Hilfe zu kommen.

Orden, Titel und Diplome gering anschlagend, gastfreundschaftlich, freigebig, väterlich mit den Armen und die Tugend ausübend, ohne an dieselbe zu glauben, hätte er für

einen Heiligen gelten können, wenn man ihn nicht der kaustischen Schärfe seines Geistes halber wie einen Dämon gefürchtet hätte. Sein Blick war schneidend wie seine chirurgischen Messer, er drang in das Innere der Seele ein und enthüllte dort jede Lüge, gleichviel ob sie absichtlich von einem simulirenden Kranken oder fast unwillkürlich aus Schamhaftigkeit vorgebracht worden war.

So wandelte er seinen Weg, voll von jener gutmüthigen Majestät, welche aus dem Bewußtseyn eines großen Talentes, eines bedeutenden Vermögens und aus dem Gedanken hervorgeht, vierzig Jahre lang einen fleißigen, thätigen, makellosen Lebenswandel geführt zu haben.

Als Doctor Larivière von der Thürschwelle aus Emma's leichenhaftes Angesicht betrachtete, wie sie mit offenem Munde auf dem Rücken lag, runzelte er unwillkürlich die Stirne.

Er eröffnete eine rasche Consultation mit Doctor Canivet, schien aufmerksam auf dessen Mittheilungen zu hören, fuhr sich mit dem Zeigefinger einigemale unter den Nasenflügeln hin und her und wiederholte dabei immer:

»So, so.«

Das »So so« war aber von einem unwillkürlichen Achselzucken begleitet.

Bovary hatte dieses Zucken bemerkt; die beiden Männer betrachteten einander und Dr. Larivière, der doch an den Anblick menschlicher Leiden gewöhnt war, konnte eine Thräne nicht zurückhalten, die auf seinen Busenstreif fiel.

Er führte den Collegen in ein Nebenzimmer. Charles folgte ihm auch dorthin und bestürmte beide Aerzte mit Fragen.

„Sie ist recht herunter, nicht wahr? Wie wäre es, wenn man ihr Senfteige setzte? Oh, machen Sie doch etwas ausfindig, Sie, die Sie bereits so Vielen das Leben gerettet haben!“

Charles umschlang den Doctor Larivière während des Sprechens mit beiden Armen und sah ihn mit flehenden Blicken an, aus denen nichtsdestoweniger die peinlichste Seelenangst sprach; er war einer Ohnmacht nahe und der Arzt mußte ihn unterstützen.

„Muth, mein armer Freund, Sie müssen ein Mann seyn,“ ließ sich Doctor Larivière vernehmen; „hier kann die Kunst leider nicht mehr helfen.“

Er hatte sich bei diesen Worten zur Hälfte abgewendet, um seine Aufregung zu verbergen.

„Wollen Sie denn schon fort?“

„Ich werde wiederkommen.“

Er ging hinaus und that, als wenn er dem Postillon irgend einen Befehl hätte geben wollen; Doctor Canivet folgte ihm; es war diesem ebenfalls nicht darum zu thun die Unglückliche sterben zu sehen.

Der Apotheker eilte ihnen nach und holte sie auf dem Platze ein. Es lag nun einmal in seinem Temperament, sich von berühmten Leuten nicht trennen zu können. Er beschwor Herrn Larivière ihm die große Ehre zu erweisen und ein Frühstück anzunehmen.

Es wurde schnell um junge Tauben in den Gasthof „zum goldenen Löwen“ geschickt; die Fleischbank mußte ihre Coteletten, Tuvache seinen Rahm, Lestiboudois Eier liefern; der Apotheker überwachte in eigener Person die Vorbereitungen zum Frühstück, während Madame Homais die Bänder ihres Leibchens fester zusammenzog und zu den Gästen sagte:

»Sie müssen schon entschuldigen, meine Herren; aber wenn man in unserem kleinen Oertchen nicht früher verständigt ist, so —

»Laß die feinen Gläser hereinbringen,« flüsterte der Apotheker.

Madame Homais fuhr jedoch in ihren Entschuldigungen fort:

»In der Stadt hat man ganz andere Auswege und kann sich leichter helfen —«

»Sey jetzt stille! Zu Tische, Doctor, zu Tische!«

Nach den ersten Bissen hielt er es für angezeigt, einige Details über die Katastrophe zu geben:

»Es hatte sich zuerst ein Gefühl von Austrocknung im Schlunde eingestellt, dann wurden unerträgliche Schmerzen in der Magengrube verspürt, hierauf kamen Entleerungen nach oben und unten, endlich Schlafsucht.«

»In welcher Weise hat sie sich denn das Gift zu verschaffen gewußt?«

»Ich weiß nicht, Doctor; ich habe durchaus keinen Begriff davon, wo sie zu dem Arsenik gekommen seyn mag.«

Justin, der eben einen Stoß Teller hereingebracht hatte, fing zu zittern an.

»Was hast Du denn?« fragte der Apotheker.

Bei dieser Frage ließ der junge Mensch Alles, was er in Händen hatte, mit großem Getöse fallen.

»Dummkopf!« schrie Homais, »ungeschickter Esel! Lümmel! Tölpel!«

Er bemeisterte sich wieder und fuhr dann zu den Aerzten gewendet fort:

»Doctor, ich habe eine Analyse anstellen wollen und zu diesem Behufe vor Allem mit großer Vorsicht etwas in eine Glasröhre —«

»Besser wäre es gewesen,« unterbrach ihn der Arzt, »wenn Sie ihr vor Allem die Finger in den Schlund gesteckt hätten.«

Sein Collega beobachtete absolutes Stillschweigen, weil er erst vor wenig Augenblicken von dem gelehrten Larivière wegen der unzeitigen Anwendung des Brechmittels unter vier Augen derb zurecht gewiesen worden war; der gute Canivet, der bei Gelegenheit des Plattfußes so arrogant und wortreich gewesen, benahm sich heute sehr kleinlaut und bescheiden; er wagte keine Bemerkung und begnügte sich mit einem zustimmenden Lächeln.

Homais blähte sich im Stolze der Rolle eines Amphytrion auf; das betrübende Bild Bovary's trug gewissermaßen zu seiner Behaglichkeit bei, weil es ihm Anlaß gab, egoistische Vergleiche anzustellen. Außerdem versetzte ihn noch die Anwesenheit der Aerzte in Entzücken; er kramte seine Gelehrsamkeit aus und sprach in einem Athem von Cantbariden, Upasgift, Manschenillbäumen und Schlangenzähnen.

»Doctor,« perorirte er, »ich habe sogar gelesen, daß Personen vergiftet wie vom Blitze getroffen zusammenstürzten, weil sie allzu stark geräucherte alte Würste gegessen hatten! Ich habe das in einem sehr gut geschriebenen, von einer pharmaceutischen Celebrität verfaßten Berichte gefunden; einer unserer Lehrer und Meister, der berühmte Cadet von Gassicourt, hat den Aufsatz geschrieben.«

Nun kam Madame Homais wieder zum Vorschein; sie

trug eine jener schwankenden Maschinen, die mit Weingeist geheizt werden; Homais ließ es sich nemlich nicht nehmen, den Kaffeh selbst auf dem Speisetisch zu bereiten; er hatte ihn sogar selbst gebrannt, gemahlen und gemischt.

„Doctor," sagte er, „beliebt Saccharum?"

Er bot ihm Zucker bei diesen Worten an.

Dann ließ er als besorgter Hausvater alle seine Kinder herbeikommen; er wollte das Urtheil des gelehrten Arztes über ihre Constitution wissen.

Doctor Larivière wollte endlich aufbrechen, als sich Madame Homais noch eine Consultation über ihren Mann erbat, von dem sie behauptete, daß sein Blut zu dick würde; er schliefe deswegen täglich nach dem Essen ein.

Der gutmüthige Arzt ertheilte einige Rathschläge und öffnete die Thür.

Die Apotheke war jedoch voll Leute und der Arzt hatte große Mühe, sich des Herrn Tuvache zu entledigen, der für die Brust seiner Gattin fürchtete, weil sie die Gewohnheit hatte, in die Caminasche zu spucken, des Herrn Binet, der bisweilen Krämpfe hatte, und von Madame Caron, die mitunter Kriebeln in den Gliedern empfand, von l'Heureux, der mit Schwindel behaftet war, von Lestiboudois, der an Rheumatismen litt, von Madame Lefrançois, die über Sodbrennen klagte.

Endlich saß er im Wagen; die drei Postpferde zogen an und die Zurückbleibenden fanden, daß der fremde Arzt nicht im mindesten gefällig sey.

Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde jedoch von der Erscheinung des Pfarrers angeregt, der über den Platz eilte,

um der Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion zu bringen.

Seinen freigeistischen Principien gemäß verglich Homais in abgeschmackter Weise die Priester mit den Raben, welche der Leichengeruch anzieht; der Anblick eines Priesters war ihm außerdem persönlich unangenehm; die Kutte ließ ihn an ein Leichentuch denken und er verabscheute die eine, weil er sich vor dem andern entsetzte.

Da er jedoch von dem, was er als seine Mission bezeichnete, nicht zurückschrecken wollte, kehrte er zu Bovary in Begleitung Canivet's zurück, dem Larivière vor der Abfahrt diesen Schritt aufs Gewissen gebunden hatte; ohne die Einrede seiner Frau hätte der Apotheker sogar seine beiden Söhne mit sich genommen, um sie frühzeitig an ernste Bilder zu gewöhnen, und ihnen ein Beispiel und eine Lehre zu geben, die ihnen später in Kopf und Gemüth bleiben sollte.

Als sie das Zimmer betraten, herrschte feierliche, düstere Trauer daselbst. Auf dem mit einer weißen Serviette bedeckten Arbeitstischchen lagen in einer silbernen Schüssel fünf bis sechs kleine Baumwollflöckchen neben einem großen Crucifix zwischen zwei Leuchtern, in denen brennende Kerzen staken. Emma, deren Kinn auf die Brust herabgesunken war, hatte die Augenlider unmäßig weit aufgespannt; ihre Finger bewegten sich mit den leisen, geheimen, schauererregenden Geberden einer Agonisirenden, die schon mit dem Leichentuch bedeckt werden soll. Farblos wie eine Bildsäule und mit Augen, die roth wie Kohlen waren, stand Charles, der nicht mehr weinen konnte, am Fuße des Bettes ihr gegenüber, während der kniende Priester mit leiser Stimme die üblichen Gebete murmelte.

Langsam wendete sie ihr Angesicht ihm zu; sie schien

freudig vom Anblick des geistlichen Kleides angeregt zu seyn; ohne Zweifel fand sie inmitten geistiger Beruhigung die ihr verloren gegangene Lust an jener mystischen Begeisterung wieder, deren sie in ihrer Jugend fähig gewesen war; Visionen ewiger Glückseligkeit mochten sie bereits umschweben.

Der Priester erhob sich vom Boden, um das Crucifix zur Hand zu nehmen; sie streckte den Hals gleich einem Durstigen aus, heftete ihre Lippen an das Abbild des Gekreuzigten und drückte mit erlöschender Kraft einen innigen, glühenden Kuß darauf. Der Diener des Herrn repetirte sodann das Misereatur und das Gebet Indulgentiam, tauchte seinen rechten Daumen in das Oel und begann die Salbungen; er berührte zuerst die Augen, die nach irdischer Pracht so vielfach gestrebt hatten; dann die Flügel der Nase, die so gierig nach lauer Luft und dem Dufte fleischlicher Wollust gewesen; den Mund, der sich so oft zur Lüge geöffnet, in Folge hoffärtiger Regungen geseufzt und in Geilheit geächzt hatte; hierauf die Hände, die an sanften Berührungen so viel Wohlgefallen gefunden, und endlich die Fußsohlen, die ehemals so beweglich gewesen waren, um die Unglückliche zur Stillung ihrer Wünsche zu tragen und die fortan nicht mehr gehen sollten.

Nachdem der Priester die heilige Ceremonie vollbracht und die in das Oel getauchten Baumwollflöckchen in das Feuer geworfen hatte, setzte er sich an das Bett der Sterbenden, um sie in sanften, eindringlichen Worten zu mahnen, wie sie ihre Leiden mit denen Christi vereinen und vertrauend auf das göttliche Erbarmen hoffen sollte.

Als er die Exhorten beendigt hatte, versuchte er ihr eine geweihte Kerze in die Hand zu geben, das Symbol der himmlischen Glorie, mit der sie baldigst umgeben werden sollte.

Emma war aber zu schwach, um die Finger schließen zu können; der Geistliche mußte die Kerze halten, da sie sonst auf das Bett gefallen wäre.

Sie war jedoch nicht mehr so bleich wie zuvor und ihr Angesicht hatte einen heiteren, verklärten Ausdruck, als wenn das Sacrament sie geheilt hätte.

Der Priester bemerkte diese Veränderung und sprach sich darüber gegen Charles aus; er sagte ihm, der Herr verlängere bisweilen das irdische Leben der Menschen, um sie zum Heile gelangen zu lassen; Charles erinnerte sich, daß er selbst einmal sterbenskrank gewesen und die heiligen Sacramente empfangen habe und darauf genesen sey. Er dachte und hoffte, daß man jetzt vielleicht auch noch nicht verzweifeln müsse.

In der That blickte sie langsam um sich her, wie Jemand, der aus tiefem Schlafe erwacht; mit deutlich vernehmbarer Stimme begehrte sie ihren Spiegel und blickte eine Weile in denselben, bis endlich schwere Thränen aus ihren Augen flossen. Dann ließ sie sich wieder zurücksinken und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Ihre Brust hob und senkte sich in reißend schnellen, keuchenden Athemzügen. Die Zunge hing ihr aus dem Munde, die Augen rollten hin und her und verloren dann jeden Glanz; sie glichen zwei im Erlöschen begriffenen Lämpchen; man hätte sie für bereits gestorben halten können, hätte sich nicht ihr Brustkork mit so rasender Schnelligkeit bewegt, als wenn die Seele verzweifelte Anstrengungen gemacht hätte, sich der irdischen Hülle zu entkleiden.

Die Magd kniete vor dem Crucifix nieder und selbst der Apotheker neigte sich in unwillkürlicher Andacht, während

Doctor Canivet mit ausdruckslosen Blicken durch die Fenster starrte. Der Priester war wieder in inbrünstige Gebete versunken, sein Angesicht war gegen den Rand des Bettes geneigt und die lange schwarze Kutte bedeckte schleppartig den Boden.

Auf der andern Seite des Bettes kniete Charles, die Arme nach der Sterbenden ausstreckend. Er faßte und drückte ihre Hände, bebte bei jedem Schlag ihres Herzens, als wenn er das Pochen desselben empfunden und den geliebten Bau in Ruinen zerfallen gesehen hätte.

In dem Maße, in welchem das Röcheln stärker wurde, beeilte sich der Priester mit seinen Gebeten; sie mischten sich mit dem halb erstickten Schluchzen Bovary's; dann hörte man wieder nur das dumpfe Murmeln lateinischer Worte, die für Charles den Klang einer Todtenglocke hatten.

Plötzlich hörte man vom Trottoir her das Klappern grober Holzschuhe und das Aufstoßen eines Stockes auf dem Pflaster; eine heisere Stimme erhob sich, eine heisere Stimme, welche Lieder sang, wie sie sonst auf der Straße von Bettlern gehört zu werden pflegten.

Beim Schall dieser Stimme richtete sie sich gleich einer Leiche auf, die galvanisirt wird; die Haare hingen aufgelöst herab, der Blick war stier und geisterhaft.

Abermals ertönte das Lied, immer lauter und schallender, als wenn es dem Sänger darum zu thun gewesen wäre, um jeden Preis gehört zu werden.

„Der Blinde!“ rief sie plötzlich aus.

Sinnesverwirrt brach sie in ein gräuliches, wahnwitziges, verzweifeltes Lachen aus; sie glaubte das gräßliche

Angesicht des Unglücklichen vor sich zu sehen, den sie zum letzten Mal während der jüngsten Fahrt von Rouen nach Yonville erblickt hatte; in der Dunkelheit, die ihr erloschenes Auge umgab, stieg die Gestalt wie ein unheimliches Schreckbild vor ihr empor.

Und wieder und noch lauter als zuvor ertönte der heisere Gesang. Emma wurde von einer Zuckung auf die Matratze zurückgeworfen. Alle, die im Zimmer waren, näherten sich ihr. Sie hatte ausgelitten.

VIII.

So oft Jemand stirbt, macht sich bei denen, die ihm im Leben nahe gestanden, eine Art unerklärlichen Staunens, eine gewisse Verblüfftheit geltend; es fällt uns schwer, die plötzlich entstandene Lücke zu begreifen, uns in sie zu fügen, an ihre Unausfüllbarkeit zu glauben. Als Charles sein Weib starr und unbeweglich vor sich liegen sah, warf er sich auf die Leiche und brach in ein Wehgeschrei aus.

Homais und Canivet zogen ihn vom Bette fort und drängten ihn aus dem Zimmer.

»Sie müssen sich mäßigen,« sagten sie zu ihm.

»Ja,« sagte er, indem er sich sträubte, »ich werde vernünftig seyn, ich werde mich zu fassen suchen. Lassen Sie mich aber jetzt. Ich will sie noch sehen! Ich will mein Weib noch sehen!«

Er weinte.

»Weinen Sie,« mahnte der Apotheker, »lassen Sie der der Natur ihren Lauf, das wird Ihnen wohlthun.«

Schwächer geworden als ein Kind, ließ sich Charles in den ebenerdigen Saal hinabführen; Homais kehrte nach seiner Apotheke zurück.

Auf dem Platze wurde er von dem Blinden angesprochen, der sich nach Yonville in der Hoffnung auf die ihm ver-

sprochene Salbe geschleppt hatte und nun jeden Vorübergehenden fragte, wo denn der Apotheker wohnte.

»Na, jetzt kömmt der auch noch! Als wenn ich nicht Anderes im Kopfe hätte! Komm ein andermal, jetzt habe ich keine Zeit.«

Er ließ ihn stehen und ging in seine Apotheke.

Er mußte zwei Briefe schreiben, für Charles einen calmirenden Trank zurecht machen, eine Lüge ersinnen, um den Ursprung der Vergiftung zu bemänteln und einen Artikel darüber für die Zeitung »das Fanal« zu schreiben; außerdem warteten noch sehr viele Leute auf ihn, die genaue Nachrichten und Auskünfte von ihm erhalten wollten; nachdem sämmtliche Bewohner von Yonville ihn erzählen gehört hatten, wie Emma sich vergriffen und beim Bereiten einer Vanille-Crême Arsenik statt Zucker genommen, kehrte er noch einmal zu Charles zurück.

Der Arme war allein, da der Doctor Canivet ebenfalls bereits abgereist war; er saß in einem Lehnstuhl am Fenster und starrte mit glanz- und leblosen Blicken auf den Boden vor sich hin.

»Sie werden jetzt,« sagte der Apotheker, »die Stunde der Ceremonie anberaumen müssen.«

»Wie? Was? Warum? Von welcher Ceremonie sprechen Sie?«

Stammelnd und wie von plötzlichem Entsetzen erfaßt fügte er sodann hinzu:

»O nein, ich brauche das nicht! Ich will sie im Hause behalten! Kann ich sie denn nicht im Hause behalten?«

Homais wollte seine Rührung verbergen; er nahm eine auf einem Tische stehende Wasserflasche zur Hand und begoß die Blumentöpfe damit.

»Ich danke Ihnen,« sagte Charles, »Sie sind wirklich recht gut.«

Er konnte nicht weiter sprechen; das, was der Apotheker jetzt that, rief so viele Erinnerungen in ihm wach, daß er sich ganz überwältigt fühlte.

Um ihn zu zerstreuen brachte Homais das Gespräch auf Gartenbau und Pflanzencultur; er begöße die Blumen in den Töpfen, weil sie der Feuchtigkeit bedürfen.

Charles nickte mit dem Kopfe; er war keines andern Zeichens der Zustimmung fähig.

»Uebrigens,« fuhr der Apotheker fort, »wird jetzt wieder ein besseres Leben für sie beginnen.«

Ein Seufzer war Bovary's Antwort.

Der Apotheker wußte nicht mehr, was er sagen sollte und schob sachte die kleinen Fenstervorhänge bei Seite.

»Sieh einmal!« rief er, »da geht Herr Tuvache vorüber.«

Charles wiederholte ganz mechanisch:

»Tuvache geht vorüber?«

Homais wagte nicht mehr von den Anstalten zum Leichenbegängnisse mit ihm zu sprechen. Der Priester mußte dieses ernste und traurige Geschäft übernehmen.

Charles schloß sich in sein Cabinet ein, nahm eine Feder in die Hand, schluchzte eine Weile und schrieb sodann:

»Ich will, daß sie in ihrem Hochzeitskleide, in weißen Schuhen und einem Kranze auf dem Kopfe beerdigt werde. Die Haare sollen ausgekämmt und über die Schulter herabhängend gelassen werden; man soll drei Särge machen, einen aus Eichenholz, einen aus Mahagonyholz, einen aus Blei. Man

spreche mir keinen Trost zu, ich werde stark seyn. Ueber die Särge soll ein großes Stück grüner Sammt gelegt werden. Ich will es so. Man soll die Anstalten sofort in Angriff nehmen.«

Die Freunde wunderten sich nicht wenig über Bovary's romanhafte Ideen; der Apotheker sagte zu ihm:

»Der Sammt erscheint mir aber doch als etwas ganz Ueberflüssiges. Auch ist die Ausgabe —«

„Was kümmert Sie die Ausgabe,« unterbrach ihn Charles. »Lassen Sie mich! Sie haben sie nicht geliebt! Gehen Sie fort! Lassen Sie mich allein!«

Nun nahm ihn der Priester unter den Arm und führte ihn in den Garten. Sie sprachen über die Nichtigkeit irdischer Dinge. Der Priester mahnte, man müsse sich ohne Murren den Fügungen des allgütigen und allgerechten Gottes unterziehen und auch in schweren Nöthen vertrauensvoll und dankbar zu ihm emporblicken.

Noch war Bovary für den Trost des frommen Mannes nicht empfänglich und sein Geist lehnte sich auf gegen all das Unglück, das über ihn hereingebrochen war.

Er verließ den Garten und ging aufs freie Feld hinaus, dann kehrte er wieder in den Garten zurück, rannte mit großen Schritten längs der Umfriedungsmauer und den an ihr angebrachten Spalieren auf und ab, er knirschte mit den Zähnen, schlug sich an die Stirn und blickte verzweifelnd zum Himmel empor; am Himmel aber ging die Sonne ihren majestätischen Gang und selbst die Blätter an den Bäumen wurden vom Winde nicht stärker bewegt.

Später zogen Wolken auf und ein feiner Regen rieselte

vom Himmel. Charles, der nur zur Hälfte bekleidet war, schauderte und zitterte vor Kälte; er ging ins Haus zurück und setzte sich ans Küchenfeuer.

Um sechs Uhr hörte er Wagengerassel: die Diligence kam wie gewöhnlich an; er drückte die Stirn gegen die Scheiben und sah die Reisenden nach einander aus dem Wagen steigen. Felicité legte im Salon eine Matratze auf den Boden, er warf sich darauf und schlief ein.

— — — — — — — — — — —

Trotz seiner Philosophie hatte doch Homais Achtung vor den Todten.

Ohne daher dem armen Charles wegen seines frühern barschen Benehmens zu grollen, kam er am Abend wieder in dessen Haus, um bei der Leiche zu wachen; er brachte drei dicke Bücher mit und ein Portefeuille, um Notizen zu machen.

Der Priester fand sich ebenfalls ein; er wollte die fromme Uebung theilen.

Zwei große Kerzen brannten am Kopfende des Bettes, die früher im Alcoven gestanden hatten.

Ein längeres Gespräch entspann sich zwischen den Beiden, in welchem der Apotheker sich in freigeisterischen Spöttereien über Leben und Tod, über Sünde und Buße, über Gebet und fromme Uebungen erging. Der Priester wies ihn mit warmen Worten zurecht, unterstützte seine Behauptungen und Aussprüche mit Vernunftgründen und Citaten aus den heiligen Schriften und gerieth endlich in fromme Entrüstung, als seine Worte dem verhärteten Spötter gegenüber ganz fruchtlos blieben.

Der Eintritt des armen Charles machte zeitweilig dem Gespräch ein Ende; der Arme schritt auf das Bett zu und zog dessen Vorhänge langsam aus einander.

Emma's Kopf war gegen die rechte Schulter herabgesunken; ein Mundwinkel stand offen und war wie ein rundes Loch am untern Theil ihres Gesichtes; die beiden Daumen lagen starr ausgestreckt an den Handflächen; eine Art weißlichen Staubes haftete an ihren Wimpern, die Augen waren mit weißlichem Schleime bedeckt, der einem dünnen Gewebe glich, das Spinnen über die erloschenen Augäpfel gezogen zu haben schienen. Vom Busen bis an die Knie war das Leichentuch wie vertieft und eingesunken; an der Spitze der großen Zehen stieg es dann wieder in die Höhe; Charles wollte es bedünken, als wenn unsäglich schwere Massen und eine enorme Wucht auf Emma gelagert wären.

Auf der Kirchthurmuhr schlug die zweite Stunde nach Mitternacht. Man hörte das Rauschen des Stromes, dessen dunkle Fluten sich an der Gartenterrasse vorüberwälzten.

Der Geistliche betete wieder; Homais schrieb so eifrig an seinen Notizen, daß die Feder rasselnd über das Papier flog.

Als sie sahen, wie gebeugt und erschöpft Charles am Bette der Todten lehnte, ermahnten sie ihn, sich zu entfernen.

»Gehen Sie, lieber Freund, gehen Sie, der Anblick taugt nicht für Sie, er nimmt Ihnen die letzte Kraft.«

Als er sich entfernt hatte, begann das Gespräch zwischen dem Geistlichen und dem Apotheker wieder von Neuem: das Resultat blieb dasselbe, sie erhitzten sich, sprachen Beide zu gleicher Zeit und wären fast hart an einander gerathen.

als Charles wieder zum Vorschein kam. Ein unwiderstehlicher Zauber zog ihn stets wieder von Neuem an das Bett der Hingeschiedenen. Er ging fortwährend die Treppe hinauf und hinab.

Wieder stellte er sich ihr gegenüber, um sie besser zu sehen, und versank ganz in den Anblick, der jetzt weniger schmerzhaft für ihn war, als zuvor.

Er erinnerte sich dessen, was er von Katalepsie gelesen und gehört hatte; er gedachte der Wunder des Magnetismus; er sagte zu sich selbst, daß er, wenn er es nur recht kräftig wollen würde, dahin bringen könnte, sie aus dem Todesschlafe zu erwecken. Einmal neigte er sich zu ihr herab und flüsterte ihr zu:

»Emma! Emma!«

Er seufzte dabei so tief, daß sein Athem die Flammen der an der Wand stehenden Kerzen in Bewegung setzte.

Es war noch nicht ganz helle, als Charles' Mutter bereits ankam; als ihr bedauernswerther Sohn sie umarmte, brach er neuerdings in Thränen aus.

Sie versuchte, wie früher schon der Apotheker gethan hatte, ihm einige Vorstellungen über die Kosten des Leichenbegängnisses zu machen. Er gerieth jedoch in solche Aufwallung, daß sie es für besser hielt, ihm nicht weiter zu widersprechen; er beauftragte sie sogar, sofort nach Rouen zu fahren und dort alles Nöthige zu kaufen.

Den ganzen Nachmittag blieb Charles allein; man hatte Bertha zu Madame Homais gebracht; Felicité blieb im ersten Stock, die Gastwirthin, Madame Lefrançois, leistete ihr Gesellschaft.

Am Abend kamen wieder Besuche; er stand auf, drückte den Leuten die Hand, ohne sprechen zu können; die Ankömmlinge setzten sich dann zu denen, die bereits früher gekommen waren, und Alle bildeten einen großen Halbkreis um den Camin. Sie hielten die Köpfe herabgeneigt und hatten die Ellbogen auf die Knie gestützt, wiegten den Oberleib hin und her und stießen von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus; sie langweilten sich Alle ganz übermäßig und doch wollte Keiner der Erste aufbrechen.

Homais verkehrte ohne Unterlaß zwischen der Apotheke und dem Leichenhause; als er um neun Uhr wieder in dasselbe zurückkehrte, brachte es eine ganze Provision Kampher, Benzoe, Gummi und aromatische Kräuter mit sich; auch Chlor hatte er mitgenommen, um die Miasmen unschädlich zu machen.

Die Bonne, Madame Lefrançois und die alte Frau Bovary beschäftigten sich mit der Leiche waren eben mit dem Ankleiden fertig und legten den langen Schleier über sie, der sie vom Kopfe bis zu den Atlasschuhen herab bedeckte.

Die Bonne weinte und schluchzte.

»Ach, meine arme Herrin!« jammerte sie, »meine arme Herrin!«

»Sehen Sie sie noch einmal an,« sagte die Gastwirthin mit einem tiefen Seufzer, »wie sie noch niedlich und hübsch ist. Man könnte einen Eid darauf ablegen, daß sie nur schlafe und gleich wieder aufstehen werde.«

Sie bückten sich zu ihr herab, um ihr den Kranz aufzusetzen. Dabei mußten sie jedoch ihren Kopf aufheben; ein Strom schwarzer Flüssigkeiten, ganz so wie die früher erbrochenen Stoffe, brach aus dem offenen Mundwinkel hervor.

»Ach, Du lieber Himmel!« rief Madame Lefrançois, »nehmen Sie sich in Acht, das Kleid wird verdorben werden!«

»Helfen Sie uns doch ein wenig,« sagte sie dann zu dem Apotheker gewendet. »Fürchten Sie sich etwa vor Todten?«

»Ich und fürchten!« versetzte er achselzuckend; »das fehlte noch! Ich habe ganz andern Dingen beigewohnt, als ich noch studirte und Spitäler besuchte. Wir pflegten im Secirsaal mitten unter den Leichen Punsch zu brauen. Ein Philosoph empfindet keine Scheu vor der Vernichtung; ich habe sogar die Absicht, die von mir auch schon öfter vor Zeugen ausgesprochen wurde, meine Leiche der Anatomie zu vermachen, um auch nach dem Tode der Wissenschaft nützen zu können.«

Nun kam auch der Pfarrer wieder und erkundigte sich nach dem Befinden des armen Bovary; der Apotheker sagte, daß er ganz verzweifelt sey, worauf der Geistliche entgegnete:

»Die Wunde ist noch zu frisch; man muß sie ausbluten lassen.«

Zwischen ihm und dem Apotheker entspann sich nun ein Gespräch über die Vortheile und Nachtheile des Cölibats und über die Wirkungen der Beichte und der geistlichen Exhorten, von denen der Priester versicherte, daß sie oft schon in seiner kirchlichen Praxis verstockte Sünder zur Reue und Erkenntniß gebracht.

Nach und nach wurde der Apotheker schläfrig; wie Blei legte sich die Schlafsucht auf seine Augenlider, die er kaum mehr offen zu erhalten vermochte; der gute Geistliche ließ ihn

jedoch von Zeit zu Zeit aus seiner Dose eine Prise nehmen, wodurch er doch wieder einigermaßen wach wurde.

Aus der Ferne wurde unaufhörlich melancholisch tönendes Hundegeheul vernommen.

»Hören Sie das Geheul?« fragte der Priester.

»Man behauptet,« entgegnete der Apotheker, »daß diese Thiere die Nähe der Todten wittern. In dieser Hinsicht haben sie etwas mit den Bienen gemein, die ihre Körbe verlassen, wenn der Besitzer stirbt.«

Der Priester meinte keine Opposition gegen dies naturhistorische Vorurtheil vorbringen zu müssen.

Die beiden Männer hatten nun keinen Gesprächsstoff mehr; ihre Conversation gerieth ins Stocken; der Apotheker schlief fest ein, der Priester wurde jedoch noch nicht müde, Gebete herzusagen; endlich behauptete auch bei ihm die Natur ihr Recht; er schlief ebenfalls ein, und nun waren die beiden Männer, die noch vor kurzer Frist mit so viel Wärme entgegengesetzte Meinungen geltend zu machen gesucht hatten, in einer und derselben menschlichen Schwäche vereint; wären nicht ihre lauten Athemzüge gewesen, man hätte sie ebenfalls für todt halten können.

Charles trat ein; er weckte die Schlafenden nicht. Er wollte von dem im Leben so geliebten Weibe noch einmal Abschied nehmen; es sollte der letzte Abschied seyn.

Die aromatischen Kräuter dufteten; von dem angezündeten Räucherwerke stiegen bläuliche Dämpfe empor und mischten sich mit den Nebeldünsten, die durch die Fensterspalte eindrangen. Am Himmel glänzten einige Sterne; die Nacht war lau und mild.

Von den Kerzen tropfte das schmelzende Wachs auf die Betttücher. Charles blickte lange starr in die gelblichen Flammen, bis seine Augen den Glanz nicht mehr zu ertragen vermochten, geblendet waren und ihn empfindlich schmerzten.

Das schwere, über die Atlasrobe gebreitete Schleiertuch war blendend weiß, wie von Mondesstrahlen beschienen. Emma verschwand gewissermaßen unter dieser Decke; es schien ihm, daß sie gewissermaßen verdufte, sich unter den im Zimmer befindlichen Gegenständen verliere, im Schweigen der Nacht, auf den Fittigen des Windes, auf den feuchten, nach aufwärts steigenden Dünsten seiner Gegenwart entgleite.

Dann glaubte er sie wieder in den Gärten von Tostes zu sehen, wo sie auf einer Bank an einer Schlehdornhecke zu sitzen gepflegt hatte, oder auch in den Straßen Rouens und endlich auf der Hausschwelle oder auch als Mädchen im Hofraum ihres Vaters.

Dann glaubte er wieder das lustige Lachen der unter den Aepfelbäumen tanzenden Bauernbursche zu hören; das Zimmer erfüllte sich mit dem von Emma's Haaren aufsteigenden Dufte; ein Seidenkleid rauschte um die schwellende Gestalt und schien Funken zu sprühen.

Welch ein Gegensatz zu der regungslos vor ihm liegenden Gestalt!

Er gedachte all' seiner entschwundenen Wonnen, ihrer Stellungen und Geberden, des Klanges ihrer Stimme.

Verzweiflung überkam ihn bei jeder dieser Erinnerungen; gleich den Wogen bei steigender Meeresflut drohte der Jammer ihn zu überwältigen, ihm die letzte Kraft zu rauben.

Eine entsetzliche Neugier beschlich ihn; langsam, an allen

Gliedern zitternd, mit den Fingerspitzen lüftete er ihren Schleier.

Gleich darauf stieß er einen Schrei des Entsetzens aus, der die beiden Schläfer aufweckte. Sie führten ihn fast mit Gewalt fort und brachten ihn in den ebenerdigen Saal.

Als sie zur Leiche zurückgekehrt waren, sagte ihnen die Magd nach einer Weile, Herr Bovary wünsche Haare von seiner Frau zu besitzen.

»Schneiden Sie ihr welche ab!« versetzte der Apotheker.

Sie traute sich nicht; er nahm selbst die Schere zur Hand und schritt an den Leichnam heran.

Er zitterte aber so stark, daß er die Haut an den Schläfen an mehren Stellen verletzte. Er that sich jedoch Gewalt an, schnitt auf's Gerathewohl einige Male darauf los und hinterließ weiße Glatzen an den mit so schönen schwarzen Haaren bedeckt gewesenen Stellen.

Nun beschäftigte sich der Priester wieder mit Beten, der Apotheker mit seinen Räucherungen; von Zeit zu Zeit schlummerten sie auch wieder ein wenig, nachdem der Pfarrer das Zimmer mit Weihwasser besprengt und Homais etwas Chlor umhergestreut hatte.

Felicité hatte für die Wachenden einige Lebensmittel zurechtgestellt, eine Flasche Wein, einen Käse und ein großes Brot. Der Apotheker, der sich um vier Uhr Morgens ganz erschöpft fühlte, sagte seufzend:

»Auf Ehre, ich muß jetzt meinen Kräften zu Hilfe kommen und mich ein wenig restauriren.«

Sie gingen in ein Nebenzimmer; der Apotheker schnitt zuerst das Brot an, worauf ihm der Priester Gesellschaft lei-

stete; sie sprachen auch dem Weine zu und fühlten sich von jener grundlosen Heiterkeit erfaßt, die auf gewaltige Erschütterungen und Trauerscenen zu folgen pflegt.

In der Vorhalle des Hauses hatten sich die Arbeiter versammelt und Charles hatte nun eine neue Marter zu bestehen; er mußte zwei Stunden lang das Getöse der Sägen und Hämmer hören, mit denen an den letzten Wohnungen seiner Frau gearbeitet wurde.

Dann legte man sie in den Sarg aus Eichenholz und diesen in die beiden andern; die zu weiten Zwischenräume wurden mit Roßhaaren ausgestopft, die man aus den Matratzen nahm.

Als endlich sämmtliche Deckel gehobelt, zugenagelt und vernietet waren, stellte man das Ganze vor dem weit geöffneten Hausthore auf; die Leute aus dem Dorfe begannen schaarenweise herbeizuströmen.

Der alte Rouault kam in seinem Wägelchen angefahren; als er den Trauerapparat vor dem Hause gewahrte, das seine Tochter bewohnt hatte, wurde er ohnmächtig.

IX.

Der bedauernswerthe Vater hatte ein Schreiben des Apothekers, in welchem ihm dieser die betrübende Katastrophe anzeigte, erst sechsunddreißig Stunden nach dem Tode seiner Tochter erhalten; Homais hatte aber den alten Mann schonen wollen und aus übermäßiger Schonung den Brief in solcher Weise abgefaßt, daß der Inhalt desselben durchaus nicht klar erkannt werden konnte.

Der so unvollkommen vorbereitete Mann war beim Lesen des Briefes wie vom Schlage gerührt gewesen. Dann glaubte er aus dem Briefe entnehmen zu können, daß sie noch nicht todt sey, daß dieser furchtbare Fall aber bevorstehen könne. — Er nahm alle seine Kraft zusammen, zog seine Blouse an, stülpte den Hut auf den Kopf, schnallte einen Sporn an, sprengte im Galopp davon und glaubte in der ihn verzehrenden Angst das Ziel seiner Reise nun und nimmer erreichen zu können. Es versagte ihm der Athem und einmal war er sogar genöthigt abzusteigen. Die Augen versagten ihm den Dienst; er glaubte unheimliche Stimmen ringsum zu hören und meinte den Verstand verlieren zu müssen.

Der Morgen brach an. Er sah drei schwarze Hühner auf einem Baume sitzen und schlafen; er zitterte, bebte und glaubte hierin eine schlimme Vorbedeutung erblicken zu müssen. Er that Gelübde aller Art, gelobte der Kirche neue Chor-

röcke für den Priester und verhieß barfüßig eine längere Wallfahrt anstellen zu wollen.

Als er in das Dorf Maromme kam, rief er die Leute im Wirthshause an; schlaftrunken öffneten sie ihm nicht gleich; er stieß die Hausthüre gewaltsam auf, schüttete Hafer in eine Krippe, goß einen Krug voll Cider darauf, ließ seinen Klepper fressen, bestieg ihn dann wieder und jagte neuerdings mit der Eile eines Rasenden davon.

Er tröstete sie mit dem Gedanken, daß man sie sicherlich noch retten werde; die Aerzte müßten irgend ein Mittel ausfindig machen, daran könne es ja gar nicht fehlen. Er rief sich alle an ein Wunder grenzenden Heilungen zurück, von denen man ihm in seinem Leben erzählt hatte. Plötzlich glaubte er sie todt vor sich zu erblicken. Er sah sie mitten in der Straße ausgestreckt auf dem Rücken liegen. Er zog die Zügel schärfer an; sein Pferd blieb stehen und das Wahnbild verschwand. Er kam durch Quincampoix und trank dort drei Portionen Kaffeh nacheinander, um sich zu ermannen und Muth zu machen.

Einen Augenblick lang meinte er, der Brief sey gar nicht für ihn bestimmt und die Adresse eine irrige gewesen. Er griff in die Tasche, seine Finger erfaßten das Schreiben, er wagte aber nicht es herauszunehmen und nochmals zu lesen.

Die Vermuthung tauchte in ihm auf, man habe sich vielleicht einen schlechten Spaß mit ihm erlauben und ihm einen Possen spielen wollen; es habe Jemand Lust gehabt, sich an ihm zu rächen; ein Trunkenbold habe die dumme Lust ausgeheckt; wenn sie todt wäre, hätte er es schon auf ande-

ren Wegen erfahren müssen. Es konnte nicht seyn, die Landschaft war ja wie sonst, der Himmel war blau, die Bäume schwankten ganz natürlich im Winde hin und her und die auf Weide befindlichen Schafe hatten kein anderes Aussehen, als der an gewöhnlichen Tagen.

Jetzt tauchte Yonville am Horizont auf; er kam dem Dorfe näher, die Leute sahen ihn, wie er über den Hals des Pferdes vorgebeugt heranjagte, wie er aus Leibeskräften auf das arme Thier losschlug, an dessen Gurten Blut herabträufelte. Als er aus seiner Ohnmacht wieder zum Bewußtseyn erwachte, stürzte er weinend in Bovary's Arme.

»Mein Kind! Meine Tochter! Meine Emma! Wie ist es denn gekommen?«

Schluchzend erwiederte der Andere.

»Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ein Fluch lastet auf mir.«

Der Apotheker trennte die Beiden.

»Die Mittheilung der entsetzlichen Einzelnheiten,« meinte er, »ist ganz unnütz. Ich werde Ihren Herrn Schwiegervater schon zur rechten Zeit von Allem unterrichten. Jetzt sind wir von zu vielen Fremden umgeben. Donner und Wetter! Sie müssen sich als Philosoph bewähren und einige Würde bekunden.«

Der arme Charles wollte stärker erscheinen, als er wirklich war und sagte zu wiederholten Malen:

»Ja wohl — man muß Muth zeigen.«

»Sey es denn!« schrie der alte Mann; »beim ewigen Gott, ich werde Muth haben! Ich werde sie bis an ihre letzte Ruhestätte begleiten.«

Glockengeläute ertönte. Alles war in Bereitschaft. Man mußte sich auf den Weg machen.

In der Kirche, wo der Trauergottesdienst mit aller Feierlichkeit abgehalten wurde, hatte der neben seinem Schwiegervater sitzende Charles große Mühe, seine Verzweiflung zu bemeistern und an sich zu halten. Er betete andächtig und richtete sich mit der Hoffnung auf, daß er sie in einem künftigen Leben wieder sehen würde. Dann bildete er sich ein sie sey nicht todt, sondern nur verreist und weit, weit von ihm weggegangen. Als ihm aber wieder die Wirklichkeit beifiel, als er bedachte, daß sie in den Särgen vor seinen Augen eingeschlossen, und daß nun Alles, Alles aus sey, daß man sie in die Erde versenken würde, gerieth er wieder in wilde, schwarze, verzweifelte Wuth. Dann glaubte er wieder ganz abgestumpft zu seyn und gar nichts mehr zu fühlen; er freute sich dieser Linderung seines Schmerzes und machte sich nichtsdestoweniger Vorwürfe darüber, daß er jetzt schon weniger trauern konnte.

Auf dem Quadernpflaster der Kirche hörte man ein tactmäßiges Aufschlagen, wie von einem eisenbeschlagenen Stocke. Es kam von der Kirchenthür her und tönte fort bis in die Mitte des Tempels. Ein Mann, angethan mit einer braunen Jacke, kniete mühsam auf dem Boden nieder. Es war Hippolyt, der Stallknecht aus dem Gasthof »zum goldenen Löwen.« Er hatte der feierlichen Trauer zu Ehren sein neues, von ihr geschenktes, künstliches Bein angeschnallt.

Ein Kirchendiener machte die Runde im Kirchenschiff, um mit dem Klingelbeutel zu sammeln; man hörte die schweren Sousstücke klappern, wie sie auf dem metallenen Boden des Beutels auffielen.

„Sputen Sie sich doch! Ich leide ja ganz entsetzlich!“

So rief Bovary, indem er ihm zornig ein Fünffrankenstück zuwarf.

Der Kirchendiener dankte ihm mit einer tiefen Verbeugung.

Die Ceremonie ging ihren Gang fort und schien den beiden Leidtragenden kein Ende nehmen zu wollen. Charles erinnerte sich, wie er gleich in der ersten Zeit seiner Ehe einmal mit Emma in der Kirche gewesen, einer Messe beigewohnt und neben ihr auf dem Boden gekniet war.

Die Glocken ließen sich wieder hören. Die Stühle wurden wieder gerückt. Die Bahrträger steckten die Stangen in die Ringe und man verließ die Kirche.

Justin wurde auf der Schwelle der Apothekenthür sichtbar. Er ertrug jedoch den Anblick nicht und kehrte bleich und schwankend in das Innere des Locals zurück.

An den Fenstern erschienen Leute, um den Zug vorüberkommen zu sehen. Charles hielt sich gewaltsam aufrecht. Er wollte muthig erscheinen und grüßte diejenigen, die aus den Häusern und Seitengassen zum Vorschein kamen und sich der Leichenbegleitung anschlossen.

Sechs Träger, drei auf jeder Seite, trugen keuchend und langsamen Schrittes den Sarg. Die Priester, die Kirchensänger und die Chorknaben recitirten das De profundis; in steigenden und fallenden Modulationen wurden ihre Stimmen weithin in der Landschaft gehört. Die Träger wurden bisweilen, wenn die Straße ein Knie machte, unsichtbar, das große, silberglänzende Kreuz war aber selbst zwischen den Bäumen immer sichtbar.

Die Frauen folgten in schwarzen Mantelkrägen, deren Capuzen sie über die Gesichter hinabgezogen hatten, sie trugen große, brennende Kerzen. Charles vermochte den Anblick der langen Procession kaum mehr zu ertragen.

Während die Trauergesänge ertönten und die im Tageslicht erbleichenden Flämmchen der Kerzen hin- und herzitterten, wehte ein frischer, kühlender Wind, die grünen Saaten wogten hin und her, Thautröpfchen perlten auf den Blättern der am Wege stehenden Hagedornhecken. In den Lüften und am Horizont ertönten heitere, fröhliche Töne; aus der Ferne hörte man Karren in den ausgefahrenen Straßengeleisen rasseln, die Hähne krähten laut und wie um die Wette, Füllen jagten auf den Weiden herum und verschwanden galoppirend zwischen den Aepfelbäumen. Am reinen blauen Himmel schwammen Rosawölkchen; bläuliche Rauchsäulen stiegen aus den Schornsteinen empor und wirbelten oberhalb der mit Moosen bewachsenen Strohdächer; im Vorübergehen erkannte Charles jedes Haus; er erinnerte sich, wie oft er schon zur gleichen Tageszeit hier und da Kranke besucht hatte und dann immer wieder zu ihr zurückgekehrt war.

Das schwarze mit Silberthränen besetzte Sargtuch wurde von Zeit zu Zeit vom Winde emporgeweht und ließ die darunter befindliche Bahre mit dem Sarge sehen. Die bereits ermüdeten Träger gingen langsamer, die Bahre schwankte bei ihren ungleichen Schritten hin und her gleich einer von Meereswogen geschaukelten Schaluppe.

Endlich gelangte man auf den Kirchhof. Die Träger setzten ihren Weg fort, bis sie an die Stelle kamen, wo im Rasen eine Grube gegraben war.

Man stellte sich im Kreise um das offene Grab, wäh-

rend der Priester sprach, rieselte die an den Seiten aufgeworfene Erde langsam und unmerklich in die Tiefe hinab.

Nun wurden die Stricke unter dem Sarge durchgezogen und derselbe in die Tiefe hinabgelassen. Charles sah den Sarg hinabsinken; er glaubte, das Sinken werde kein Ende nehmen.

Endlich hörte man einen Anstoß, schnurrend wurden die Stricke wieder hinaufgezogen. Der Priester nahm die Schaufel, die ihm Lestiboudois zureichte; mit der rechten Hand sprengte er Weihwasser, mit der linken stieß er eine Scholle in die Grube hinab; sie kollerte dumpf auf den Sargdeckel auf und machte dort jenes entsetzliche Getöse, das uns wie ein Wiederhall aus der Ewigkeit vorkömmt. Der Priester reichte dem ihm zunächststehenden Nachbar den Weihwedel. Dieser Nachbar war Homais. Er handhabte ihn mit ernsthafter Miene und legte ihn dann in Charles' Hände, der bis an die Knie in die aufgewühlte Erde einsank und beim Sprengen aus voller Brust Abschiedsworte in die Grube hinabrief. er warf Küsse hinab und wankte bis an den Rand des Grabes; er wollte ihr dort Gesellschaft leisten.

Man mußte ihn fast mit Gewalt von dort wegführen; er wurde aber bald ruhiger, vielleicht empfand er gleich allen Andern jenes Gefühl der Befriedigung, das aus dem Bewußtseyn hervorgeht, einen peinlichen, schmerzlichen Act abgemacht zu haben.

Als der alte Rouault nach Hause kam, stopfte er sich ruhig eine Pfeife, was Homais in seinem Herzen für sehr unschicklich erachtete. Er machte ferner die Bemerkung, daß Herr Binet sich des Erscheinens enthalten, daß sich Tuvache nach

der Messe aus dem Staube gemacht und daß Theodor, der Diener des Notars, ein blaues Kleid getragen hatte.

»Hätte er denn nicht irgendwo einen schwarzen Rock auftreiben und der Sitte ihr Recht widerfahren lassen können?« rief der erzürnte Apotheker im Geiste aus.

Er konnte diese Bemerkung, die eigentlich mehr dem Notar als seinem Diener galt, nicht für sich allein behalten, und ging von einer Gruppe zur andern. Alle Welt bedauerte den Verlust Emma's; die lautesten Klagen ließ l'Heureux vernehmen, der auch dem Begräbniß beigewohnt hatte.

»Die arme, liebe Frau! Was das für ein furchtbarer Schlag für ihren Mann ist!«

Nun ließ sich der Apotheker wieder vernehmen:

»Wissen Sie wohl, daß er, wenn ich nicht gewesen wäre, Hand an sich selbst gelegt haben würde?«

»Sie war eine so gute, liebe Frau! Wenn ich denke, daß sie noch vorigen Samstag in meinem Laden gewesen ist!«

»Ich hätte gern,« sagte Homais, »einige Worte an ihrem Grabe gesprochen, habe aber nicht Zeit gefunden, auch nur die kleinste Rede zusammenzustellen.«

Zu Hause legte Charles den schwarzen Frack ab und der alte Rouault wieder die blaue Blouse an. Sie war ganz neu und da er während seines Rittes sich oft die Thränen mit dem Aermel abgetrocknet hatte, so hatte dieser auf seinem Gesichte Spuren der Farbe zurückgelassen, so wie anderseits Spuren der Thränen in dem haften gebliebenen Staube sichtbar waren.

Charles' Mutter war bei den Beiden. Alle Drei waren lange ganz schweigsam; Emma's Vater unterbrach endlich die Pause:

»Erinnern Sie sich noch, lieber Charles, wie ich einmal zu Ihnen nach Tostes kam, als Sie eben Ihre erste Frau verloren hatten? Damals tröstete ich Sie; es fiel mir noch Mancherlei bei, was ich Ihnen sagen könnte, aber jetzt —«

Mit tiefem Aechzen, wobei sich seine ganze Brust hob, sagte er nach einer Weile:

»Ach, sehen Sie, das hat mir den letzten Stoß gegeben! Ich habe meine Frau sterben sehen — dann habe ich den Sohn verloren — und jetzt auch noch die Tochter!«

Er wollte sogleich nach Bertaux zurückkehren und meinte, er werde in dem Todtenhause nicht schlafen können. Er weigerte sich sogar, seine Enkelin zu sehen.

»Nein, nein,« sagte er. »Das würde mich noch trauriger machen. Umarmen Sie sie recht herzlich für mich. — Leben Sie wohl — Sie haben es gut mit meiner Tochter gemeint. — Und dann,« sagte er, mit der Hand auf das einst gebrochen gewesene Bein schlagend, »das werde ich Ihnen auch nie vergessen; den wälschen Hahn sollen Sie alljährlich regelmäßig bekommen.«

Er verließ das Dorf. Als er auf der Höhe der Straße vor demselben angelangt war, wendete er sich ab, wie er sich einmal von ihr abgewendet hatte, als sie von ihm gegangen war, um an Charles' Hand aus dem Vaterhause in eine neue Heimat zu ziehen.

Die Sonne ging am Horizont unter und die Fenster des Dorfes waren von den Strahlen des sinkenden Gestirns wie im Feuer vergoldet. Er legte die Hand vor die geblendeten Augen; am Horizonte gewahrte er eine gemauerte Umfriedung, innerhalb welcher Bäume hier und da zwischen weißen

Steinen dunkle Gruppen bildeten; dann setzte er seinen Weg im langsamen Schritte fort; sein Pferd war hinkend geworden.

Trotz der Müdigkeit blieben Charles und seine Mutter des Abends noch lange beisammen, um mit einander zu plaudern. Sie sprachen von früheren Tagen und denen, die ihrer noch warteten. Die Mutter sollte in Yonville wohnen, in seinem Hause bleiben und ihm die Wirthschaft führen. Sie wollten einander nie wieder verlassen.

Die Mutter war sehr zärtlich und verfiel auf allerlei sinnreiche Gedanken; unwillkürlich freute sie sich der Möglichkeit, einer Liebe wieder habhaft werden zu können, die ihr seit Jahren entgangen war. Es schlug Mitternacht. Das Dorf war wie gewöhnlich um diese Stunde still und wie ausgestorben; Charles aber wachte und dachte nur immer an sie.

Rudolph, der, um sich zu zerstreuen, den ganzen Tag über im Forste umhergeirrt war, schlief ruhig in seinem Schlosse.

Leon, in Rouen, lag ebenfalls ruhig schlummernd im Bette.

Ein anderes Wesen aber schlief um diese Stunde noch nicht.

Auf dem zwischen Fichtenbäumen befindlichen Grabe Emma's kniete ein junger Mensch und weinte bitterlich; seine Brust drohte vor heftigem Schluchzen zu zerspringen; sie hob sich in der Dunkelheit in keuchenden Athemzügen, unter der Wucht immenser, tiefer Trauer, die unergründlich wie die Nacht war.

Plötzlich knarrte das Gitterthor des Kirchhofes in seinen

Angeln. Lestiboudois kam herbei; er wollte ein Grabscheit holen, das er zuvor vergessen hatte. Er erkannte Justin, der rasch über die Mauer kletterte; er glaubte nun endlich den Uebelthäter erkannt zu haben, der ihm seine Kartoffeln zu stehlen pflegte.

X.

Am nächsten Tage nahm Charles sein Töchterchen nach Hause. Das Kind fragte nach seiner Mama. Man sagte ihm, sie sey abwesend und werde ihm Spielsachen bringen. Bertha sprach noch einige Male von ihrer Mutter; nach und nach dachte sie weniger an die Hingeschiedene und vergaß ihrer endlich ganz.

Die Heiterkeit und Lustigkeit des Kindes that dem Vater weh; außerdem hatte er noch unter den unerträglichen Tröstungen des Apothekers zu leiden.

Auch fingen die Geldverlegenheiten wieder bald an. Herr l'Heureux stachelte den Freund Vincart neuerdings auf; Charles unterschrieb Wechsel auf enorme Beträge, weil er sich nie entschließen wollte, etwas von den Möbeln verkaufen zu lassen, die ihr gehört hatten. Seine Mutter ärgerte sich darüber. Das nahm er nun wieder seinerseits im höchsten Grade übel. Er hatte sich so sehr geändert und solche Manieren ihr gegenüber angenommen, daß sie sein Haus verließ.

Nun bemühte sich alle Welt um die Wette, ihn zu plündern und zu berauben. Mademoiselle Lempereur verlangte das Honorar für einen sechsmonatlichen Unterricht, obwohl Emma nie eine einzige Stunde bei ihr genommen hatte; dem armen

Charles war wohl einmal eine von ihr ausgestellte Quittung vorgelegt worden; die Beiden hatten demgemäß ein Uebereinkommen getroffen.

Der Bücherverleiher verlangte die Bezahlung für ein dreijähriges Abonnement.

Frau Rolet behauptete, sie habe Portogebühr für zwanzig Briefe zu verlangen.

Als Charles über diesen Punkt nähere Aufklärungen verlangte, war die gewesene Amme zartsinnig genug, ihm zu antworten:

„Darüber kann ich Ihnen keine Aufklärung geben. Es mochten wohl Geschäftsangelegenheiten gewesen seyn.“

Bei jeder Schuld, die Charles bezahlte, glaubte er endlich fertig geworden zu seyn; die Forderungen erneuerten sich jedoch fortwährend.

Als er von seinen Kunden rückständige Zahlungen für die ihnen gemachten Besuche verlangte, zeigte man ihm die von seiner Frau überschickten Briefe. Er mußte sich dann noch entschuldigen.

Felicité trug die von Emma hinterbliebenen Kleider, wohl nicht alle, da er einige aufbewahrt hatte, doch aber die meisten; er pflegte sich von Zeit zu Zeit in ihrem Toilettecabinet einzuschließen und dann jene Kleider stieren Blickes zu betrachten.

Die Magd war ungefähr eben so wie Emma gewachsen; wenn sie bisweilen aus ihrem Zimmer herausging und Charles sie von rückwärts erblickte, erfaßte ihn eine Illusion und er rief dann aus:

„O bleibe, bleibe!

Um Pfingsten verließ die Magd jedoch sein Haus und den Ort; Theodor entführte sie und sie entwendete Alles, was von der Garderobe ihrer verstorbenen Gebieterin noch übrig war.

Zu dieser Zeit hatte die verwitwete Frau Dupuis die Ehre ihm eine Meldung zu machen „von der Verbindung des Herrn Leon Dupuis, ihres Sohnes, Notars zu Yvetot, mit Fräulein Leocadia Leboeuf aus Bondeville.“

Charles schrieb ihr einen Gratulationsbrief und darin unter Anderem folgenden Satz:

„Wie würde sich meine arme Frau gefreut haben!“

Als er eines Tages zweck- und absichtslos im Hause umherirrte, war er bis auf den Boden hinaufgestiegen; dort herumgehend fühlte er plötzlich unter seinem Pantoffel eine aus feinem Papier zusammengeknitterte Kugel.

Er entfaltete sie und las:

„Muth, meine Emma, Muth! Ich will nicht schuld am Unglück deines Lebens seyn!“

Es war der Brief Rudolphs, den Emma dort verloren hatte; er war, nachdem sie ihn in der Hand zusammengeknittert hatte, zwischen alte Kisten auf den Estrich gefallen; dort wäre er auch geblieben, wenn ihn nicht der Wind, der durch das Bodenfenster eindrang, gegen die Thür geweht hätte.

Unbeweglich und wie versteinert blieb Charles auf demselben Platze stehen, wo einst Emma, noch bleicher als er und die furchtbarste Verzweiflung im Herzen tragend, gestanden war und sterben gewollt hatte.

Bei weiterem Lesen und Forschen sah er ein großes R nach der letzten Zeile auf der zweiten Seite.

Wem mochte dieses R wohl angehört haben?

Endlich erinnerte er sich an Rudolphs fleißige Visiten, an sein plötzliches Ausbleiben und an das gezwungene Wesen, das er einigemal bei zufälligen Begegnungen an ihm bemerkt hatte. Der ehrerbietige Ton des Schreibens führte ihn jedoch irre.

»Sie werden sich vielleicht platonisch geliebt haben,« sagte er zu sich selbst.

Charles gehörte überdies in die Classe jener Menschen, die nicht gern eine Sache ergründen und bis in ihre letzten Stufen verfolgen; vor handgreiflichen Beweisen schreckte er zurück; seine Eifersucht, die noch nicht zur klaren und völligen Bestimmtheit gelangt war, verschwand vor der Unermeßlichkeit seines Schmerzes.

Er dachte, daß es nur natürlich gewesen wäre, wenn alle Welt sie angebetet hätte. War sie doch so schön, daß alle Männer nach ihr begehren mußten. Sie erschien ihm beim Gedanken an diese Begehrlichkeit nur um so schöner; seine permanente Sehnsucht nach ihr steigerte sich bis zur Wuth; seine Verzweiflung kannte keine Grenzen; sie quälte ihn um so mehr, als sein Verlangen nach der Verstorbenen nie mehr befriedigt werden konnte.

Er wollte nur mehr das thun und lassen, was ihr im Leben gefallen und mißfallen hatte; er ging jetzt noch auf alles ein, woran sie Behagen gehabt, was sie schön und angenehm gefunden hatte. Er kaufte sich lackirte Stiefel und gewöhnte sich weiße Halsbinden zu tragen. Er träufelte wohlriechende Essenzen auf seine Schnupftücher, salbte seinen Schnurbart mit duftigen Salben und stellte Wechsel aus, was sie im

Leben so oft gethan. Noch von jenseits des Grabes her wirkte sie verderblich auf ihn.

Er war genöthigt sein Silberzeug Stück um Stück zu verkaufen; eben so mußte er es bald darauf mit den Salonmöbeln machen. Nach und nach wurden alle Zimmer geleert; ein Zimmer aber, ihr Zimmer, mußte nach wie vor unberührt bleiben.

Nach dem Essen begab sich Charles regelmäßig in dieses Zimmer. Er ließ Feuer im Camin machen, schob den runden Tisch vor dasselbe und ihren Lehnstuhl an den Tisch. Diesem Lehnstuhl gegenüber setzte er sich dann nieder. In einem ihrer Lieblingsleuchter brannte eine Kerze. Bertha saß neben ihm und illuminirte Bilder.

Dem armen Mann schmerzte es ungemein, das Kind so vernachlässigt und schlecht gekleidet zu sehen; ihren Halbstiefelchen fehlte es gewöhnlich an einer Schnur zum Einschnüren; die Blousen waren bis über die Hüften hinauf zerrissen; das Weib, welches die Hauswirthschaft besorgte, kümmerte sich nicht um das Kind.

Und doch war die Kleine so sanft und lieb! Man konnte nichts Anmuthigeres sehen, als die Art und Weise, in der sie ihr kleines Köpfchen vorwärts neigte und ihr reiches blondes Haar auf die rosigen Wangen in Locken herunterfiel; wenn er sie so sah, erfaßte ihn ein unendliches Ergötzen und unaussprechliche Behaglichkeit, ein mit tiefer Bitterkeit gemengtes Vergnügen, an jene süßen Weine mahnend, die in Schläuchen aufbewahrt werden, deren Inneres mit Harz ausgepicht ist.

Er machte ihr das zerbrochene Spielzeug zurecht, fabri-

cirte ihr Gliedermännchen aus Pappe und nähte die aufgetrennten Bäuche ihrer Puppen wieder zu.

Wenn sein Blick bei solchen Beschäftigungen auf Emma's Arbeitskorb fiel, wenn er ein noch von ihr übriggebliebenes Band oder eine in einer Spalte des Tisches steckengebliebene Nadel entdeckte, versenkte er sich in melancholische Träumereien und sah dann so betrübt aus, daß auch das Kind ganz traurig wurde.

Sie erhielten jetzt gar keine Besuche; Justin hatte nemlich nicht in der Apotheke bleiben wollen und war nach Rouen zu einem Gewürzkrämer in die Lehre gegangen; die Kinder des Apothekers kamen ebenfalls selten zu der kleinen Bertha. Homais wollte nicht, daß der vertrauliche Umgang noch länger fortgesetzt werde; die gegenseitige sociale Stellung bot nach seinem Dafürhalten allzugroße Verschiedenheiten dar.

Der Blinde, dem die vielgerühmte Salbe des Apothekers unnütz gewesen hatte sein altes Bettelgeschäft auf der Landstraße wieder aufgenommen; dort erzählte er den Reisenden die nichtigen, hohlen Versuche des Apothekers; er trieb dies so weit und so hartnäckig, daß Homais, wenn er in der Diligence nach Rouen fuhr, sich hinter den Vorhängen der Wagenfenster verstecken mußte, um nur einigermaßen dem fatalen Begegnen entgehen zu können.

Der eitle Apotheker haßte den Bettler und hätte ihn umbringen können; im Interesse seiner Reputation wollte er sich seiner um jeden Preis entledigen und legte geheime Batterien gegen ihn an, die gleichzeitig Zeugniß ablegten von der Schärfe seines Verstandes und der ruchlosen Natur seiner Eitelkeit.

Sechs Monate lang konnte man daher von Zeit zu Zeit

im »Fanal von Rouen« kleine Artikelchen lesen, die ungefähr folgendermaßen lauteten:

»Alle Reisenden, welche sich nach den fruchtbaren Gegenden der Picardie begeben, werden ohne Zweifel an der Straße in der Nähe von Yonville einen Bettler bemerkt haben, der mit einem gräulichen Gesichtsübel behaftet ist. Er belästigt und verfolgt die Reisenden, von denen er einen wahrhaften Tribut erhebt. Leben wir denn noch in den monströsen Zeiten des Mittelalters, in denen es jedem Vagabunden gestattet war, seinen Aussatz, seine Geschwüre und noch andere häßliche, von den Kreuzzügen mitgebrachte Uebel auf öffentlichen Plätzen zur Schau zu bringen?«

Oder:

»Trotz der Gesetze gegen Vagabunden sind doch die Umgebungen unserer großen Städte nach wie vor von ganzen Bettlerbanden förmlich überschwemmt; diejenigen unter ihnen, die isolirt herumwandern, sind nicht die mindest Gefährlichen. Woran denken denn unsere Behörden?«

Mitunter erfand der sinnreiche Homais auch kleine Anekdötchen. »Gestern hat auf der Straße in der Nähe von Yonville ein scheu gewordenes Pferd —«

Und nun folgte die Mittheilung eines Unfalles, der durch das plötzliche Erscheinen des Blinden veranlaßt worden seyn sollte.

In solcher Weise brachte es Homais dahin, daß der arme Blinde seiner Freiheit beraubt und eingesperrt wurde. Man setzte ihn jedoch wieder in Freiheit. Er fing sein früheres Geschäft wieder an und Homais begann auch sofort die ehemaligen Plänkeleien wieder von vorn einzuleiten. Es war ein fortgesetzter Kampf, in welchem der Apotheker endlich den

Sieg davontrug, da sein Feind zu lebenswieriger Einsperrung in einem Spital verurtheilt wurde.

Dieser Erfolg steigerte die Kühnheit des schriftstellernden Apothekers; fortan konnte in dem ganzen Bezirke kein Hund überfahren, keine Scheune in Brand gesteckt, keine Frau von ihrem Manne geschlagen werden, ohne daß er die Fahne des Fortschritts schwingend und Haß gegen alle Vorurtheile predigend, nicht das Publicum davon in Kenntniß gesetzt hätte.

Er stellte Vergleiche an zwischen den von Weltlichen und Geistlichen geleiteten Primärschulen; es versteht sich von selbst, daß die Letztern dabei immer den Kürzern zogen; er sprach von der Pariser Bluthochzeit bei Gelegenheit einer Schenkung im Betrage von hundert Francs zu Gunsten der Ortskirche; er rügte alle Mißbräuche und geißelte sie aufs Unbarmherzigste. Radicale Umgestaltung war seine Devise, sein Lieblingsausdruck; er wühlte und unterminirte; er wurde ein gefürchteter, ein gefährlicher Mensch.

Bald wurden ihm die Grenzen eines Journals zu enge; sie bedrückten und erstickten ihn; er fühlte, daß es ihm noth thue, sich auf einem größern Gebiete zu bewegen, ein Werk oder auch mehre zu schreiben.

Demnach verfaßte er eine „allgemeine Statistik des Bezirkes Yonville, begleitet von klimatologischen Betrachtungen.

Von der Statistik ging er auf die Philosophie über. Auf diesem Gebiete beschäftigte er sich nur mit großen Hauptfragen und socialen Problemen, mit der moralischen Verbesserungen der ärmeren Classen, mit der Fischzucht, der Erzeugung von Kautschuk, mit Anlegung von Eisenbahnen ꝛc.

Er schämte sich seiner obscuren socialen Stellung, nahm freiere Manieren an, rauchte sogar auf offener Straße und

kaufte sich zwei Statuetten à la Pompadour, um seinen Salon damit zu decoriren.

Die Pharmacie gab er dabei jedoch nicht im Mindesten auf; er verfolgte im Gegentheil alle neueren Entdeckungen und widmete der großen Bewegung, die eben in der Chocolade-Fabrication vor sich ging, ganz besondere Aufmerksamkeit.

Er war der Erste, der aus Paris Revalenta arabica und ähnliche Universalmittel kommen ließ; für die Pulvermacher'schene lektrischen Ketten bekundete er enorme Begeisterung, er trug selbst eine solche Kette am bloßen Leibe; wenn er am Abend vor dem Schlafengehen seine Flanelljacke ablegte, war Madame Homais von dem Goldglanze ganz geblendet, sie empfand verdoppelte Glut und Zärtlichkeit für den Mann, der gleich einem Scythen Ketten am bloßen Leibe trug und prachtvoll wie ein Magier war.

Ueber ein Monument, das dem Andenken Emma's errichtet werden sollte, äußerte er sehr schöne, erhabene Ideen. Zuerst schlug er einen Säulenstumpf mit einer Draperie vor, dann eine Pyramide, dann einen Vestatempel, eine Art Rotunda — endlich noch — symmetrisch geordnete Ruinen.

Bei allen diesen Plänen betrachtete er die Hinzugabe einer Thränenweide als unerläßlich, weil sie ihm als das unvermeidliche Symbol der Traurigkeit galt.

Er und Charles fuhren zusammen nach Rouen; sie wollten dort bei einem Grabsteinfabrikanten einige Muster sehen; ein guter Freund, Maler seines Zeichens und berühmt als Witzbold und seiner Wortspiele halber, hatte sich ihnen angeschlossen; er wurde den ganzen Weg über nicht müde, mehr oder weniger gelungene Calembours vorzubringen.

Nachdem Charles an hundert Zeichnungen gesehen, einen

Plan bestellt und noch eine zweite Reise nach Rouen gemacht hatte, entschied er sich für eine Art von Mausoleum, das an zwei Fronten einen Genius mit einer ausgelöschten Fackel zeigte.

Was die Inschrift anbelangte, so fand Homais an nichts so viel Behagen, als an dem bekannten »Sta viator.«

Dabei blieb er stehen; er dachte ohne Unterlaß darüber nach und wiederholte fortwährend: Sta viator.

Endlich entdeckte er noch: Amabilem conjugem calcas.

Dies wurde ebenfalls adoptirt und triumphirend übersetzte der gelehrte Apotheker seiner staunenden Gattin:

»Stehe still, Reisender, Du trittst auf einen Boden, der eine liebenswürdige Gattin deckt!«

Seltsam war es daß Bovary, obwohl er beständig an Emma dachte, sie doch bereits vergaß.

Er wollte darüber verzweifeln, daß ihm dieses Bild, trotz aller Anstrengungen, um es festzuhalten, denn doch nach und nach entschlüpfte.

Und doch träumte er allnächtlich von ihr; es war immer derselbe Traum; er näherte sich ihr und wenn er sie dann umschlingen wollte, umarmte er die leere Luft; Staub und Asche lagen zu seinen Füßen.

Einmal sah man ihn eine ganze Woche hindurch allabendlich in die Kirche gehen; auch dem würdigen Priester des Ortes machte er mehre Besuche, unterließ sie aber bald wieder, weil er sich vor den Spötliereien und der Ironie des Apothekers fürchtete.

So öconomisch Charles auch lebte, so wollte es ihm doch auch nicht im Entferntesten gelingen, seine Schulden ab-

tragen zu können. Von einer Erneuerung der Wechsel wollte l'Heureux nichts wissen. Die Pfändung stand vor der Thüre.

Nun nahm er wieder Zuflucht zu seiner Mutter, die sich herbeiließ, ihre liegende Habe für ihn zu hypotheciren; dabei erging sie sich jedoch in bitteren Recriminationen gegen Emma und verlangte für das von ihr gebrachte Opfer, daß ihr Charles einen Shawl überlassen sollte, welcher den Griffen der räuberischen Magd entgangen war. Charles verweigerte ihn und sie entzweiten sich neuerdings.

Die Mutter machte jedoch die ersten Schritte zu einer abermaligen Versöhnung; sie schlug ihm vor, die Kleine zu sich zu nehmen; sie würde ihr ein Trost in ihrer Einsamkeit seyn.

Charles gab seine Einwilligung. Im Momente der Abreise verließ ihn jedoch der Muth und nun kam es zu definitivem, vollständigem Bruche.

In dem Maße, in welchem ihm das Bild seiner Gattin entschwand und die Mutter sich von ihm wendete, schloß er sich in innigerer Liebe an sein Kind an. Dieses Kind beunruhigte ihn jedoch; Bertha hustete bisweilen und hatte rothe Flecken an den Backenknochen.

Blühend und heiter machte sich ihm gegenüber die Familie des Apothekers breit, über die sich alles nur erdenkliche Glück zu häufen schien. Napoleon war dem Vater bereits im Laboratorium behilflich. Athalia stickte ihm eine griechische Mütze, Irma schnitt Papierscheiben zurecht, mit denen die Confituren bedeckt werden sollten, Franklin machte Fortschritte in der Geometrie und verstand bereits den pythagoräischen Lehrsatz. Homais war der glücklichste Vater, der Beglückteste aller Menschen.

So meinte Charles und doch war dem durchaus nicht so!

Charles irrte sich, denn an Homais nagte ein geheimer, dumpfer Ehrgeiz! Homais sehnte sich nach dem Kreuze der Ehrenlegion.

Er konnte Ansprüche auf dessen Verleihung geltend machen.

Erstens hatte er sich während der Cholera durch grenzenlose Aufopferung hervorgethan;

zweitens hatte er verschiedene gemeinnützige Werke geschrieben und auf eigene Kosten veröffentlicht, nemlich »Ueber den Cider, dessen Erzeugung und Wirkungen«; »Beobachtungen über die Zucht wolletragender Thiere« (der Academie der Wissenschaften zugeschickt); sein »Buch über Statistik« ꝛc.;

drittens war er Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften;

viertens endlich hatte er sich regelmäßig durch eifrigen Beistand und umsichtige Hilfeleistungen bei Feuersbrünsten hervorgethan.

Homais näherte sich nun den an der Spitze der öffentlichen Macht stehenden Behörden seiner Gegend. Bei Deputirtenwahlen verstand er es, dem Herrn Präfecten ganz besondere Dienste zu leisten. Er ging in seinem Diensteifer und in seiner Selbstverläugnung so weit, daß er sich förmlich prostituirte und aller Selbstachtung bar und ledig wurde. Er richtete sogar eine Petition an den König, in welcher er die Bitte aussprach, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihn unsern guten König nannte und mit Heinrich IV. verglich.

Jeden Morgen konnte man nun den Apotheker sich mit

einem wahren Heißhunger auf die Zeitung stürzen sehen, um seine Decorirung in derselben zu entdecken; die bezügliche Ernennung wollte aber noch immer nicht erscheinen.

In seiner Ungeduld ließ er in seinem Garten einen Rasenfleck in der Form eines Ordenssternes anlegen; die Gräser an der Seite waren so geschickt angebracht, daß sie die Ordensbänder nachahmten. Rings um diese künstliche Anlage ging er mit verschränkten Armen täglich spaziren und meditirte dabei über die Unfähigkeit der Regierung insbesondere und die Undankbarkeit der Menschen im Allgemeinen.

Entweder aus Achtung für die Hingeschiedene oder aus einer gewissen Trägheit, die er in allen seinen Forschungen bekundete, hatte Charles noch nicht das geheime Fach eines aus Palissanderholz verfertigten Schreibtisches geöffnet, dessen sich Emma gewöhnlich bedient hatte. Eines Tages setzte er sich jedoch vor das Pult, öffnete es und drückte an der geheimen Feder. Alle Briefe Leons befanden sich in demselben!

Jetzt konnte er nicht mehr zweifeln!

Er las sie alle durch, wühlte in allen Winkeln, allen Möbeln, allen Schiebfächern nach noch anderen Briefen umher; er pochte an alle Wände, schluchzte, heulte, gerieth außer sich und war wie wahnwitzig.

Plötzlich entdeckte er noch eine große Schachtel, die er mit einem Fußstoß öffnete.

Rudolphs Porträt lag von einer Unzahl Liebesbriefe umgeben in derselben.

Alle Welt erstaunte über die Entmuthigung, die sich seiner bemächtigte und in der er verharrte. Er ging nicht mehr aus, empfing Niemanden, vernachlässigte sogar seine Kranken und wollte sie nicht mehr besuchen.

Die Leute behaupteten dann, er schlösse sich ein, um ungestört trinken zu können.

Bisweilen stellte sich jedoch ein Neugieriger auf die Zehenspitzen, um über die Gartenhecke schauen zu können; dann gewahrte er voll Erstaunen einen Mann mit langem Barte, in vernachlässigtem, schmutzigem Anzuge, mit wildem, stierem Blicke, der wie ein Verzweifelter auf- und abrannte und dabei laut weinte.

An Sommerabenden pflegte er mit seinem kleinen Mädchen auszugehen und den Kirchhof zu besuchen. Von dort kehrten sie nicht früher zurück, als bis es ganz finster geworden und aus der Bodenluke Binet's ein helles Licht herabschimmerte.

Die Wollust seines Schmerzes war jedoch unvollständig, weil er Niemanden hatte, mit dem er sie hätte theilen können; er besuchte die Gastwirthin Madame Lefrançois, um mit ihr von Emma reden zu können.

Die Wirthin hörte jedoch nur mit halbem Ohr auf seine Klagen, seitdem sie ebenfalls schweren Kummer hatte; l'Heureux hatte nemlich einen lange gehegten Plan ausgeführt und einen neuen Diligencen-Verkehr zwischen Yonville und Rouen organisirt; Hivert, der sich eines großen Rufes wegen seiner Geschicklichkeit in Verrichtung von Commissionen erfreute, forderte einen höheren Gehalt, widrigenfalls er in die Dienste der Concurrenz zu treten drohte.

Eines Tages begab sich Charles auf den Markt von Argueil, um dort sein Pferd zu verkaufen; es war der letzte Gegenstand, den er zu verkaufen hatte.

Dort traf er mit Rudolph zusammen.

Beide wurden todtenbleich, als sie einander erblickten. Rudolph, der ihm zur Condolenz blos seine Karte geschickt

hatte, stammelte zuerst einige Entschuldigungen; dann wurde er jedoch kühner und ging sogar so weit (es war eben sehr warm, man befand sich im Monat August), daß er ihn aufforderte, mit ihm eine Flasche Bier im Wirthshaus zu trinken.

Charles nahm die Einladung an.

Sie setzten sich an einen Tisch einander gegenüber; Rudolph schmauchte behaglich an einer Havannahcigarre und plauderte lustig darauf los; Charles gab sich melancholischen Phantasien Angesichts des Menschen hin, den sie geliebt hatte. Er glaubte etwas von ihr wieder vor sich zu sehen. Er war wie verzückt. Er hätte dieser Mensch seyn mögen. Dabei plauderte Rudolph ohne Unterlaß fort und berührte alle nur erdenklichen Gesprächsgegenstände; er sprach über Hausthiere und Dünger; er verschloß mit Alltagsphrasen alle Zwischenräume, durch die eine Anspielung zu schlüpfen vermocht haben würde. Charles hörte nicht mehr auf ihn. Rudolph bemerkte es und konnte die in dem Unglücklichen aufsteigenden Erinnerungen und Bilder deutlich an der in seinen Gesichtszügen sich kundgebenden Veränderung verfolgen.

Dunkle Röthe überflog das Antlitz des all sein Leben lang betrogenen Mannes; seine Nasenflügel bewegten sich fieberisch hin und her, die Lippen bebten.

Es kam sogar ein Augenblick, in welchem Charles, von düsterer Wuth erfüllt, Rudolph in einer Weise fixirte, die diesen erschreckte und veranlaßte, mitten im Reden allplötzlich abzubrechen.

Die Züge des Armen wiesen jedoch bald wieder das Gepräge der frühern Erschlaffung.

»Ich zürne Ihnen nicht,« sagte er.

Rudolph brachte kein Wort über seine Lippen.

Charles hatte den Kopf auf beide Hände gestützt; mit erloschener Stimme und der Resignation eines immensen, endlosen Schmerzes wiederholte er:

»Nein, ich zürne Ihnen nicht mehr!«

Er fügte sogar noch einen poetischen Ausdruck hinzu, etwas, was er nie zuvor im Leben gethan:

»Das Verhängniß hat es so gefügt!«

Rudolph, der dieses Verhängniß herbeigeführt hatte, fand die Gutmüthigkeit eines Menschen in dieser Lage komisch und sogar etwas gemein.

Am folgenden Tage setzte sich Charles auf die Bank in seiner Gartenlaube. Die Sonne schien durch das Spalier, die Weinblätter warfen ihre Schatten auf den Sand, der Jasmin duftete, der Himmel zeigte sein schönstes Blau, die Käfer summten rings um die Blumenkelche. Charles athmete schwer, gleich einem Jüngling, dem Liebesempfindungen und Liebesgelüste das Blut gegen Herz und Brust treiben.

Die kleine Bertha, die ihn den ganzen Nachmittag nicht zu Gesichte bekommen hatte, kam in den Garten, um ihn zum Essen zu holen.

Sein Kopf lehnte an der Rückwand der Laube, die Augen waren geschlossen, der Mund stand offen; in seinen Händen hielt er eine lange, schwarze Locke.

»Papa,« sagte das Kind, »komm doch!«

Sie glaubte, er wolle sie necken und stieß ihn sanft an.

Er fiel von der Bank auf den Boden herab.

Er war todt.

Auf Veranstaltung des Apothekers kam Doctor Canivet sechsunddreißig Stunden später nach Yonville.

Er öffnete die Leiche, konnte aber keine Todesursache entdecken.

Als alles Hausgeräthe verkauft war, blieb noch so viel übrig, daß man die Reisekosten für Bertha bezahlen konnte, die zu ihrer Großmutter geschickt wurde. Die wackere Frau starb jedoch noch in demselben Jahre; der alte Rouault wurde vom Schlage gerührt und blieb gelähmt; eine Tante nahm sich des verwaisten Kindes an. Als das arme Mädchen heranwuchs, schickte man sie in eine Spinnfabrik, um dort ihren Lebensunterhalt zu finden.

Seit Bovary's Tode haben drei Aerzte nach einander ihr Glück in Yonville versucht, aber nicht gefunden; Homais ist unbeschränkter Herr und Meister der Praxis geblieben. Er hat ungemein viel zu thun; die Behörde drückt ein Auge zu und läßt ihn gewähren, weil die öffentliche Meinung für ihn ist.

Er hat das Kreuz der Ehrenlegion erhalten und ist jetzt wirklich der glücklichste Sterbliche auf viele Meilen in der Runde.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Lord der Admiralität.

Von **Adrien Robert.**

Zwei Theile. 16 Ngr. 48 kr.

Black,

Leben und Abenteuer eines Schooßkindes

Von **Alexander Dumas.**

Nach dem französischen Manuscripte übersetzt von **Dr. G. F. W. Rödiger.**

Drei Theile. 24 Ngr. 1 fl. 12 kr.

Der Glücksritter.

Historischer Roman von **Xavier von Montépin.**

Uebersetzt von **A. Kretzschmar.**

Fünf Theile. 1 Thlr. 26 Ngr. 2 fl. 48 kr.

So sei es!

Roman von **Alexander Dumas.**

Erster Theil. 8 Ngr. 24 kr.

Wer lieben will, muß leiden.

Von **Charles Reade.**

Deutsch von **A. Kretzschmar.**

Vier Theile. Elegante Ausgabe. 1 Thlr. 18 Ngr. 2 fl. 24 kr.

Dieser Roman hat in England das größte Aufsehen gemacht, und das mit Recht. Er spielt zu der Zeit, als Bonaparte den berühmten Feldzug in Aegypten und am Rhein unternahm. Damit verbinden sich die erschütternden Ereignisse, welche eine herabgekommene altadelige Familie in der Bretagne betrafen, wobei der Verfasser seine Leser bis zum Schlusse in Spannung erhält

---

. we,
, wobei de

COLUMBIA UNIVERSITY LI[illegible]

Digitized by Google